This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

18545.135(4)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Johann Ritter von Kalchberg's

gesammelte Schriften.

Ausgewählt, nach den Handschriften und besten Quellen revidirt,
mit literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen
und der Biographie Kalchberg's

herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Vierter Band.

Prosaische Schriften. II.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Prosaische Schriften

von

Johann Ritter von Kalchberg.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Zweiter Band.

Historische Skizzen: Aus der österreichischen und deutschen Geschichte.
Reiseskizzen aus Steiermark.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

48545.55(4)

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Historische Skizzen. Aus der österreichischen und deutschen Geschichte.

Hector von Trautmannsdorf 3
Die Schlacht auf dem Marchfelde 16
Friedrich der Streitbare 56
Die Grafen von Babenberg 118
Die tapferen Tiroler 134
Karl der Große 146
Adelheid von Burgund 161
Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten (Jahr 1106) 178
Die Inquisition in Deutschland 188

Reiseskizzen aus Steiermark.

Das Mürzthal 211
Beantwortung einiger historischer Fragen, welche in Folge der voranstehenden Briefe: „Das Mürzthal" gestellt wurden 279
Ausflug nach dem Lasnitzthale. Geschrieben aus Graz an einen Freund in Wien 1815 294

Anmerkungen 353

Historische Skizzen.

Aus der österreichischen und deutschen Geschichte.

Hector von Trautmannsdorf.

Wie sich des Kriegers Muth nur in der Gefahr erprobt, so ist das Unglück der einzig verläßliche Probirstein der echten Freundschaft. Nur allzu gern erscheint in ihrer Maske die Schmeichelei vor den Thronen der Menschengebieter, darum können diese sich allein in den herben Prüfungsstunden eines feindlichen Schicksals von dem Besitze wahrer Freunde überzeugen. Unter den Fürsten, welche sich diese tröstliche Ueberzeugung auf einem dornigen Lebenspfade erwarben, stellt uns die Geschichte des Vaterlandes einen edlen Abkömmling des Hauses Habsburg dar, dessen Unglück das Herz des gefühlvollen Patrioten Oesterreichs um so gemüthlicher anspricht, als er in einer tragisch erhabenen Darstellung einen seiner edelsten Beherrscher im Kampfe gegen ein widriges, dunkelwaltendes Verhängniß, und ein biederes Volk in einer heroisch standhaften Treue und Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Fürsten vor seinem Geiste erscheinen sieht.

Friedrich von Oesterreich, der Sohn Kaiser Alberts des Ersten und Rudolphs von Habsburg würdiger Enkel, war jener große Mann, der auch im Unglücke den Besitz einer

Seelengröße bewährte, die wir in blödsinniger Täuschung nur allzu oft bei den verzärtelten Schooßkindern eines blinden Glückes zu finden wähnen. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Schönen, allein dieser Name bezeichnete an ihm nicht nur die Schönheit des Körpers, sondern auch die der Seele, welche diesen Körper belebte. Strenge Redlichkeit, deutscher Biedersinn, erhabene Gesinnungen und sanfte Gemüthlichkeit, hohes Ehrgefühl, wahre Herzensgüte, vereint mit einem durch den Geist der Ritterschaft erhöhten, von einer feineren Erziehung veredelten, romantischen Heroismus, machten diesen Fürsten zum Liebling, zum Abgott seiner Völker. Die Natur und das Schicksal schienen ihn zum glücklichsten Regenten, zum Wohlthäter seiner Unterthanen bestimmt zu haben; allein des Ehrgeizes verführerischer Dämon vereitelte diese schöne Bestimmung und brachte der Wehen viele über Friedrich und seine Völker, die beide aus der Hand des Weltlenkers ein besseres Loos verdient hätten.

Die deutsche Kaiserkrone, welche so viele Jahre auf dem Haupte des Vaters und Großvaters geglänzt hatte, sollte auch Friedrichs jugendlichen Scheitel schmücken. Die Göttin der Zwietracht, welche so oft ihre verheerende Fackel über Deutschlands Gefilde schwingt, verleitete die Fürsten zu einer Doppelwahl, und so wurde Ludwig der Baier Friedrichs Gegenkaiser. Schwere und lange Kriege waren die Folge dieser Uneinigkeit. Voll Sehnsucht, den bedrängten Völkern den Frieden wieder zu geben, entschloß sich endlich Friedrich, den jahrelangen Kampf durch eine Hauptschlacht zu endigen, wie Albert sein Vater gegen Adolph von Nassau. Alle Edlen der Länder Oesterreichs eilten freudig mit ihren Reisigen dem Paniere eines Regenten zu, an den nicht blos des Gehorsames kalte Pflicht — an den die stärkeren Bande der Liebe sie innig fesselten. Mit ihm zu siegen oder für ihn zu sterben, war der heilige Schwur ihrer Herzen.

Durch die obere Steiermark ging der Zug seines Heeres, von tausend Segenswünschen der patriotischen Landesbewohner begleitet nach Baiern, dem Lande seines Feindes. Bei dem Benedictinerstifte Admont nahm Friedrich die Heerschau vor, und hier war es, wo alle Edlen der Steiermark, die nur eine Lanze zu führen, und ein Schwert zu schwingen vermochten, sich zahlreich mit ihm vereinigten. Hoher Muth entflammte alle Herzen der Krieger, als der junge Fürst — schön wie ein Halbgott — den Helm mit einer goldenen Krone geschmückt auf seinem sich bäumenden Streithengst die Reihen auf und nieder sprengte. „Es lebe Kaiser Friedrich der Dritte!" scholl es aus allen Kehlen, aus allen Herzen, daß die Alpengebirge umher von diesem Rufe in ihrer todten melancholischen Ruhe gestört zu werden schienen. Als nun der gekrönte Heldensohn, begleitet von seinen Feldherren, sich mitten vor die Front hinstellte und mit ruhiger Hoheit die Tausende überblickte, die in Bereitschaft dastanden, ihm den ungestörten Besitz der deutschen Kaiserkrone mit ihrem Blute zu erkaufen, da sprengten plötzlich dreiundzwanzig Ritter, welche alle auf ihren Schilden das gleiche Wappen führten, aus den Reihen hervor und nahten sich dem Fürsten. „Ha, das sind meine getreuen Trautmannsdorfer!" rief Friedrich freudig aus. Jetzt nahm einer der Ritter den Helm ab, und alle erkannten in ihm den Aeltesten dieses Geschlechtes, Albert von Trautmannsdorf, dessen graues Haar und Silberbart, vereint mit einem ehrwürdigen Gesicht, das in allen Zügen den Biedermann verkündigte, jedem, der ihn sah Hochachtung und Ehrfurcht einflößten. Der edle, in seinem hohen Alter noch rüstige Greis, hatte schon als Jüngling, vor siebenundvierzig Jahren, in der Schlacht auf dem Marchfelde an der Seite Rudolphs von Habsburg gekämpft, wo vierzehn Trautmannsdorfer bei der Rettung dieses Kaisers den Heldentod

ſtarben. Mehr denn fünfzig Gefechten und Schlachten hatte Albert rühmlich beigewohnt im Dienſte dreier Regenten aus dem Hauſe Habsburg, und er entſchloß ſich noch einmal — zum letzten Mal vor ſeinem Tode — für den ſchönen Enkel ſeines Wohlthäters Rudolph zu kämpfen. Alle ſeine vier Söhne (Leopold, Conrad, Herrand und Hector) begleiteten ihn, und die übrigen achtzehn Ritter aus dieſem Geſchlechte waren Söhne und Enkel jener Trautmannsdorfer, die in der Schlacht auf dem Marchfelde gefallen ſind. Albert beugte das graue Haupt vor ſeinem jungen Gebieter, und bat mit rührender Stimme um die letzte Gnade, in der bevorſtehenden Schlacht mit ſeinen Söhnen und Vettern die geheiligte Perſon des Regenten bewachen zu dürfen. Innig bewegt reichte Friedrich ſeine fürſtliche Rechte dem ergrauten Patrioten und gewährte ſeine Bitte.

Von dieſer Epoche an bildeten die Trautmannsdorfer eine Art Leibwache des Fürſten, deren Hauptmann der alte Albert war.

Unter ſeinen vier Söhnen zeichneten ſich vorzüglich Herrand und Hector aus. Der Erſtere wurde wegen ſeiner Rieſengeſtalt der große Ritter genannt, und da ſeine Stärke ihr angemeſſen war, ſo galt er ſowohl auf dem Turnierplatze als auf dem Schlachtfelde für einen der größten Helden Deutſchlands. Hector, der jüngſte ſeiner Brüder und der Liebling ſeines Vaters, war ein ſchöner, edler Jüngling, deſſen Körper und Seele dem Fürſten glichen, in deſſen Dienſte er jetzt getreten war. Eben jene Hochgefühle, welche in Friedrichs Herzen glühten, ſchwellten auch die Bruſt des jungen Hector; eben jener romantiſche Heroismus, den in den Tagen der Ritterſchaft die Minne und das zarteſte Ehrgefühl bei der Blüthe des Adels erzeugten, riß den Geiſt des Einen wie des Andern zu kühnen Unternehmungen hin und machte ſie empfänglich

für alles Edle, Große und Gute. Diese Gleichheit der Gesinnungen, dieses Sichwiederfinden Eines in dem Anderen, mußte bald zwischen Friedrich und Hector eine Annäherung der Herzen hervorbringen; sie schlossen den Bund inniger Freundschaft, überspringend die weite Kluft, durch welche die kalten Convenienzen der Welt sie trennen wollten. In den glücklichen Frühlingstagen unseres Lebens schließt das glühende Herz so gern an ein glühendes Herz sich an; Freundschaft und Liebe gewähren uns Göttergenüsse und die nimmermüde Phantasie zeigt uns die Welt in einem lieblichen Rosenschimmer. Wenn aber der Sommer — wenn endlich des Lebens frostiger Herbst erscheint, ach, dann schwinden die lieblichen Traumgestalten; die hagere Mumie Vergänglichkeit streckt ihre Arme nach uns aus, und so viele getäuschte Hoffnungen, bittere Erfahrungen, so langes Suchen und Nimmerfinden eines unbekannten Etwas, wonach ein dunkles Gefühl uns ewig umher treibt, umziehen allgemach unser Herz mit einer Rinde, die den Wonnegefühlen der Freundschaft und Liebe den Eindrang verwehrt. Einsam stehen wir dann da in einer weiten Einöde; unsere Jugendfreunde verlassen uns einer nach dem andern, wandelnd in das Land der Ruhe und, Fremdlinge unter der neuen Generation, sehnen wir uns, lebensmüde ihnen zu folgen in jene bessere Heimat, wo wir die vorangegangenen Jugendgespielen, alle unsere Lieben wieder zu finden hoffen.

Als die Heerschau vollendet war, strömten alle Krieger dem Stifte zu, welches die Menge seiner Gäste nicht zu fassen vermochte. Die einsamen Kreuzgänge, wo sonst eine heilige Stille herrschte, ertönten jetzt von den eisernen Fußtritten der geharnischten Männer. Alle Mönche und Diener des Stiftes waren beschäftigt, die Krieger zu bewirthen, indeß in den Höfen des Stiftes das wilde Getümmel der Knappen und

Troßbuben, vermengt mit dem Wiehern der scharrenden Hengste erscholl. In der Abtei wurde Friedrich mit allen seinen Rittern von Engelbert, dem Abte, fürstlich bewirthet.

Als endlich spät in der Nacht die Müdigkeit und der Wein die rauhen Krieger, die in einem glücklichen Leichtsinne der Gegenwart genossen, ohne der nahen Zukunft zu gedenken, in die Arme des Schlafes lieferten, da schlich sich Abt Engelbert zu seinem Freunde, dem Conventualen Bartholomäus, der — einer der berühmtesten Astrologen seiner Zeit — auf einem einsamen Thurme des Stiftes saß, um dort die Gestirne über Friedrichs Schicksal in diesem Kriege zu befragen. Traurig verkündigte ihm der Mönch: „daß ein unglückliches Verhängniß über Friedrich und seine Schaaren schwebe, und daß nur wenige aus den letzteren in ihre Heimat zurückkehren würden. Es nahe sich zwar von ferne ein freundliches Gestirn, allein dasselbe werde in seinem Laufe von täuschenden Irrsternen aufgehalten". Der Abt, selbst ein Eingeweihter in dieser Kunst, die durch alle Jahrhunderte des Mittelalters nicht nur den Pöbel, sondern auch die Großen der Erde unter ihre Gläubigen zählte, übersah die Berechnungen des Bruders Bartholomäus und erkannte die Wahrheit seiner Angabe. Mit schwerem Herzen verließen Beide den Thurm und der Abt war fest entschlossen, am kommenden Morgen den allgeliebten Fürsten vor einem nahenden Mißgeschick zu warnen.

Kaum graute der Morgen, so stand Friedrich schon in voller Rüstung da und gab Befehl zum Aufbruch. Indeß die Feldherren und Ritter hiezu die Anstalten trafen, benützte der Abt die Gelegenheit, ihm seine wohlgemeinte Warnung vorzutragen. Aber der edle Fürst, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeit, dankte ihm lächelnd für diesen Beweis einer herzlichen Ergebenheit und meinte, es könne kein Sterblicher seinem

Schicksale entgehen. Innig betrübt verstummte der Abt und beschloß in seinem Herzen, Gott täglich mit seinen frommen Brüdern zu bitten, die drohende Gefahr von dem Haupte des geliebten Regenten abzuwenden.

Von Admont ging der Heereszug nach Salzburg, wo Erzbischof Friedrich von Leibnitz, ein edler Steiermärker, dem Beherrscher Oesterreichs eine ansehnliche Zahl tapferer Krieger persönlich zuführte. Das Heer ging endlich über den Inn und lagerte sich bei der kleinen Stadt Mühldorf, wo es sich verschanzte, um die Ankunft des Herzogs Leopold zu erwarten, der mit zweitausend Reisigen aus Schwaben zur Unterstützung des Bruders heranzog. Ludwig von Baiern, trotzend auf seine Uebermacht, wollte den Oesterreichern früher die Schlacht liefern, als der wegen seiner Tapferkeit gefürchtete Leopold mit der Verstärkung zu ihnen stoßen konnte. Inständig bat der alte kriegserfahrene Albert von Trautmannsdorf seinen Gebieter, das Anerbieten einer Schlacht vor der Ankunft des Bruders nicht anzunehmen; allein die wilde Kampfbegierde der Jugend überschrie die weiseren Rathschläge des Alters, und vorzüglich war es der feurige Erzbischof von Salzburg, der Friedrich zur Annahme der Schlacht bewog. Sonderbar ist es, aus den alten Urkunden zu ersehen, daß dieser geistliche Fürst so viele Adelige, besonders Steiermärker, am Tage der Schlacht zu Rittern schlug, und man kann die Ursache nicht errathen, warum eine so weltliche Handlung nicht vielmehr von dem Regenten selbst vollzogen ward. Vielleicht wollte Friedrich den Erzbischof, als einem gebornen Steiermärker, hiedurch besonders beehren. Man schickte Eilboten ab, den Herzog Leopold zur Beschleunigung seiner Ankunft dringend aufzufordern, und der 28. September des Jahres 1322 ward zur Lieferung dieser Entscheidungsschlacht bestimmt.

Der Erfolg dieser Schlacht ist ohnehin bekannt und wird in den Jahrbüchern unseres Vaterlandes ewig merkwürdig bleiben. Ludwig von Baiern übergab den Oberbefehl seines Heeres dem tapferen Schweppermann, einem Bürger von Nürnberg, und blieb fern von der Gefahr, in den Harnisch eines gemeinen Ritters verkleidet; Friedrich hingegen stand an der Spitze der Seinigen, Allen kenntlich in seiner fürstlichen Rüstung mit dem gekrönten Helm. Ludwig von Baiern nahm, ungeachtet der größeren Stärke seines Heeres, die Zuflucht zu einer unedlen List, indeß der erhabene Friedrich nicht einmal die Ankunft des Bruders erwarten wollte. Schrecklich war der Kampf! Wunder der Tapferkeit übten die Oesterreicher vor den Augen ihres geliebten Fürsten aus, von dem die Chroniken erzählen, daß er bei fünfzig Feinde mit eigener Hand erlegt habe. Schon neigte sich der Sieg auf Friedrichs Seite, schon war der Baiern linker Flügel geworfen, siehe! da zeigte sich im Rücken der Oesterreicher eine Schaar von vierhundert Reitern, in deren Mitte die Fahne Oesterreichs flatterte. „Es ist Leopold, es sind die Schwaben!" riefen jetzt alle freudig aus und waren in ihrem Herzen des Sieges gewiß, allein nur zu bald zeigte sich die Täuschung. Friedrich, Burggraf von Nürnberg, vergessend die nahe Blutsverwandtschaft mit dem Hause Habsburg, kämpfte für Ludwig. Er wußte, daß die Oesterreicher die Ankunft des Herzogs Leopold erwarteten; dies erweckte in ihm den Gedanken, sich und die Seinigen in die Maske der Oesterreicher zu hüllen und ihnen so unerkannt nahe auf den Rücken zu kommen. Friedrichs Eilboten an Leopold wurden in dem Kloster Fürstenfeld listig aufgehalten, daß der Letztere die Nachricht von der Schlacht zu spät erfuhr. Die unedle Doppellist gelang, leider, nur allzu gut. Die vermeinten Freunde kündigten sich nur zu

bald als Feinde an und von vorne erschien Schweppermann mit neuen Schaaren. Von allen Seiten umrungen, kämpfte jetzt Friedrich mit seinen wenigen Getreuen, die noch nicht von ihm abgeschnitten oder gefallen waren, den Kampf der Verzweiflung. „Trautmannsdorfer, denkt an die Schlacht im Marchfelde, rettet euren Kaiser!" rief jetzt der alte Albert von Trautmannsdorf, und die dreiundzwanzig Edlen dieses Geschlechtes nahmen den Fürsten in die Mitte, auf den, weil er so kenntlich war, die Feinde mit aller Gewalt eindrangen. Die Sorge für seinen innig geliebten Fürsten gab dem Greise eine verjüngte Kraft. Er sah alle seine Vettern von den Rossen stürzen und er kämpfte fort, seine Söhne Leopold und Conrad fielen, er kämpfte fort. Jetzt ereilte auch ihn das eiserne Verhängniß. Ein nach seinem Fürsten gerichteter Streich, dem er sich entgegen warf, gab ihm eine tödtliche Wunde; er sank vom Pferde. Nun waren von allen Trautmannsdorfern nur mehr Herrand und Hector übrig, die noch mit wenigen Gefährten an der Seite Friedrichs kämpften. Von dem fränkischen Ritter Eberhard von Mosbach durchbohrt, stürzte endlich das Pferd des Fürsten, und augenblicklich sprang auch Hector von seinem Rosse, um ihn dasselbe besteigen zu lassen; allein in dem Momente erhielt Hector einen so heftigen Kolbenschlag auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank. Jetzt mußte sich der unglückliche Friedrich an Albert von Rindsmaul, einen Ritter aus Franken, ergeben, der ihn sogleich zu dem Burggrafen von Nürnberg brachte. Herrand, durch das Feindegewühl von seinem Fürsten getrennt, sah, daß er allein ihn nicht mehr zu retten vermöge; er dachte also an die eigene Rettung und seiner Riesenstärke gelang es, sich durchzuschlagen.

Als Hector von seiner Betäubung erwachte, war die Schlacht schon vollendet. Die Sieger waren den Fliehenden

nachgeeilt, oder hatten ihren hohen Gefangenen begleitet. Hector sah sich von einem weiten Leichenfelde umgeben, aus dem das Röcheln der Sterbenden herzzermalmend zu seinen Ohren tönte. Wie wäre es möglich, die Schmerzensgefühle seines Busens zu schildern, als er so viele Freunde und Verwandte, so viele Trautmannsdorfer, unter ihnen zwei seiner Brüder — ach, und auch seinen Vater liegen sah? Noch einmal wollte er dieses guten Vaters Antlitz sehen, er nahm ihm den Helm ab. Wie groß war seine Freude, als er in dem Greise noch Leben bemerkte! Albert öffnete seine brechenden Augen zum letzten Male, und sprach mit kaum vernehmlicher Stimme: „Hector, dein Vater segnet dich! — verlass', verlass' deinen gefangenen König nicht!" Noch ein leiser Händedruck, und seine Seele war entflohen nach der Heimat der Ruhe. Hector drückte einen Kuß auf die erbleichten Lippen des Abgeschiedenen, raffte sich auf und eilte fort, um dem letzten Befehl seines Vaters und dem Gebote seines eigenen Herzens Genüge zu leisten.

Bald gelang es ihm, ein herrenloses Pferd zu finden; er schwang sich darauf, und eilte den feindlichen Schaaren nach. Da ihn diese für einen der Ihrigen hielten, so gelang es ihm, bis zu dem Burggrafen von Nürnberg zu kommen. Diesem legte er sein Schwert zu Füßen, erklärte sich selbst als gefangen, und bat inständig, ihm zu erlauben, daß er seinen unglücklichen Gebieter auch in der Gefangenschaft dienen dürfe. Der Burggraf hatte so viel Edelsinn, diesen schönen Beweis von Treue und Liebe eines Unterthanen gegen seinen Fürsten zu würdigen, und durch seine Verwendung ward Hectors Wunsch erfüllt.

Bei dem ersten Wiedersehen sank Friedrich an seinen Hals, stumm war ihre Umarmung, aber Thränen einer wehmüthigen Rührung flimmerten in ihren Augen. Der edle Enkel

Rudolphs von Habsburg fühlte sie jetzt ganz, die Größe der Wohlthat, im Unglück einen wahren Freund zu finden. Drei lange, trauervolle Jahre leistete Hector seinem Gebieter in der Gefangenschaft auf dem einsamen Schlosse Traußnitz (bei Amberg) Gesellschaft. Man war großmüthig genug, den freiwilligen Gesellschafter Friedrichs nicht als einen Gefangenen zu behandeln, und diese Freiheit benützte Hector, um an der Befreiung seines Fürsten zu arbeiten. Bald gelang es ihm, Ludwigs Achtung und Zutrauen zu erwerben, der ihm die Kämmererwürde ertheilte, die Hector mit Beistimmung Friedrichs annahm, um diesem desto mehr nützen zu können. Zu dem Entschlusse Ludwigs, seinen hohen Gefangenen auf dem Schlosse Traußnitz zu besuchen, wodurch endlich die Befreiung Friedrichs — leider gegen harte Bedingungen — erfolgte, hatten Hectors Bemühungen vieles beigetragen. Die Auszeichnung, welche dieser junge, stattliche Fremdling von zwei Fürsten genoß, erweckte den Neid der baierischen Ritterschaft, die stolz auf ihren Sieg, denselben noch immer als einen gefangenen Feind ansah. Vorzüglich konnte Seifried von Frauenberg, einer der Räthe Ludwigs, seinen Groll gegen Hector nicht zurückhalten; er rühmte sich eines älteren Adels zu sein denn er, und bezeigte ihm endlich öffentlich eine schnöde Behandlung. Hector hierüber beleidigt, beklagte sich bei dem Kaiser, und erbot sich die Erlaubniß, den Beweis seines Adels durch Documente und durch das Schwert führen zu dürfen. Nach dem Geiste jener Zeiten ward ihm beides zugestanden, und hiezu ein feierlicher Gerichtstag unter des Kaisers eigenem Vorsitze bestimmt. Ritter Seifried von Frauenberg trat auf, und bewies durch einen guten besiegelten Brief, daß sein Geschlecht vor zweihundertunddreizehn Jahren geadelt ward. Hector hingegen erprobte, ebenfalls durch einen besiegelten Brief, ein dreihundertzweiundfünfzigjähriges

Alter seines Adels. Nach dieser Probe begaben sie sich auf den Kampfplatz, und es ward verkündet, daß der Besiegte Schild, Helm und Kleinod verlieren, und dem Sieger mit seinem Leib und Wappen eigen werden sollte. Nach einem schweren Kampfe besiegte Hector seinen Gegner, und war so großmüthig, seinen Gefangenen der Kaiserin, als eine Ehrung, wie die Urkunde sagt, zu schenken. Durch diese zweite moralische Adelsprobe erwarb sich der Sieger viele Freunde am Hofe des Kaisers, besonders rühmten die Damen den schönen Steiermärker, der Großmuth und feine Sitten mit Tapferkeit verband. Die gutherzige Kaiserin gab dem Frauenberger die Freiheit wieder; doch fertigte Kaiser Ludwig dem Hector eine Urkunde aus, in welcher es heißt: „daß Hector von Trautmannsdorf, sein Bruder (nämlich Herrand), ihre Erben, und alle ihre Nachkommen, vor Seyfrieden dem Frauenberger, seinen Erben und Nachkommen, allweg in Schimpf und Ernst, mit ihrem Leib und Wappen den Vorstand haben sollten. So aber Seyfried der Frauenberger, oder seine Nachkommen dieses nicht hielten, es muthwillig überträten, sollen sie Uns und Unsern Nachkommen ohne alle Gnad verfallen sein hundert March Goldes, auch ihme Hector von Trautmannsdorf fünfzehn March Goldes".

Als Friedrich endlich die lang entbehrte Freiheit wieder erhielt, begleitete ihn sein getreuer Hector in die liebe Heimat zurück; doch das Unglück bei Mühldorf hatte der Leiden viele über drei der Söhne Alberts des Ersten gebracht. Herzog Heinrich wurde ebenfalls bei Mühldorf gefangen, und von seinem Bruder Leopold um ein schweres Lösegeld befreit. Dieser feurige Prinz, der seinen sanfteren Bruder Friedrich von Kindheit an innig liebte, starb vor Gram ein Jahr nach dessen Befreiung. Ihm folgte bald Herzog Heinrich, dessen früher Tod die Folge einer harten Gefangenschaft war. Selbst Friedrich genoß nur mehr

fünf Jahre der Freiheit, und starb in den Armen seines Hector. Oede und freudenlos war diesem die Welt, als er seinen fürstlichen Freund zur Stätte der Ruhe begleitet hatte. Er trat in den deutschen Orden, und schenkte diesem sein väterliches Erbe, die Herrschaft Trautmannsdorf in Oesterreich. Der älteste Stammsitz der Familie, den sie noch gegenwärtig besitzt, ist die Herrschaft Trautmannsdorf in der Steiermark.

In einer kleinen Kirche zu Ampfing in Baiern ruhen die Gebeine Alberts von Trautmannsdorf, seiner beiden Söhne, seiner Vettern und vieler andern Edlen, die in der Schlacht bei Mühldof fielen.

Nur Herrand von Trautmannsdorf kam glücklich in die Arme seiner Gattin, einer gebornen Lichtenstein von Murau, zurück. Das Geschlecht der Trautmannsdorfer, dessen Abkömmlinge in den älteren Urkunden sich auch oft Stikhß von Trautmannsdorf schrieben, kann füglich mit dem Geschlechte der Fabier Roms verglichen werden. Sie sind zwar jetzt nicht mehr so zahlreich als ehemals; aber ihr Patriotismus, ihre Treue gegen die Regenten des Hauses Oesterreich hat sich durch so viele Jahrhunderte in dieser Familie fortgeerbt, und noch gegenwärtig sehen wir, daß der Väter Geist nicht von ihr gewichen ist.

Die Schlacht auf dem Marchfelde.

Beinahe jedes Volk, jedes Land hat in den Jahrbüchern der Menschheit eine oder mehrere Epochen aufzuweisen, wo es sich vor anderen Nationen hervorthat und sich so in diesen Urkunden ein ehrenvolles Denkmal errichtete. Diese Epochen sind die Quelle des Nationalstolzes, sind die Muster, der Sporn zur Nachahmung für Söhne, Enkel und spätere Nachkommen. Selbst ungebildete Nationen erhielten das Andenken berühmter Vorältern binnen Jahrhunderten durch Tradition und Volkslieder. Wenn wir Fremdlinge einen Homer und Ossian noch nach Jahrtausenden mit Entzücken lesen und dabei unser Geist eine unwillkürliche Heldenstimmung erhält, welche Wirkung mußten ihre Gesänge einst auf Griechen und Celten machen? Die Siege der Römer lehrten die Römer siegen. Der erste Brutus erzeugte den zweiten Brutus. Aus den großen Thaten der Väter entstanden die der Söhne, und so ward Rom endlich die Weltbeherrscherin. Die Heldengesänge der Barden von den Thaten der Väter entflammten Hermanns Muth, daß er die Legionen Augusts vernichtete. Das Andenken dieses Helden erzeugte neue Helden,

lehrte unsere Urväter, daß die unüberwindlichen Römer überwindlich seien, und so wurden endlich die durch deutsche Riesenarme gefesselt, welche einst alle Könige und Völker an ihre Triumphwägen geschmiedet hatten.

So wie die ältere Geschichte unserer Vorfahren, so stellt auch die des mittleren Zeitalters uns manchen großen Deutschen zur Bewunderung und Nachahmung dar. Viele erhabene Gestalten erscheinen mir bei dem Blicke in die Vorzeit, und unter diesen will ich jetzt dir, edler Rudolph von Habsburg, den verdienten Zoll meiner Verehrung bringen. Schon ein halbes Jahrtausend schläfst du, großer Fürst, in der düsteren Halle des Todes, aber noch lebt dein Gedächtniß im Herzen aller deutschen Patrioten, noch fühlen wir die Wirkungen deiner wohlthätigen Regierung. Du wurdest, nach den Gräueln einer langen Anarchie, dem verwaisten Germanien ein gütiger Vater, der neue Schöpfer seines Wohlstandes — seiner Ruhe. Du bist der Stifter der großen österreichischen Monarchie, welche noch jetzt, nach so vielen bekämpften Stürmen, ihren neidischen Feinden trotzend, im Wohlstande blüht; deren Beherrscher, deine Nachkommen, noch jetzt den Thron deiner Gründung rühmlich besitzen.

Der 25. August des Jahres 1278 war der große blutige Tag, an welchem sich Rudolphs und seiner Nachkommen Schicksal auf dem Marchfelde entschied, an dem unsere Urväter Wunder der Tapferkeit verübten und mit ihrem Blute dem habsburgischen Geschlechte die Diademe dreier Herzogthümer erkauften. Doch bevor wir die Ereignisse dieses wichtigen Tages, an welchem für uns Oesterreicher eine noch dauernde Epoche begann, dem Schatten der Vergessenheit entreißen, müssen wir einige Blicke auf die früheren Zeiten jenes Jahrhunderts zurückwerfen, um uns mit den Verhältnissen, mit

der damaligen Lage Deutschlands näher bekannt zu machen, damit wir nicht blos die Erfolge und Wirkungen anstaunen, sondern auch deren Ursachen und das feine Gewebe erkennen, mit welchem die ewige Vorsicht das Schicksal ganzer Nationen, so wie einzelner Menschen lenkt. Zwar ist schon von manchem Schriftsteller Rudolphs Leben beschrieben und seiner Thaten, folglich auch der Schlacht auf dem Marchfelde, erwähnt worden; allein so manche interessante Scenen, so manche besondere Ereignisse, welche uns mit dem Geiste und Charakter dieses großen Mannes, so wie mit den einzelnen Thaten seiner Gefährten des Ruhmes näher bekannt machen, blieben doch aus gleichzeitigen Urkunden von Neueren ungenützt, und ein für uns aus mannigfaltigen Ursachen so wichtiger Gegenstand verdient wohl, aus mehreren Gesichtspunkten näher betrachtet zu werden.

Nachdem endlich das hohenstaufische Kaisergeschlecht den Ränken und Verfolgungen der Guelfen unterlag und Barbarossa's letzter Sprosse (Conradin) auf dem Blutgerüste zu Neapel durch das Schwert des Henkers verblutete, verfiel das unglückliche Deutschland in eine grauenvolle Anarchie. Alle Ordnung war aufgehoben, alle Gesetze waren kraftlos; es gab kein Recht mehr, keinen Schutz für den Unterdrückten. Witwen und Waisen wurden geplündert, ungescheut beraubte der Stärkere den Schwächeren; mit der Fackel und dem Schwerte wütheten Deutsche gegen Deutsche. Dies war die Epoche, wo das barbarische Faustrecht all seine Schrecknisse über das verwaiste Vaterland verbreitete. Die wenigen Edlen unter den damaligen Fürsten scheuten sich, ihr Haupt mit einer Krone zu schmücken, deren Last schon so manchen Biedermann zu Boden gedrückt hatte und wollten lieber die Macht besitzen, als Diener ihrem Herrn gebieten zu können, als im Gegentheile nur mit dem

Diadem und Titel des Herrschers geschmückt, ein Sklave ihrer fürchterlichen Diener, das Ziel der Verfolgung aller Großen zu sein. So wie also die Kaiserkrone für Wenige einen Reiz hatte, so scheuten sich andererseits die meisten Fürsten vor der Wahl eines Regenten aus einem mächtigen Hause, der die von ihnen geraubten kaiserlichen Kammergüter zurückfordern, das gesunkene Ansehen seiner Würde wieder herstellen und ihrer Zügellosigkeit und grenzenlosen Raubsucht Schranken setzen könnte. Mehr denn zwanzig Jahre dauerten die Gräuel und Verwirrungen dieses großen Interregnums. Zwar gab es binnen dieser Zeit vier Kaiser; allein Conrad der Vierte folgte bald seinem Vater in den Tod und die übrigen drei Fremdlinge waren nichts weiter als — Schattenkaiser. Mit jedem Jahre häufte sich das Elend, vermehrte sich die Verwirrung, bis endlich der größte Theil Germaniens einer weiten Räuberhöhle glich. Wenn man noch irgendwo Schutz gegen Unrecht und Unterdrückung zu finden hoffte, so war es bei den wenigen Edlen, die nebst dem Willen auch die Macht hatten, die Gerechtigkeit mit den Waffen zu vertheidigen. Unter diesen wenigen Schutzgeistern ihres Vaterlandes war der Edelste — der Berühmteste — Rudolph Graf von Habsburg. Sein Name war schrecklich jedem Bösewicht, süß jedem Redlichen. Menschenliebe, Wohlwollen und Biedersinn waren die Grundlage seines Charakters. Unerschütterlich war sein Muth, unüberwindlich seine Tapferkeit, unbestechlich seine Gerechtigkeitsliebe; es suchten ihn alle Edlen — es flohen ihn alle Schurken. Seine Burgen und Schlösser standen der unterdrückten Unschuld, trauernden Witwen, beraubten Waisen offen. Nur bei ihm war noch Menschlichkeit und Recht zu finden. Schon als Jüngling hatte sich Rudolph unter Friedrich dem Zweiten die herrlichsten Lorbern in Italien erkämpft. Dort am Hofe dieses berühmten

Kaisers bildete sich sein Geist, lernte er die Welt und Menschen kennen, ohne jedoch von seinem deutschen Biedersinn, von jener edlen Simplicität, dem Stempel eines großen Geistes, etwas zu verlieren. Eine Schaar kühner Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern Deutschlands war der Kern, die Seele von Friedrichs Heer, und an ihrer Spitze glänzte Rudolph. Bei allen Schlachten und Belagerungen, überall wo Tod und Gefahren drohten, war er der Erste voraus. Mehr bebten die Lombarden, den Löwenschild, als den mit dem zweiköpfigen Adler zu erblicken. Vergebens suchten die listigen Italiener diesen deutschen Löwen, wie sie ihn nannten, durch die glänzendsten Versprechungen zu gewinnen; vergebens bot ihm der Papst, boten die Guelfen Schätze und Fürstenthümer und die höchsten Ehrenstellen an. Ich breche meinen Vasalleneid nicht — mag kein Schurke werden! war stets seine Antwort. Unwandelbar treu diente er seinem Kaiser und wankte auch damals nicht, als ihn mit diesem der Bannstrahl des römischen Himmel- und Erdenbeherrschers traf. So brachte er seines Lebens Frühling am Hofe und in den Waffen zu. Als aber Friedrichs Haß gegen die Italiener in Grausamkeit ausartete, als der edle Graf seine Stimme so oft fruchtlos für Recht und Menschlichkeit erhob und der Kaiser seit dem Tage, an welchem sich einer seiner trug- und ränkevollen Astrologen in dessen Gegenwart vor Rudolph auf die Knie senkte und diesem den künftigen Besitz des Kaiserthrones prophezeite, weder Ohr noch Gewogenheit mehr für ihn hatte, sondern aus neidischem Aberglauben den Heldenjüngling durch die gefährlichsten Aufträge seiner Ruhe zu opfern gedachte — da nahm Rudolph seinen Abschied und kehrte nach seinem väterlichen Erbe zurück. Einen großen Spielraum für seine Thätigkeit fand er dort. Schon lange war sein Vater Albert in Palästina ein Opfer

jenes frommen Wahnes geworden, der in jenen unseligen Zeiten der Kreuzzüge Europa entvölkerte. Habsüchtige Vormünder verwalteten nun das Vermögen des Minderjährigen und eigneten sich, obschon sie seine nächsten Blutsverwandten waren, den größten Theil desselben mit um so größerer Kühnheit zu, da sie mit Zuversicht erwarteten, daß der feurige Heldenjüngling in den Schlachtgefilden Italiens gewiß den Tod finden würde. Plötzlich und unvermuthet erschien er in seiner Heimat und fand von den väterlichen Besitzungen fast nichts mehr als die alternden, beinahe ausgeplünderten Mauern von Habsburg. Zuerst mit Güte und Freundschaft, als aber diese Sprache nichts vermochte, mit dem Schwerte forderte er Rechnung und Wiedererstattung von seinen ungerechten Anverwandten. Bald verschaffte ihm seine Tapferkeit das Recht und die Zurückgabe seines Eigenthums; ebensobald entriß er auch sein mütterliches Erbe, die Grafschaft Kiburg, dem Bischof von Straßburg und dessen Capitel. Schnell stieg nun seine Macht, sein Wohlstand, so wie sein Ruhm; aber ebenso bald entstanden Neider, und mächtige Feinde erhoben sich von allen Seiten, um die wachsende Macht des jungen Fremdlings, wofür sie ihn wegen seiner langen Abwesenheit hielten, zu hemmen. Ueberall und immer half er sich mit seinem guten geübten Schwerte und mit der Wirkung seines erfinderischen Geistes durch. Er war nicht blos, nach dem gewöhnlichen Schlage der Ritter seiner Zeiten, ein guter Reiter und muthiger Kämpfer, sondern er besaß alle Feldherrntalente in vollem Maße und wußte Tapferkeit mit Klugheit zu vereinen. Beinahe mit jedem Tage wuchs sein Ansehen und die Bewunderung seiner großen und kühnen Thaten. Ueberall nahm er sich der gerechten Sache an, überall, so weit sein mächtiger Arm reichte, beschützte er den Schwächeren gegen die Unter-

drückung des Mächtigeren. Die Bürger von Uri, Unterwalden und Schwyz nahmen ihn als ihren Schutzherrn an. Die mächtigsten Städte, weltliche und geistliche Fürsten, suchten seine Freundschaft, seinen Schutz, und übertrugen ihm die Anführung ihrer Heere; denn wo Rudolph an der Spitze focht, da war auch der Sieg. Es wäre zu weitläufig, die beinahe zahllosen Schlachten und Fehden, in welchen sich dieser Held immer neue Lorbern sammelte, alle zu berühren; wir wollen also nur einiger Auftritte seines Privatstandes erwähnen, welche uns mit seinem Charakter und seinen größten Geistesfähigkeiten näher und anschaulich bekannt machen.

Unter Rudolphs mächtigsten Gegnern befand sich Ulrich Freiherr von Regensberg, ein hochmüthiger, raubsüchtiger Mann, der im Züricher Gau die festesten Schlösser und ansehnlichsten Ländereien besaß und dennoch, von unersättlicher Habsucht gespornt, das Gebiet dieser Stadt, so wie ihre Bürger mit endlosen Räubereien und feindlichen Anfällen marterte. Diese, fürchtend seine Macht und begierig nach Ruhe, schickten eine stattliche Gesandtschaft an ihn ab und boten ihm Friede und Freundschaft, so wie die Schutzherrschaft über Zürich an. Allein der Uebermüthige verhöhnte die Gesandten, schlug ihr Begehren ab und verlangte eine unbedingte Unterwerfung, mit der Bedrohung einer sonst ewigen Fehde. Traurig kehrte die Gesandtschaft zurück und die betrübten Bürger nahmen nun ihre Zuflucht zum Grafen von Habsburg. Rudolph nahm sie gütig auf und versprach ihnen seinen Schutz. Kaum erfuhr dies Regensberg, so sandte er einen Trupp seiner vertrautesten Reisigen in die Gegend von Habsburg verkleidet ab, um dem Grafen meuchelmörderisch aufzulauern. Einst als sich dieser auf der Jagd befand und sich mit seinem getreuen Knappen Müller von den übrigen Gefährten im Walde getrennt hatte,

überfielen ihn die Ehrlosen und Rudolph erhielt in diesem ungleichen Kampfe eine tödtliche Wunde, mit welcher er zu Boden stürzte. Die Meuchelmörder jauchzten bei seinem Falle und drangen nun zu, ihn vollends zu ermorden. Aber der brave, riesenstarke Müller stellte sich über den Gefallenen, kämpfte wüthend und vertheidigte seinen Herrn so lange bis die übrigen Jäger herbeieilten, bei deren Anblick die Mörder entflohen. Kaum war Rudolph von seiner Wunde geheilt, so schlug er den treuen Knappen zum Ritter und behandelte ihn in der Folge stets als Busenfreund und ließ ihn bei der Tafel immer an seiner Seite sitzen. Auch die nachherige Hoheit der Kaiserwürde änderte diese Gesinnungen nicht, und manchem hochmüthigen Fürsten, den diese Vertraulichkeit befremdete, gab der Edle den Bescheid: „Müller rettete mir das Leben; ich bin ihm Dankbarkeit schuldig". — Den tückischen Regensberg zu züchtigen, verlegte nun Rudolph seinen Wohnsitz nach Kiburg und begann, vereinigt mit den Zürichern, die Fehde. Der stolze Ulrich verließ sich auf die Festigkeit seiner Schlösser und spottete seiner Feinde auf der unüberwindlichen Veste Regensberg. Rudolph sah, daß Gewalt gegen diese unübersteigliche Felsenburg wenig vermöge, er nahm also seine Zuflucht zur List. Der stolze Freiherr hatte die Gewohnheit, fast täglich mit zwölf Gefährten in weißer Kleidung auf weißen Rossen und mit zwölf weißen Hunden auf die Jagd zu reiten. Rudolph ahmte diese Maske nach, kleidete sich und zwölf seiner Waffenbrüder in weißes Gewand, nahm zwölf weiße Rosse und Hunde. Mit diesen und einer Schaar Züricher nahte er sich des Nachts der Veste, verbarg sich und die Seinen in einem Hinterhalte. Kaum stieg die Sonne empor, so sahen sie den hochtrabenden Freiherrn in obbeschriebenem Aufzuge den Burgweg herabreiten. Listig harrte der Graf,

bis sich selber mit seinen Gesellen weiter entfernte und endlich im Walde nicht mehr von der Veste aus gesehen werden konnte. Sobald dies erfolgte, schrie Rudolph: „Auf Kameraden! jetzt ist es Zeit“. Mit verhängtem Zügel sprengte er in seiner Verkleidung mit seinen zwölf weißen Gefährten und Hunden den Schloßweg hinan, und mit wildem Geschrei und blanken Schwertern folgten in kleiner Entfernung die Züricher, als wie im Begriffe ihm nachzusetzen. Die erschrockenen Thorwächter rollten hastig die Zugbrücke herunter, um ihren vermeinten Herrn einzulassen und ihn von der Verfolgung der Züricher zu befreien. Kaum aber war Rudolph mit seinen Zwölfen unter dem Thore, so zogen sie die Schwerter und fochten so lange bis die Züricher nachfolgten und Regensberg erobert ward. Keine Seele durfte nun die Burg verlassen und der Graf hielt sich ruhig darin. Nach einigen Stunden kehrte der Freiherr zurück; willig ließ man ihn ein; er war gefangen.

Eine gleiche Erfindungskraft bewies Rudolphs Schöpfergeist in einem Kriege gegen den mächtigen Bischof von Basel, welcher damals nebst so vielen anderen Besitzungen auch die feste und volkreiche Stadt Breisach beherrschte. Diese zu erobern war um so mehr des Grafen Wunsch, da sie an das ihm gehörige Elsaß grenzte. Eine Belagerung gab ihm wenig Hoffnung zu Erreichung seines Zweckes, und indem er seine Kräfte mit der Größe der Unternehmung abwog, sagte ihm seine Einsicht, daß kein anderer Weg zu diesem Ziele übrig sei, als der — der List. Lange sann er nach und endlich erinnerte er sich — an das trojanische Pferd. Wie ein Blitzstrahl entstand in ihm die Idee, diese Finte, nach Zeit und Umständen modalisirt, hier anzuwenden, und es gelang. Er verkleidete sich und seine Getreuesten als Schiffer, verbarg einen Theil

seiner Reisigen in große Fässer und schwamm mit diesen auf mehreren Schiffen den Rhein hinab gegen Breisach zu. Mit anbrechender Nacht kamen sie an und landeten ungestört. Unter dem Vorwande, daß es zur Ausladung zu spät sei, blieben sie ruhig auf ihren Schiffen und harrten der Mitternachtsstunde. Als nun diese schlug und die sicheren Einwohner im tiefsten Schlafe lagen, wurden die Fässer geöffnet, die Krieger krochen hervor und nun drangen sie glücklich in die Stadt. Schnell wurden die unvorbereiteten Wachen eines bestimmten Thores zusammen gehauen, die Pforten geöffnet und der übrige Theil von Rudolphs Heer, welcher sich unterdessen unter Begünstigung der Nacht zu Lande genaht hatte, eingelassen. Breisach war erobert.

Ganz Deutschland bewunderte jetzt dieses seltene Genie, das alles vermochte — dem alles gelang. Rudolph war der Gegenstand der Unterhaltung an Höfen, wie in Hütten; bei den Banketten und Prunkgelagen der Fürsten und Ritter, wie in den Schenken des Pöbels. Er ermüdete nicht, der Fama immer neue Melodien für ihre schallende Trompete zu liefern. Immer wußten die müßigen Zecher bei ihren Humpen von ihm neue Siege, bald diese kühne That, bald jene listige Unternehmung einander zu erzählen. Ritter und Knechte wählten ihn zum Gegenstande ihrer Kriegslieder; jeder wollte ihn kennen; jeder prahlte mit seiner Freundschaft, oder mit der Ehre, an seiner Seite bei dieser oder jener Gelegenheit gefochten — gesiegt zu haben. So oft ein Jüngling zum Ritter geschlagen ward, so oft ein Edler seinen erwachsenen Sohn wehrhaft machte, so war die Ermahnung: Sei so bieder — werde so tapfer als Rudolph von Habsburg! Alle muthigen Jünglinge wählten ihn zum Muster ihres Nacheifers, zum Ideal eines vollkommenen Ritters. Selbst Fürsten schätzten sich glücklich, wenn dieser Graf ihre

Söhne als Edelknechte annahm und sie in der Kriegskunst, dem damals einzigen Pfade zu allem Erdenglücke unterwies. So wie ihn in der Ferne die Welt bewunderte, so gesellte sich zu dieser Bewunderung auch noch Liebe und innigste Verehrung bei denjenigen, welche seines Umganges, seines Schutzes, seiner Freundschaft genossen. Bei allem Glücke, bei allem erkämpften Ruhm und bei der so schnellen Vergrößerung seiner Macht und Besitzungen bemerkte man doch nicht einen Schatten von Veränderung seiner Leutseligkeit und edlen Herablassung. Immer noch den biedern deutschen Händedruck, immer noch das herzliche Willkommen für jeden seiner Freunde, für jeden Biedermann, wenn er auch keinen anderen Adelsbrief als den des Herzens hatte. Alles steife Ceremoniell, aller Fürstenprunk war von seiner Burg entfernt. In den Armen seiner geliebten Anna, einer geborenen Gräfin von Hochberg, im Kreise seiner zahlreichen Familie erholte er sich stets von den Beschwerden seiner kühnen Unternehmungen, und eilte dann, mit neuen Kräften beseelt, aus ihren Armen zu neuen Thaten und Siegen, indeß die sanfte Anna ganz die Geschäfte einer guten Hausfrau besorgte und kein Bedenken trug, sich mit ihren Töchtern mit der Nadel und dem Spinnrocken zu beschäftigen.

Unter mehreren der mächtigsten Fürsten Deutschlands, welche sich um Rudolphs Freundschaft und Unterstützung bemühten, war auch Ottokar, der stolze, herrschsüchtige König von Böhmen, welcher eben mit Bela, dem König von Ungarn, um den Besitz der verwaisten Steiermark kämpfte. Eine ehrenvolle Gesandtschaft und die glänzendsten Versprechungen bestimmten den nach immer neuen Thaten begierigen Grafen zur Annahme dieser Einladung, und zwar um so mehr, da Ottokar als der tapferste und mächtigste von allen Fürsten,

so wie sein Hof als der glänzendste in ganz Deutschland angerühmt ward. Ehe aber Rudolph diese weite Reise und Entfernung wagen durfte, befahl ihm die Klugheit, seine Besitzungen bevor gegen die Anfälle so vieler neidischer Feinde in der Nähe umher zu sichern. Die Mächtigsten unter diesen waren der Bischof von Basel und der Abt von St. Gallen. Beide haßten ihn, aber auch beide waren einander gram wegen verjährter Hoheitsstreitigkeiten. Rudolph wußte dies und kam auf den Gedanken, einen durch den anderen zu beschränken. Eben saß Berthold von Falkenstein, Abt zu St. Gallen, mit vielen Rittern und Lehnsvasallen beim Zechgelage; sie schmiedeten neue Plane und leerten die Becher auf das Verderben des Habsburgers, als ein Edelknabe die Ankunft eines fremden Ritters mit drei Gefährten meldete. Noch hatte der Knabe nicht geendet, als der angemeldete Fremdling schon allein und unbewaffnet in den Saal trat, und wie groß war der Schreck, wie heftig das Erstaunen — alle Lippen verstummten, die Humpen entsanken den erstarrenden Händen — es war — Rudolph von Habsburg. Freundlich, sorgenlos, mit zutraulichem Lächeln und einem majestätischen Anstand ging er auf den Abt zu, bot ihm freundlich die Hand und sprach: „Herr Abt, ich komme, Euch Frieden und ewige Freundschaft anzubieten, und damit Ihr seht, welches Zutrauen ich auf Euren Edelsinn, auf die Würde Eures Standes und Charakters setze, so erscheine ich allein und habe keine Waffen als dieses ungeschliffene Schwert, ein unentbehrlicher Schmuck des Ritters. Ich weiß, ein Abkömmling der edlen Grafen von Falkenstein kann nimmermehr das Zutrauen eines Wehrlosen mißbrauchen".

Seine hinreißende Beredtsamkeit besiegte bald das Herz des sich nun allgemach von seinem Schreck erholenden Abtes und seiner Anhänger; in einer Stunde war Friede, Schutz-

und Trutzbündniß geschlossen. Diejenigen, welche erst auf das Verderben Rudolphs die Becher leerten, konnten nun nicht satt werden, auf sein Wohl zu zechen.

Berthold versprach ihm auf Handschlag und Ehrenwort, seine Besitzungen und Schlösser binnen dessen Abwesenheit mit ganzer Macht gegen Jedermann zu schützen, und so trat der Graf beruhigt mit seinen Getreuen den Zug nach Böhmen an. Ottokar empfing ihn auf das freundschaftlichste, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und bald hatten die Böhmen Gelegenheit, nebst seiner edlen Gestalt auch seinen Geist und seine Tapferkeit in der Nähe zu bewundern. Der Heereszug gegen die Ungarn wurde unternommen, und in jener großen auf dem Marchfelde blutig erkämpften Schlacht verdunkelte Rudolphs Tapferkeit selbst den Ruhm des Königs. Hier war es, wo aus kleinlichem Neide der erste geheime Groll in Ottokars stürmischem Herzen empor loderte, welcher endlich zur Flamme ward, als der Held nach geschlossenem Frieden einige Zeit an dessen Hof verweilte und nach näherer Bekanntschaft mit der Grausamkeit, Ungerechtigkeit, unersättlichen Wollust des Königs von diesem seinen Abschied nahm und ihm mit deutscher Offenherzigkeit erklärte: er wolle keinem Wollüstling und Despoten dienen.

Nur wenige Tage der Ruhe genoß er bei seiner Zurückkunft nach Habsburg in den Armen seiner lange vermißten Gattin und Kinder.

Werner von Falkenstein, Erzbischof zu Mainz, war eben im Begriff, nach Rom zu reisen, um dort aus den Händen des heiligen Vaters den Cardinalshut zu empfangen. Weil aber in den damaligen Zeiten einer beklagenswürdigen Anarchie alle Straßen und Gegenden mit Räubern und Mördern angefüllt waren und diese Buschmänner es wohl wußten, daß kein

Bischof den römischen Kopfputz mit leeren Taschen am Stuhl des heiligen Petrus finden könne, so mußte sich Werner um eine starke Geleitschaft umsehen. Nun hatte diesem dessen Bruder, der Abt zu St. Gallen, sowohl ehemals als Feind, als jetzt als Freund Rudolphs, so viel von der Tapferkeit dieses Grafen berichtet, daß er auf den Entschluß kam, denselben durch Berthold um die Geleitschaft anzusprechen. Allsogleich machte jener mit seinen Freunden und Reisigen sich auf und geleitete den edlen Werner, die Zierde aller geistlichen Fürsten jener Zeiten, glücklich über die Alpen, und so kam er ihm auch, auf die Nachricht von seiner Zurückreise abermals entgegen und geleitete ihn nach Mainz. Bei dieser Gelegenheit lernte Werner Rudolphs Charakter, dessen Tapferkeit, Biedersinn und hohe Geistesgaben näher kennen, und alles, was er bemerkte, vermehrte seine Bewunderung und Liebe für diesen großen Mann. Viel und mit patriotischer Wärme sprachen sie von dem traurigen Schicksale des Vaterlandes, von der höchsten Nothwendigkeit einer baldigen Kaiserwahl und von den Mitteln, die tiefen Wunden des blutenden Staates zu heilen. Als sie endlich schieden, wollte der dankbare Erzbischof seinen Geleiter für Mühe und Unkosten reichlich belohnen, aber der Großmüthige schlug alle Geschenke aus. Das Vergnügen eurer Bekanntschaft, das Geschenk eurer Freundschaft belohnt mich königlich, edler Werner, sagte Rudolph. Gerührt fiel der Erzbischof dem Grafen um den Hals, drückte den Abschiedskuß auf seine Lippen und sprach in feierlichem Tone: „So wahr ich wünsche, daß sich Gott in meiner letzten Stunde meiner erinnere, so gewiß will ich auch dieser eurer Wohlthat nimmer vergessen. Sie kommt, vielleicht bald kommt sie, die Stunde der Wiedervergeltung!“ — Mit schwerem Herzen, voll von gegenseitiger Bewunderung, schieden die Edlen.

Rudolph kehrte nach Habsburg zurück, wo ihn neue Gefahren, aber auch neue Lorbern erwarteten. Der unruhige Bischof von Basel hatte in des Grafen Abwesenheit ein großes Bündniß zu dessen Untergang errichtet und schon war das fruchtbare Elsaß der Schauplatz grausamer Verheerungen. Rudolph hatte nun vollauf zu thun. Nur der redliche Beistand des Abtes von St. Gallen und der Züricher, nur seine unermüdete Thätigkeit, seine Erfahrung, Gewandtheit und Geistesgegenwart machten es möglich, so vielen Feinden Trotz zu bieten. Langwierig und blutig wurde der Krieg; Gefechte folgten auf Gefechte; immer erhielt die Hydra neue Köpfe. Endlich mußte auch die Uebermacht dem großen Genie dieses Helden erliegen und der geschwächte Bischof floh mit seinen Anhängern in seinen letzten Zufluchtsort — nach Basel. Hier ward er vom Grafen auf das heftigste belagert und schon war Sturm oder freiwillige Uebergabe über diese Stadt entschieden, als an einem Morgen Friedrich Burggraf von Nürnberg und Ludwig Herzog von Baiern mit verhängtem Zügel in Rudolphs Lager sprengten. Schnell schwangen sie sich von den schäumenden Rossen, eilten in sein Zelt, bogen ihre Knie und begrüßten ihn als Kaiser. Für einen freundschaftlichen Schwank hielt es Rudolph; er glaubte die Nachricht so lange nicht, bis sie ihn durch schriftliche Urkunde überzeugten. — Wer schildert den Jubel, das Freudengeschrei, so nun im Lager und in der ganzen Gegend erscholl? Der beängstigte Bischof, als das von den Bergen widerhallende Jauchzen bis zu seinen Ohren drang, erwartete nichts anderes als einen Hauptsturm und so das Ende seines Daseins. Aber bald erfuhr er die wahre Veranlassung, und bebend vor Furcht rief er aus: „Jetzt, Gott Vater, sitze fest, sonst jagt dich Rudolph von deinem Throne“. Allein der Gefürchtete bot

ihm allsogleich den Frieden an, gab ihm alles Eroberte großmüthig zurück und eilte nach Habsburg, um dort das Nöthige zu veranstalten und dann zur Krönung nach Aachen zu ziehen.

Diese Wahl war ein Meisterwerk des klugen Werner, der sein gegebenes Versprechen der Wiedervergeltung auf das herrlichste erfüllte. Durch seine Bemühungen versammelten sich endlich die Fürsten, seine Beredtsamkeit bestimmte sie zur Kaiserwahl, und als er sah, daß sie lange in Unentschlossenheit wankten, wem sie die Krone reichen sollten, da schlug er den berühmten Rudolph von Habsburg vor und beschrieb seine Verdienste mit den glänzendsten Farben. Alle stimmten ihm bei, aber sie fürchteten zugleich, ein so strenger und tapferer Mann könnte über manche ihrer, binnen dem langen Interregno gewagten Eingriffe in die kaiserlichen Rechte eine genaue Untersuchung verhängen. Durch ein glückliches Ungefähr waren damals die meisten der weltlichen Kurfürsten unverehlicht; dies benützte der kluge Werner, schilderte ihnen die Schönheit und Tugenden der acht liebenswürdigen Töchter Rudolphs, und so bot die Liebe dem Patriotismus die Hand — er wurde gewählt. Nur allein Ottokars Gesandter widersetzte sich fruchtlos der Wahl und erklärte sie für ungiltig.

Prachtvoll und herrlich war der Einzug des neu gewählten Kaisers in Aachen. Seine Gemahlin, seine drei Söhne Albert, Rudolph und Hartmann, drei schöne schlanke Jünglinge voll Feuer und Jugendkraft, und sechs seiner Töchter, bei welchen es schien, als hätten sie die Grazien mit den drei Göttinen auf Ida vereinigt, begleiteten ihn. Alle Herzen schlugen den Kommenden entgegen. „Rudolph, sei unser Vater, sei unser Schützer!“ riefen alle Kehlen. — Ganz Deutschland jauchzte, vergoß Freudenthränen und schwamm in einem Meere süßer Hoffnungen einer besseren Zukunft. Mit

allem ersinnlichen Pomp, unter endlosem Freudengeschrei des Volkes ward die Krönung vollzogen und einer der folgenden Tage zur feierlichen Lehensvertheilung allen anwesenden Fürsten bestimmt. Als nun diese hiezu versammelt waren und der Kaiser schon auf dem Throne saß, da bemerkte man den Abgang des Szepters, welches ein geheimer Anhänger Ottokars unbemerkt verborgen hatte. Die Fürsten kamen hierüber in Verlegenheit, aber Rudolph mit seiner ihn nie verlassenden Geistesgegenwart stieg schweigend vom Throne herab, ging zu einem an der Seite stehenden Altar, nahm ein Crucifix und sprach, indem er sich wieder auf den Thron setzte: „Dieses Zeichen, woran das Heil der Welt erworben ward, soll mir heute statt des Szepters dienen". Jubelnd stimmten ihm alle Anwesenden bei und besonders die geistlichen Fürsten bemerkten mit Freude diesen Beweis seiner Frömmigkeit.

Zu den Krönungsfeierlichkeiten gesellten sich nun auch die Eheverbindungen dreier kaiserlicher Prinzessinnen, welche durch ihre Reize und Tugenden einen Ludwig von Baiern, einen Albert von Sachsen und Otto von Brandenburg zu den glücklichsten Gatten machten.

Alle Fürsten und Städte Deutschlands erkannten nun Rudolph als ihren Regenten und nahmen die Lehen. Nur der stolze Böhmenkönig verachtete diesen Kaiser mit der Aeußerung: „Er nehme keine Befehle von einem Manne an, dem er einst selbst befohlen habe". Der Kaiser schrieb einen Reichstag nach Nürnberg aus; er ließ Ottokar zum zweitenmal ermahnen, dort zu erscheinen und seinen Lehenseid zu leisten. Statt dieser Pflicht Genüge zu thun, schickte der König den Bischof Bernhard von Seckau als Gesandten dahin ab, welcher in des Kaisers Gegenwart mit den heftigsten Ausdrücken gegen dessen Wahl protestirte und ihn nebst anderen

Beschuldigungen als einen noch von den Zeiten Friedrichs des Zweiten her mit dem Kirchenbanne Belegten der Krone unfähig erklärte. Da nun der Bischof diese Rede in lateinischer Sprache hielt, wovon Rudolph kaum die Hälfte verstand, so verlor endlich dieser die Geduld und rief im Zorne: „Rede deutsch, Pfaffe, oder geh!“ Und so ward dieser unbescheidene Gesandte bei dem Unwillen aller anwesenden Fürsten aus der Versammlung gewiesen.

Auf eben diesem Reichstage erschienen auch Friedrich von Pettau und Hartneid von Wildon als Gesandte der Steiermark und baten um Schutz gegen den tyrannischen Ottokar, den Usurpator ihres Landes. Schwer, zahlreich und gegründet waren ihre Klagen, alle anwesenden Fürsten wurden von dem traurigen Schicksale Oesterreichs, Steiermarks und Krains gerührt. Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren, des letzten erbenlosen Herzogs aus dem babenbergischen Geschlechte bemächtigte sich Ottokar, theils mit List, theils mit Gewalt aller dieser Länder, und um einen Vorwand zur Besitznehmung zu haben, verehelichte er sich mit der Schwester des verblichenen Friedrich, Margaretha. Kaum aber hatte er seine Herrschaft in diesen Ländern festgesetzt, so verstieß er die unglückliche Prinzessin und heirathete öffentlich Kunigunde, eine Fürstentochter von Rußland; ein Weib, ebenso herrschsüchtig als Tullia und ebenso wollüstig als Messalina. Die unglückliche verlassene Margaretha ward auf das niedrigste behandelt, nach Krems in Niederösterreich verwiesen und genoß in ihrem brüderlichen Erbe eines sehr dürftigen Unterhalts bis endlich der wohlthätige Tod ihre Leiden endete. Ottokar beherrschte indeß diese Länder nach dem Vorbilde eines Nero, führte fortwährend verheerende Kriege mit den Ungarn, trat einen Theil der Steiermark an dieselben ab und entriß ihnen denselben wieder.

So ward denn dieses unglückliche Herzogthum der Spielball zweier Despoten, welche es wechselweise zum Gegenstande ihrer Raubsucht machten. Ottokar, mißtrauisch nach der Weise aller Tyrannen, entdeckte bald, daß er durch Margarethens Verstoßung der Steiermärker Gunst verloren hatte; er verdoppelte also seine Grausamkeit, um durch Furcht sich Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erzwingen. Er schleppte die Weiber und Töchter der Edelsten und Mächtigsten aus allen Ständen als Pfänder für die Treue ihrer Gatten und Väter nach Prag mit sich fort und gebrauchte sie dort, mit Güte oder Gewalt, zur Befriedigung seiner und seiner Höflinge viehischen Begierden. Bei einem Schatten von Argwohn ließ er, ohne gerichtliche Untersuchung, ohne Ueberführung eines Verbrechens, die angesehensten, würdigsten Männer des Landes in Ketten schlagen und mit den ausgesuchtesten Martern hinrichten. Die damaligen Edelsten und Mächtigsten Steiermarks waren Friedrich von Pettau, Bernhard von Pfannberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg und Ulrich von Lichtenstein. Diese mußten dem König, so wie bei allen Kriegen, auch bei einem Zuge gegen die Preußen die Heeresfolge leisten. Als sie nun mit Ottokar von dieser Unternehmung zurückkehrten und sich eben in Breslau befanden, wurden sie auf einmal vor denselben gerufen und unter dem Vorwande eines Meineids in Ketten geschlagen. Vergebens drangen sie auf eine nähere Untersuchung, vergebens riefen sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an und erboten sich, dieselbe durch einen Zweikampf nach damaliger Sitte zu erproben. — Bei Tyrannen ist keine Gerechtigkeit — kein Mitleid. Alle ihre Schlösser wurden geschleift, sie selbst in unterirdischen Gefängnissen so lange gefoltert, bis sie ihr Leben und ihre Freiheit mit einer schriftlichen Abtretung all' ihrer Güter erkauften. Thränen der

Theilnahme entrollten den Augen aller Steiermärker, als sie diese würdigen Männer, die ersten und tapfersten ihrer Patrioten, die Väter ihres Vaterlandes mit leichenblassen Gesichtern, mit von Fesseln wundgeriebenen Händen und Füßen, in halbverfaulten Kleidern als Bettler zurückkehren sahen. Schweigender Groll bemächtigte sich aller Herzen und ein unüberwindlicher Drang nach Rache, nach Abschüttlung des unerträglichen Sklavenjoches entflammte sie unaufhörlich und ward zum stäten Gedanken ihrer Tage und Nächte. Zwar gab Ottokar nach der Zeit den Unglücklichen ihre Güter wieder, als er bei einem neuen Kriege gegen die Ungarn ihrer als Feldherren bedurfte, aber Liebe und Anhänglichkeit für ihn waren auf ewig aus ihrem Busen geflohen und inniger Haß gegen den Despoten erfüllte deren Stelle. Eine noch größere Grausamkeit verübte dieser König an dem unglücklichen Seyfried von Mährenberg. Auf einer Zurückreise von Kärnthen nach Steiermark kam er in jene Gegend, wo der fromme Ritter eben am Fuße seines Schlosses ein Nonnenkloster erbaut hatte. Ein paar feile Schranzen machten Ottokar aufmerksam, daß auch dieser Mährenberger ihm treulos sein müsse, weil er nicht käme, seine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu bezeigen. „Wer mir ihn bringt, soll sich von mir eine Gnade erbitten", schrie der jähzornige König. Eben lag der arme Seyfried unpäßlich in seinem Bette, als die Despotenknechte hereinstürzten, ihn in Ketten schlugen und fortschleppten. Bis nach Prag führte ihn Ottokar in diesem elenden Zustande, ohne Kleidung, von oben bis unten mit Fesseln belegt, mit sich. Als er dort seinen Einzug hielt, ward der Bejammernswürdige von einem Schinderrosse hinter dem Zuge durch alle Gassen nachgeschleppt, hernach bei den Füßen aufgehangen- und endlich am dritten Tage erst langsam mit Kolben todtgeschlagen. Seyfrieds Tochter

war eine der steiermärkischen Geiseln, welche schon eine geraume Zeit mit so vielen anderen in Prag gefangen saß. Sie stürzte sich zu den Füßen des Königs und bat um die Befreiung ihres Vaters. Die Tugend des schönen Mädchens ward zum Preise für das Leben ihres Erzeugers bestimmt. — Die kindliche Liebe siegte und in der Todesstunde des Vaters ward auch die Unschuld der Tochter gemordet. Dieses schändlich betrogene, zweifach beraubte Mädchen war die bestimmte Braut Wülfings von Stubenberg; sie wählte hernach den Schleier in dem von ihrem unglücklichen Vater errichteten Nonnenkloster. Nur mit vielen Bitten konnte sie und ihr Vetter, ein Neffe Seyfrieds, den Leichnam des Gemordeten von dem grausamen König erhalten. Sie führten ihn nach Mährenberg. Noch ist dort Seyfrieds Grabmal — noch sind seine Ketten und Gebeine zu sehen, die sich jetzt in dem Joanneum zu Graz befinden. Merkwürdiger als alle übrigen ist diese Lasterthat Ottokars wegen der schrecklichen Folge, die sie ihm bereitete.

Diese und so viele andere ihnen ähnliche Gegenstände enthielt die Klage der beiden steiermärkischen Abgesandten, und ebenso dringend hielten auch Abgeordnete von Oesterreich, Kärnthen und Krain um den Schutz des Kaisers an. Nach dem einhelligen Schlusse Rudolphs und aller Fürsten wurde eine Gesandtschaft an den König von Böhmen abgeordnet, um von ihm die Abtretung Oesterreichs, Steiermarks und Krains, als dem Reiche heimgefallene Länder, zu verlangen und ihn zur Lehensannahme über Böhmen und Mähren vor den Thron des Kaisers zu fordern. Fruchtlos war diese Gesandtschaft, unnütz der Versuch der Güte. Trotzend auf seine Macht, wies sie der Uebermüthige verächtlich, beschimpfend ab. Er ward also zu Würzburg, nach alter Gewohnheit, das dritte-

mal feierlich durch den Herold zum Lehenseide vor den Kaiser geladen, und als er abermals nicht erschien, sondern den Boten, so ihm die dritte Aufforderung überbrachte, ermordete, wurde er in die Reichsacht und all' seiner Lehen für verlustig erklärt.

Nun boten alle getreuen Fürsten, alle Töchtermänner, alle ehemaligen Freunde und auch Feinde Rudolphs ihre äußersten Kräfte zu dessen Beistande auf. Er rückte mit einem großen auserlesenen Heere in Oesterreich ein, indeß ihn der irregeführte Ottokar an Böhmens entgegengesetzter Grenze erwartete. Es wurde also, ehe dieser mit seinen Schaaren zur Hilfe heranrücken konnte, das damals feste Neustadt mit List, Wien aber durch eine Belagerung erobert. Mit Jubel und Entzücken empfing man den Kaiser überall wohin er kam. Als einen Befreier, als einen Retter, als eine vom Himmel gesandte wohlthätige Gottheit sah man ihn an. Alles was Waffen tragen konnte trat unter seine Fahnen. Von Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol und Salzburg eilten ihm Tausende zu. Ottokar erstaunte, als er bei seiner Ankunft die plötzliche Scenenveränderung erblickte, die er in seinem Stolze nimmer für möglich geachtet hatte. Das erstemal in seinem Leben fühlte er die Beschränktheit seiner Kräfte, eine geheime Furcht bemächtigte sich seiner düsteren Seele. Dennoch wollte er es auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen lassen; aber einige patriotische Fürsten, schaudernd vor dem gewissen Falle so vieler Tausenden ihrer deutschen Mitbürger, boten sich als Friedensvermittler an, beugten endlich den starren Sinn des Böhmenkönigs und ihre wohlthätige Unternehmung gelang.

Schriftlich und in bester Form that Ottokar auf Oesterreich und das jetzt so genannte Innerösterreich Verzicht, verpflichtete sich, die Lehen über Böhmen und Mähren persönlich

vom Kaiser zu empfangen, und zum Bande einer unauflöslichen Freundschaft wurde eine doppelte Vermählung von Ottokars Sohn und Tochter mit dem kaiserlichen Prinzen Rudolph und der Prinzessin Juta festgesetzt.

Am Belehnungstage erschien Ottokar mit außerordentlicher Pracht und begab sich in das Zelt des Kaisers, dort die Lehen zu empfangen. Aber in dem Augenblicke, als der Stolze vor Rudolph auf den Knien lag, fielen, durch eine dem Kaiser unbewußte Veranstaltung einiger Feinde des Königs, die Flügel des Zeltes herab und die beiden Heere hatten den possirlichen Anblick, den von Gold und Juwelen schimmernden Ottokar vor dem mit einem abgetragenen grauen Rocke bekleideten Rudolph (seinem ehemaligen Diener, wie er so oft ihn nannte) knieend zu erblicken.

Der König verbiß den Grimm über diese erlittene Schmach und zog mit seinem Heere nach Böhmen zurück. Ebenso verließen auch bald hernach die meisten Fürsten und Vasallen mit ihren Truppen des Kaisers Lager und eilten in ihre Heimat. Zwei Dinge erwartete man nun nach hergestelltem Frieden, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, vom Kaiser; das Erste, einen Zug nach Italien — das Zweite, einen Kreuzzug nach Palästina. Allein dem klugen Regenten war die Sorge für das Wohl seines deutschen Vaterlandes heiliger als jede andere Unternehmung; ihr widmete er seine Zeit, seine Kräfte. So oft man ihn an Rom oder Jerusalem erinnerte, so war stets seine Antwort nach dem Horaz: Mich schrecken die Fußstapfen! Alle führen hin — keine zurück. Seine erste Bemühung war, innere Ruhe und die Wirksamkeit der schon so viele Jahre schlummernden Gesetze wieder herzustellen. Durch ganz Deutschland wurde die Erneuerung des Landfriedens verkündet, und da so viele unruhige, der

Fehden und Plünderungen gewohnte Raubritter diese Befehle verspotteten, so zerstörte Rudolph ihre Felsennester und ließ die Bösesten unter ihnen durch das Schwert des Henkers enthaupten. Unermüdet verfuhr er in dieser schweren, gefahrvollen Unternehmung, bis er endlich seinen Zweck erreichte, Deutschland gereinigt, Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt war.

Indessen sann Ottokars schwarze, rachedürstende Seele auf neue Plane zum Verderben des Kaisers. Er erfüllte keine der beschworenen Friedensbedingnisse, behielt die österreichischen und übrigen Geiseln unserer Länder in der härtesten Gefangenschaft, verschloß die Braut seines Erbprinzen, Juta, in einen unterirdischen Thurm und sperrte seine eigene, für den kaiserlichen Prinzen Rudolph bestimmte Tochter Agnes in ein Kloster. Kunigunde, seine Gemahlin, blies mit vollen Backen in die Flammen seines tobenden Busens, ließ ihm bei einem großen Gastmahle nebst vielen anderen bitteren Vorwürfen die Tafel nur halb bedecken mit der Aeußerung: daß er nach dem Verluste der Hälfte seiner Länder auch zu Tische mit der Hälfte vorlieb nehmen müsse. Ottokar raste, wüthete, schwor Rache und Verderben dem Kaiser und allen Einwohnern der verlorenen Herzogthümer. Tage und Nächte wurden Krieger geworben, mit den Herzogen von Glogau, Saleiß, Syras, Pommern und vielen Anderen, so wie mit Heinrich von Baiern, Kasimir von Polen und Dmitry, dem Großfürsten von Rußland, wurden die engsten Bündnisse errichtet. Nachdem endlich die Heere vollzählig und die Hilfstruppen all' dieser Mächte angekommen waren, schickte der Gerüstete dem Kaiser einen förmlichen Fehdebrief zu. Der schon früher von den Unternehmungen des Königs benachrichtigte Rudolph sandte Eilboten an alle Fürsten des Reiches,

aber, leider, nach alter Sitte vergaßen dieselben ihrer Lehenspflicht, zauderten, blieben unthätig und verließen ihr Oberhaupt in der größten Gefahr ohne Beistand. — Was die gefährliche, traurige Lage des Kaisers damals noch mehr vergrößerte war die gänzliche Erschöpfung seiner Casse, denn er äußerte sich selbst mit den Worten: „Gold und Silber habe ich nicht, an nicht gangbarer Münze führe ich noch fünf Solidos bei mir". Allein die Bischöfe und Aebte öffneten, voll großmüthigen Patriotismus ihre Schätze, setzten ihn in den Stand, Werbungen vorzunehmen und seine Krieger zu bezahlen. Niemand außer seinen Söhnen eilte von den weltlichen Fürsten dem bedrängten Kaiser zu Hilfe als sein getreuer Jugendfreund und Blutsverwandter Friedrich von Zollern, der tapfere Burggraf von Nürnberg, zu welchem sich Rudolphs Schwager, der Graf von Hochberg, mit den Grafen von Henneberg und Fürstenberg gesellten. Mit desto größerem Eifer, mit einer beispiellosen Anstrengung bereiteten sich hingegen die Oesterreicher, Steiermärker, Kärnthner und Krainer zu dem Beistande ihres neuen allgeliebten Beherrschers. Was nur die Bischöfe, Aebte und Edlen an waffenfähiger Mannschaft aufbringen konnten, das rafften sie zusammen und führten es ihm zu. Auch die Bürger blieben nicht unthätig und selbst die Bauern verließen freiwillig den Pflug, um Pike und Schwert für ihren Kaiser zu ergreifen. Nebst diesen kamen die getreuen Nachbarn, der Erzbischof von Salzburg, die Grafen von Görz, Tirol und Heimburg ihrem bedrängten Lehensherrn zu Hilfe. Die größte Unterstützung aber ward dem Kaiser von dem edelmüthigen König von Ungarn zu Theil, der ihm unter Anführung seines Kronprinzen zwanzigtausend der versuchtesten Streiter zusandte.

In der Gegend von Laa fiel der wüthende Ottokar in Oesterreich ein. Feuer und Schwert bezeichneten die Spuren

seines Zuges. Tag und Nacht sah man Schlösser, Klöster, Kirchen und Hütten in Flammen prasselnd zusammen stürzen. Weiber und Jungfrauen wurden geschändet, den Müttern die wimmernden Kinder aus den Armen gerissen und an die Spieße gesteckt und die Schwangeren grausam gemordet.

Stephan von Meißau, Otto von Pertholdsdorf und Perthold von Eberstorf, diese drei muthigen Oesterreicher hielten mit ihren wenigen Reisigen mit spartanischer Tapferkeit die ganze feindliche Macht so lange zurück bis der Kaiser sein Heer gesammelt und sich bereitet hatte. Ungewöhnlichen Heldenmuth bewiesen diese drei Edlen. Täglich gab es Gefechte, stündlich die hitzigsten Anfälle, aber die Standhaften wichen nicht von der Stelle, schlugen alle Angriffe zurück. Am 23. August kamen endlich die ungarischen Hilfstruppen und wurden mit Jubel empfangen; doch noch mehr vergrößerte sich die Freude, als, eine Stunde später, Otto von Lichtenstein mit allen Steiermärkern eintraf. Tausend geharnischte Männer hatte ihm die Landschaft zur Anführung übergeben und nebst diesen führten die Mächtigsten des Adels noch besonders zahlreiche Schaaren ihrer eigenen Reisigen zu. Mit dem Anbruche des folgenden Tages setzte Rudolph über die Donau und zog gegen Marchegg in das schon bereitete Lager. Unfern von Laa, zwischen Stilfried und Idungsprug am Marchflusse, wählte er den Kampfplatz, und der folgende Tag, der 25. August, ward zum großen Tage des blutigsten Schauspiels — zum Tage der Entscheidung bestimmt.

Mit schadenfroh pochendem Herzen sah Ottokar der Feinde Herannahen, denn seine gräßliche Seele dürstete nach Kampf — lechzte nach Rache. Mit seinem Busenfreunde, dem Bischof Bruno von Olmütz, ritt er auf einen erhabenen Platz, wo er das Lager seines Gegners übersehen konnte. Als er so

den Andrang der Schaaren mit abwechſelnden Gefühlen betrachtete, da fragte er den Biſchof: „Wer iſt jener Ritter dort mit dem ſchwarzen Federbuſch?“ — Hartneid von Wildon. — „Wie viele Reiſige hat er?“ — Werden deren bei zweihundert ſein. — „Bei mir konnte er kaum fünfzig aufbringen!“ — „Wer iſt in jener grauen Rüſtung?“ — Heinrich von Pfannberg mit dreihundert beiläufig. — „Der Lange dort auf dem unbändigen Fuchſen?“ — Friedrich von Pettau; es ſind der Seinigen mehr denn vierhundert. — „Was iſt das für ein mächtiger Haufe, vor dem die zwei ſo ſtolz einherreiten? Ich ſehe das ſteiermärkiſche Panterthier in der grünen Fahne flattern.“ — Das werden Otto von Lichtenſtein und Kolo von Seldenhofen mit den ſtändiſchen Truppen ſein. — „So was leiſteten ſie mir nie — aber ſeht, ſeht, Herr Biſchof, was iſt das für ein ſonderbarer Aufzug? Zwei Ritter in rabenſchwarzen Küraſſen mit blutrothen Schärpen.“ — Ich erkenne die Wappen auf ihren Schildern, es iſt der Stubenberger und der junge Mährenberger. — Ahnender Schauder durchbebte den König bei dieſen Namen. „Wie um alle Welt iſt es möglich, daß dieſe Steiermärker jetzt ſo viele Reiſige aufbringen? wachſen jetzt die Leute wie die Pilze dort? rief der erſtaunte König. Wenn ſie mir die Heeresfolge leiſten mußten, ſo brachten ſie kaum ein Dritttheil von dieſer Anzahl.“ — Mit deutſcher Offenherzigkeit erwiderte der Biſchof: Das iſt das Schickſal der Deſpoten. Mit Undank und Grauſamkeit habt Ihr ihre treuen Dienſte belohnt; nun haſſen ſie Euch und bieten alle Kräfte auf, ſich Eures Joches zu erwehren. — „Ha, das ſollen ſie nicht! rief der ergrimmte König. Seht nur dieſe armſeligen Häufchen — und dort meine Tauſende. Mit unſeren Füßen wollen wir ſie morgen wie Inſecten zertreten.“ — Voll innerer ſtürmiſcher Gefühle

verließ er den Platz und kehrte ins Lager zurück. Plane des Verderbens und des Mordens wogten in seinem Busen. Sechszehn seiner kühnsten, vertrautesten Ritter, an deren Spitze sich der riesengroße Herbard Graf von Fullenstein befand, forderte er in sein Zelt und rief ihnen mit Feuer sprühenden Augen donnernd die Worte zu: „Geprüfteste meiner Freunde! Tausend Mark und die Hand meiner Tochter werden morgen demjenigen zu Theil, der mir Rudolph lebend oder todt in die Hände liefert". Alle zogen ihre Schwerter und schworen auf das Schwert des Königs, nicht aus der Schlacht zurückzukehren, sie hätten denn diesen Preis errungen.

Nun breitete die Nacht ihre Rabenflügel über die Gefilde aus. Hell loderten die Wachfeuer, immer stiller und stiller ward es in beiden Lagern, schauerlich tönte der eiserne Fußtritt der Wachen durch die nächtliche Stille. Der Engel des Todes senkte sich hernieder und zählte die Tausende seiner am kommenden Tage bestimmten Opfer. Mancher Krieger wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, manchem war's beklommen im Innern, mancher muthige Ritter dachte mit ungleich pochendem Herzen an die Thaten seiner Väter. Einen unruhigen Schlummer hatte Ottokar; schwere Träume quälten ihn. Alle Scenen seines lasterhaften Lebens zogen in seiner Seele vorüber, und zuletzt sah er den unglücklichen Seyfried von Mährenberg, der in der einen Hand einen blutigen Dolch, in der andern eiserne Fesseln ihm vorhielt. Gierig griff er nach diesen, aber der Schatten zog die Hand zurück und stieß mit der anderen den Dolch ihm tief in das Herz. Ein elektrischer Schlag durchfuhr den König; er erwachte. Ruhig war indessen Rudolphs Schlaf. Lange schon vertraut mit dem Tode, bekannt mit Gefahren, voll Zuversicht auf Gott

und die gerechte Sache, ließ er keiner Furcht in seiner großen Seele Raum. Er schlief sanft bis zum anbrechenden Morgen; ihm träumte, als legte Karl der Große einen Eichenkranz auf seinen Scheitel. Kaum färbte die Morgenröthe den östlichen Himmel, so trat Rudolph gerüstet aus seinem Zelte hervor. Feierlich hob er Hände und Blicke zum Sitze des Allvaters empor und betete: „Ewige Allmacht! ich bin unschuldig an dem Blute, so heute vergossen wird. Wenn meine Sache gerecht ist, so laß' mich siegen". Nun winkte er, die Trommeln begannen zu wirbeln und das ganze Heer stellte sich in Reihen. Die Ritter und Anführer sammelten sich um ihn her; er ertheilte voll hoher Geistesruhe, Ueberlegung und tiefer Einsicht seine weisen Befehle. In vier Schaaren befahl er das Heer zu theilen und übergab deren Anführung dem tapferen Burggrafen von Nürnberg, dem Großmeister des deutschen Ordens, Matthias von Treuß, und dem Grafen Stephan von Schildberg. Die vierte Schaar, welche aus Steiermärkern, Kärnthnern, Krainern und Salzburgern bestand, behielt sich Rudolph unter seiner eigenen Anführung; er stellte sie in die Mitte der Schlachtordnung. Die muthigen Ungarn, in zwei Theile gesondert, deckten beide Flügel des Heeres, und ihre leichte Reiterei machte den Vortrab. Als nun die Befehle ertheilt waren, wandte sich der Kaiser zum Heinrich von Pfannberg und sprach: „Euch, edler Graf, ersuch' ich, mit fünfhundert muthigen Steiermärkern den Nachtrab zu bilden, euch in den Hinterhalt zu legen und dann binnen der Schlacht dahin mit frischen Kräften zu stürzen, wohin Noth oder Entscheidung euch rufen wird". Der muthige Heinrich senkte sich auf ein Knie und erwiderte: „Gnädigster Kaiser, ich verehre eure hohen Befehle, aber ich muß in Ehrfurcht entdecken, daß mich und die edelsten Steiermärker ein großes Gelübde verbindet. Wir

schworen, heute an eurer Seite zu fechten und eure geheiligte Person mit Blut und Leben zu beschützen, denn wir wissen, welchen Preis der böhmische Wüthrich auf euren Untergang setzte". Edle Steiermärker! rief der gerührte Kaiser und umarmte den Grafen. An den biederen, löwenstarken Perthold von Kapellen, wegen seiner ungeheuren Größe der Lange genannt, wandte er sich nun, und auch dieser unternahm ungern die Anführung des Nachtrabes, denn alle Ritter brannten vor Begierde, in den vordersten Reihen zu kämpfen; doch gehorchte er dem Kaiser.

Als nun, nach diesen Anordnungen abgetheilt, das Heer in voller Schlachtordnung dastand — siehe! da stieg die Sonne majestätisch und hehr im Osten herauf. In unbeschreiblicher Pracht schimmerten die rasselnden Rüstungen, die wehenden Federn auf den Helmen, die flatternden Fahnen im goldenen Morgenstrahle. Sei uns willkommen, schöne Königin des Tages! Sei heute Zeugin unseres Muthes, unserer Thaten — unseres Sieges! rief der heldenmüthige Heerführer. Auf seinem großen, unbändigen Streithengste durchritt er die Reihen und ermunterte die Krieger zur Tapferkeit. Als er zur Schaar der Oesterreicher kam, da sah er die Fahne in den Händen eines zitternden Greises. „Wie?" rief er besorgt, „so schwachen Händen vertraut Ihr Oesterreicher euer Heiligthum, euer Panier? — Nein, dieser Mann ist zu kraftlos; jüngeren, stärkeren Armen müßt ihr's übergeben." Aber der graue Otto von Haßlau trat hervor und sprach mit Würde zum Kaiser: „Gnädigster Herr! Hundert Jahre machen zwar meine Arme zittern, aber mein Herz bebt nicht. Fünfzigmal trug ich diese Fahne in die Schlacht, fünfzigmal mit Ehren zurück. Noch ist nicht meine Kraft in meinen Sehnen versiegt; entehrt, ich bitte euch, entehrt nicht einen Greis, der so viele Jahre

treu seinen Fürsten und dem Vaterlande diente". Glücklich der Fürst, der solche Diener — glücklich das Vaterland, das solche Stützen hat! Trage deine Fahne, grauer Patriot, und ihr, Burggraf Friedrich, steht ihm bei, wenn ihn während der Schlacht die Kräfte verlassen sollten. So erwiederte Rudolph. Zum ganzen versammelten Heer erhob er nun seine laute vernehmliche Stimme: „Männer! Helden! die ihr Muth im Herzen, Kraft in euren Armen habt, heute ist der entscheidende Tag, an dessen Abend uns entweder unsterblicher Nachruhm oder ewige Schande erwartet. Die Geister unserer tapferen Vorältern blicken jetzt erwartungsvoll herab; laßt uns zeigen, daß wir ihrer würdige Nachkommen sind! Muthvolle Ungarn! Dort auf dem Marchfelde ist der Platz, wo vor einigen Jahren dieser Böhmenkönig die Ehre eurer ruhmvollen Waffen befleckte. Heute schlägt die Stunde der Wiedervergeltung, heute könnt ihr mit Böhmenblut diese Schmach von euch abwaschen. — Ihr, felsenfeste Männer aus Schwaben und Franken! noch bin ich Rudolph von Habsburg, der euch so oft zu Sieg und Beute führte und jede Gefahr brüderlich mit euch theilte. Auch heute soll uns Ruhm und Sieg nicht entgehen, wenn noch der Muth und die Standhaftigkeit in eurem Busen lodert, die einst unter den Fahnen des Habsburg die Welt in Staunen setzten. Aber ihr, kampfbegierige Oesterreicher, Steiermärker, Kärntner und Krainer! woran soll ich euch erinnern? Seht ihr dort in der Ferne die Schutthaufen eurer verbrannten Häuser, eurer zerstörten Schlösser und Kirchen? Hört ihr nicht das letzte Röcheln eurer sterbenden Weiber und Kinder? das Gewimmer eurer geschändeten Töchter? — Keine Wahl habt ihr, Sieg oder Tyrannenjoch ist euer Loos".

Sieg oder Tod! schrien nun die Steiermärker; Sieg oder Tod! brüllten nun all' die Tausende des ganzen Heeres nach.

Sie schlugen mit ihren Speeren an die ehernen Schilde; schrecklich hallte das Getümmel von den Wolken wieder. „Nun denn im Namen des Herrn", schrie Rudolph, „schmettert Trompeter, rollt, ihr Trommeln! Gott und die gerechte Sache sei unser Feldgeschrei — Christus unsere Losung!" Es schmetterten die Trompeten, es wirbelten die Heerpauken; in schnellem Schritte ging es vorwärts und die Erde bebte dumpf tönend unter dieser ungewohnten Last.

Eine nicht mindere Thätigkeit bewies indessen Ottokar bei seinem Heere. Die dem Kaiser zweifach überlegene Anzahl seiner Krieger beseelte ihn mit glänzenden Hoffnungen, mit der Erwartung eines gewissen Sieges. In sechs Schaaren theilte er die Truppen und wählte für sich, im Mittelpunkte der Schlachtordnung, die Sachsen, weil er, nach dem gewöhnlichen Tyrannenschicksale, sich mehr auf die gemietheten Fremdlinge denn auf seine Böhmen verlassen konnte. Dem tapferen Grafen Milot Zawusch, ehemaligen Statthalter der Steiermark, übergab er zweitausend geharnischte Reiter, mit dem Auftrage, sich in Hinterhalt zu legen und dann durch seinen unvermutheten Einbruch das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Alles Ersinnliche versuchte der König, seine Krieger anzufeuern. Er ging zu Fuße durch die Reihen, gab die freundlichsten Worte und überströmte sie mit den ungeheuersten Verheißungen. Nun endlich schwang er sich in silberner Rüstung auf seinen mit Sammt und Gold bedeckten Spanier, gab das Zeichen und unter einer kriegerisch tönenden Musik setzten sich die unabsehbaren Reihen in Bewegung. Als er nun das feindliche Heer in vollem Anmarsche erblickte, da brüllte er: „Halt!" Und wie Mauern standen die Fronten, die Musik verstummte. Vom Rosse sprang er jetzt und schrie: „Hört mich Völker! Wenn es unter euch Männer gibt, die

mich hassen, in deren Busen Groll, Falschheit oder Meuterei gegen mich brütet, so tretet hervor! Sättigt eure Rache und mordet mich vor den Augen meiner Feinde: nur laßt mich die Schmach nicht erleben, besiegt zu werden". Er schwieg; eine dumpfe Stille erfolgte. Keiner sprach ein Wort, aber dort und da verzerrte sich ein Gesicht, biß mancher Zahn in seine eigenen Lippen. — „Nun denn, auf in die Schlacht! auf, wer es redlich mit seinem König meint!" rief er nachher, sprang auf den sich bäumenden Hengst und vorwärts gings mit wildem, tobendem Geschrei.

Jetzt begann die Schlacht, jetzt schlug sie, die fürchterliche Entscheidungsstunde zwischen Rudolph und Ottokar. Eine ungeheure Staubwolke verbarg nun die Streitenden, aber gräßlich erschallte das Schlachtgebrüll, das Fluchen der Rasenden, das Klirren der Schwerter, das Klingen der Schilde, das Krachen der Streitkolben auf Schilden und Helmen. Ein streifendes Lüftchen erhob sich nun und es schwanden die Gewölke von Staub. — Ha, welch' ein Anblick! Die Sonne erblaßte vor Entsetzen. Hier liegen Hügel von Leichen, dort röcheln Sterbende in gräßlichen Zuckungen; hier setzt einer den Gnadendolch an die Kehle des Entwaffneten, dort umklammert ein Besiegter wimmernd die Knie des Ueberwinders; hier rennt ein Ritter seinen Gegner mit eingelegter Lanze rücklings vom Rosse, dort wälzt sich ein blutender Gaul auf dem zerquetschten Reiter und stampft ihm mit dem Hufe das Mark aus dem Gehirne; hier stützt sich ein Verwundeter wankend auf seinen Speer und in heftigen Strömen von Blut fährt Kraft und Leben dahin, dort spaltet einer den Schädel eines Gestürzten und in dem Augenblicke kollert sein eigener Kopf vom Hieb eines Dritten zu Boden; hier rafft ein Verwundeter seine letzte Kraft zusammen, stößt das Schwert in die Brust seines

Mörders, und indem dieser fällt, stürzt auch er sterbend über ihn hin, dort — doch welche Feder vermag all' das zu beschreiben? welcher Maler es zu malen? — Es gibt nur einen Homer, nur einen Ossian.

Heftig und lange wurde mit Muth und Verzweiflung gefochten, zweifelhaft wankte der Sieg zwischen den wüthenden Kämpfern. — Aber, siehe! plötzlich gab nun Heinrich von Schärling, ein salzburgischer Ritter, seinem unbändigen Rosse die Sporen und mit einem fürchterlichen Satze sprang es mitten unter die feindlichen Glieder. „Nach, Ihr Männer, nach!" schrie Rudolph und stürzte mit seinem Sohne Albert, welcher an seiner Seite die Fahne mit dem Bilde des Gekreuzigten trug, in die Oeffnung der Feindesreihen; mit wildem Getöse folgten alle Ritter ihm nach.

Ein fürchterliches Blutbad, ein großes Gemetzel erhob sich jetzt; vorn, rechts und links ward alles wie Halme niedergemäht; die eisernen Ritter prallten an die polnischen Reiter, daß reihenweise Roß und Mann darnieder stürzte. Schon waren die Linien durchbrochen, schon wichen die hohlen Todtengesichter der Feinde — ha! da sprengten tausend schwer geharnischte Böhmen in Riesengröße auf ungeheuren Gäulen mit verhängten Zügeln heran. Herbard von Fullenstein, mit seinen Verschworenen an ihrer Spitze, glich in seiner rabenschwarzen Rüstung, mit dem ungeheuren Schilde und himmelanragenden Speere dem Fürsten der Hölle, so wie ihn Milton beschreibt. Kaum erblickte er den Kaiser, so schrie er mit mächtiger Stimme: „Spornt die Rosse! Dort — dort ist er, der Habsburger!" Wie der pfeilschnell eilende Adler, wenn er, begierig nach Raub, mit weit ausgebreiteten Schwingen über die grüne Ebene sausend dahin fährt, die erblickte Taube zu haschen, so sprengte mit eingelegter Lanze der Fullensteiner

auf Rudolph zu: „Komm' hervor, zeige jetzt deinen Muth, Schattenkaiser!“ brüllte der Wüthende. „Du sollst ihn fühlen, diesen Schatten!“ rief der ergrimmte Herrscher, legte seine Lanze ein und sprengte mit Blitzesschnelle dem tollen Spötter entgegen. Durch eine geschickte Wendung wich er dem Stoße seines Gegners aus; mitten durch das Helmgitter drang die Spitze seiner treffenden Lanze durch Stirn und Scheitel des Fullenstein, daß das Mark von dannen spritzte. Laut aufbrüllend stürzte der Rasende, krümmte sich wie eine Schlange in entsetzlichen Zuckungen am Boden und spie mit einem Fluche seine schwarze Seele der Hölle zu. Kaum war dieser gefallen, so sprengten seine Mordgesellen mit ihren Reitern vor Wuth schäumend heran. Rache! Rache! scholl es dumpf aus ihren Helmgittern hervor; mit vereinter Kraft stürzten sie nun auf den Kaiser los. Jetzt begann der schrecklichste, hartnäckigste Kampf der Verzweiflung; die bluterfüllte Ebene schwankte unter der Fechtenden Getümmel. Wunder der Tapferkeit wurden verübt; nicht wie Menschen, mit Löwengrimm fochten die Krieger; Schilde und Helme zerschellten; Roß und Mann stürzte rasselnd übereinander; sie bildeten Gefilde von Leichen. In blindem, grausem Gewühle waren Freunde mit Feinden vermengt; kaum erkannten sich diese und jene. Ueber alle Beschreibung war Rudolphs Heldenmuth. Jeder seiner Hiebe galt ein Menschenleben; kein Helm war so fest, kein Küraß so dicht, daß ihn nicht sein bluttriefendes Schlachtschwert durchdrungen hätte. Eine kaum mindere Tapferkeit bewiesen seine Getreuen; aber keinen geringeren Muth bezeigten auch die unerschrockenen Feinde. Der Rasendste unter den Rasenden war Fullenstein's Waffenbruder, ein Ritter aus Thüringen. Ihm gelang es, das Pferd des Kaisers zu durchbohren; es stürzte. Laut jauchten die Böhmen, unaufhaltsam

drangen sie nun auf ihn ein; wie die Hämmer der Schmiede auf den Amboß, so schmetterten jetzt zahllose Hiebe auf seinen Helm und Küraß. Dies sahen die muthvollen Steiermärker. Neue Kraft, neuer Muth entflammte ihr Innerstes. „Rettet den Kaiser! rettet! rettet ihn!“ schrien sie alle aus vollen Kehlen und drangen mit tapferem Ungestüm in die Feinde ein. Eben wollte jener Thüringer dem mit seinem Pferde im Gedränge verwickelten Rudolph den Helm vom Kopfe reißen, um ihn zu morden, als ihm Heinrich von Pfannberg das Schwert unter der Helmdecke in den Nacken stieß, daß er über den Schädel seines Rosses vorwärts hinabsank. Aber indem dies geschah, ward auch der Edle durch den raschen Stoß eines Böhmen tödtlich verwundet. Einige Schritte wurden nun die Feinde zurück gedrückt; die Steiermärker bildeten ein Viereck um den Kaiser und standen wie Mauern. Doch immer geringer ward die Zahl seiner Beschützer, immer stärker der Schwall der von Neuem sich versammelnden Feinde. Schon lagen viele der Edlen, viele der Gemeinen in ihrem Blute da, schon waren von dem einzigen Trautmannsdorf'schen Geschlechte vierzehn Helden gefallen, als endlich Perthold von Kapellen zu Hilfe herbeieilte. Er sprang vom Rosse, hob den Kaiser darauf, stieß einem Sachsen die Lanze in die Seite, erhaschte hastig den Gaul, schwang sich in den Sattel und gleich einem brausenden Sturm stürmte er nun auf die Feinde los. Diese konnten dem heftigen Anfalle nicht länger widerstehen, und als sie auch den Kaiser wieder zu Pferde erhaben erblickten, sank ihr Muth — sie wichen. In diesem Augenblicke eilte auch der Graf von Hochberg zur Rettung seines Schwagers heran. Als er die Weichenden sah, schrie er den Seinigen zu: „Sie fliehen! sie fliehen!“ und fiel sie in der Flanke herzhaft an. Durch diesen neuen Andrang, durch das

weit umher verhallende Geschrei der Angreifenden erschreckt, verloren endlich die Böhmen alle Besinnung und flohen in wilder, muthloser Verwirrung. Nicht zu fern ließ der vorsichtige Rudolph die Feinde verfolgen, bis ihm Nachricht von beiden Flügeln kam; aber bald erhielt er die freudige Botschaft, daß die Flucht der zerstreuten Feinde allgemein werde. Minder schwer war der Sieg an beiden Flügeln den Heerführern Rudolphs. Zwar kam anfangs die Schaar der Oesterreicher gegen die Russen ins Gedränge, aber Otto von Lichtenstein eilte mit einigen hundert Steiermärkern dem bedrängten Burggrafen von Nürnberg zu Hilfe und die Feinde wichen endlich. Da in dem hitzigsten Kampfe bemerkte Otto, daß die österreichische Fahne niedersank und nicht mehr zu sehen war. Hastig sprengte er hin und fand den hundertjährigen Haßlau kraftlos auf ihr liegen. Mitleidig wollte er den Greis aufrichten, ihn in Sicherheit zu bringen, aber als er ihn berührte, schrie der ergraute Alte mit dumpfer, gebrochener Stimme: „Nein, nein, Niemand soll mir dies Heiligthum entreißen!“ raffte sich schwankend auf, faßte das Panier von Neuem und stellte sich in die vorderste Reihe.

Ottokar raste, schäumte, wüthete wie ein verwundeter Eber als er die Flucht der Seinigen erblickte. Er warf sich mit seinen Getreuen dem Strome entgegen, bat, drohte, fluchte und stieß manchem der Fliehenden das Schwert in den Busen. Einen Eilboten sandte er an Milot Zabusch, ihm mit seinen zweitausend Reitern zu Hilfe zu eilen, aber dieser gab dem Boten zur Antwort: „Sage deinem Tyrannen, für den Schänder seiner Tochter, für den Mörder seines Bruders zieht Zabusch seine Klinge nicht“. Mit diesen Worten spornte der beleidigte Graf sein Roß und sprengte mit seinen Reitern davon. Ein gewaltiger Donnerschlag war diese Nachricht für den König;

nun war alle Hoffnung dahin. Er fluchte seiner Mutter, der Stunde, die ihn gebar, dem Himmel und sich selbst.

Schon war das Schlachtfeld mit Leichen übersät, schon war sein Heer zerstoben wie dürre Blätter vom herbstlichen Sturm, nur er, mit einem kleinen Häufchen, wollte nicht weichen und kämpfte noch immer. Dies war der Augenblick, auf den Stubenberg und Mährenberg schon so lange harrten. In voller Wuth stürzten sie nun mit ihren Reisigen auf den König. Wie das Unkraut unter der Hippe des Mähers, so fielen seine Gefährten unter den tödtenden Hieben ihrer blitzenden Schwerter. Kämpfend trieben sie ihn vor sich her und endlich stürzten die letzten vier seiner wackeren Stützen. Jetzt ward Ottokar umrungen, das Schwert aus der Faust ihm gewunden und er vom Pferde gerissen. Die beiden Ritter sprangen von ihren Rossen. „Haben wir dich endlich, ruchloser Wütherich!“ schrien sie und eilten auf ihn zu. Hier verließ den Stolzen alle Seelenstärke; nieder auf die Knie warf er sich und wimmerte kläglich: „Stubenberg! Mährenberg! ich weiß, was ich an euch verbrach, aber seid barmherzig — schenkt mir das Leben. Meine Gefangennehmung wird euch nützlicher sein als mein Tod“. — Bitte den Himmel um Gnade, wir haben keine für dich! riefen jetzt die Beiden. — „Stirb, Mörder meines Onkels!“ schrie der Mährenberger und stieß ihm das Schwert in die Brust. — „Stirb, Schänder meiner Braut!“ donnerte der Stubenberger und stieß ihm den Dolch in die Kehle. — Mit befriedigter Rache sprengten sie jauchzend zurück.

Rudolph erfuhr indeß, daß die zwei Ritter den König verfolgten; allsogleich sandte er den Perthold von Emerberg und Perthold von Eberstein mit dem Befehle an sie ab, ihn zu fangen, jedoch seines Lebens zu schonen. Allein als

dieselben zur Mordstätte kamen, da fanden sie Niemand mehr, und — welch' ein Anblick! — Die von Troßbuben geplünderte Leiche des gefallenen Fürsten lag nackt, von Staub, Blut und Wunden gräßlich entstellt, auf dem Boden ausgestreckt vor ihnen. Bei dieser Nachricht weihte der edle Rudolph ein paar herzliche Thränen des Mitleids seinem entseelten Feinde. Prachtvoll ließ er ihn beerdigen und seine Mörder wagten es nicht, vor dem Kaiser zu erscheinen.

So war der Fall dieses mächtigen Königs, so das Ende dieses großen, in der österreichischen Geschichte ewig merkwürdigen Tages. Vierzehntausend der Böhmen und ihrer Gefährten lagen auf der Wahlstätte oder ertrunken im Marchflusse. Drei Tage blieb Rudolph, nach damaliger Sitte, auf dem Schlachtfelde, belohnte das Verdienst mit Gütern und Ehrenstellen und ertheilte den Ritterschlag an Viele, so Proben ihres Muthes gegeben hatten. Theuer ward dieser Sieg errungen; mehr denn hundert Edle, mehr denn dreitausend der Gemeinen erkauften ihn mit ihrem Tode. Vor dem ganzen Heere umarmte der dankbare Kaiser seine zwei Retter, den verwundeten Heinrich von Pfannberg und den muthigen Kapellen; laut bekannte er, einstimmig mit dem Burggrafen von Nürnberg, daß ohne die außerordentliche Tapferkeit der Steiermärker, er Ottokars Schicksal dürfte erfahren und den entscheidenden Sieg keineswegs würde errungen haben.

Am vierten Tage kamen Gesandte von Böhmen und baten mit Ehrfurcht um Frieden. Der großmüthige Kaiser dachte an keine Eroberungen, bot die Hand zur Versöhnung, belohnte den jungen Wenzel mit dem väterlichen Erbe und knüpfte nun jenes zweifache Eheband, welches in der Folge die Macht und den Länderreichthum seiner Nachkommen so glänzend vermehrte.

Nach der Entlassung der Ungarn zog nun Rudolph nach der Steiermark, deren Bewohner ihn und sein siegreiches

Heer mit Jauchzen und Thränen der Freude empfingen. „Unsere Retter! Unsere Beschützer!“ scholl es von allen Bergen, scholl es aus allen Thälern. Was nur Augen und Füße hatte, eilte hin, die kommenden Sieger zu sehen. Als endlich der Kaiser auf seinem Zuge der Hauptstadt sich nahte, da kamen ihm alle Edlen des Landes entgegen. Heinrich, der Abt zu Admont, erklärte in einer mannhaften, stattlichen Rede: die Steiermärker seien bereit, den Huldigungseid zu leisten und sich dem habsburgischen Geschlechte zu unterwerfen, wenn ihnen Rudolph die Bestätigung ihrer alten Rechte und Freiheiten beschwöre; im widrigen Falle jedoch würden die Thore von Graz nimmer sich öffnen. „Ich bin kein Despot und herrsche nicht gern über Sklaven“, erwiderte der Erhabene. „Ja, ihr ebenso tapfere als biedere Steiermärker, ich werde euch schwören; weder ich, noch einer meiner Nachkommen soll jemals diesen Schwur verletzen.“ — Allgemeines Freudengeschrei erhob sich nun. „Es lebe Rudolph! Es leben die Habsburger!“ erscholl es von jedem Munde. Die Thore gingen auf, die Besatzung kehrte von den Wällen — einem Triumphe glich der Einzug durch das eiserne Thor in die Stadt, wo am folgenden Tage die feierliche Huldigung geleistet, ein zweifacher Eid beschworen ward.

Friede deiner Asche großer Rudolph! Friede euch, ihr lange modernden Helden der Vorzeit! Ach wie viel haben Zeit und Verhängniß in diesem halben Jahrtausend geändert! — Wenn ihr, Reisende, in Wien das kaiserliche Rüsthaus beseht, so verweilt auch einige Secunden bei der Rüstung dieses großen Kaisers; wenn ihr, Oesterreicher, die grünen Flächen des Marchfeldes durchwandelt, so denkt an eure Väter, an den fünfundzwanzigsten August des tausend zweihundert acht und siebzigsten Jahres.

Friedrich der Streitbare.

Ein verdienstvoller Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts beweist durch eine Reihe von Beispielen die Wahrheit der traurigen Bemerkung, daß nicht selten die letzten Sprossen der edelsten Geschlechter entweder durch die Hand eines gewaltsamen Todes fallen, oder doch, nach Verhältniß ihrer Abkunft, in einer minder glücklichen Lage den Verfolgungen widriger Schicksale erliegen.

Einen Beitrag zu dieser Beobachtung geben Oesterreichs Herzoge aus dem babenbergischen Stamme so wie späterhin die Grafen von Cilli. Mächtig und stark, wie tausendjährige Eichen, prangten diese zwei Stämme auf Deutschlands Boden; ihre stolzen Gipfel ragten zur Sonne empor, ihre Wurzeln trotzten dem Strome der Zeit, und dennoch fielen sie, gefällt — durch Mörderhände.

Vom zehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert beherrschten die glücklichen Enkel jenes unglücklichen Albert von Babenberg Oesterreichs und in der Folgezeit auch Steiermarks fruchtbare Gefilde. Bei ihrem Reichthume, bei ihrer Macht suchten viele Fürsten und sogar Könige ihre Freundschaft. Auf allen Hoflagern und Turnieren war ihre Erscheinung

die glänzendste, ein Pomp, vor dem nicht selten die Strahlen der Kaiserkrone erblaßten, und selbst die Beherrscher Deutschlands säumten nicht, sich der Treue so furchtbarer Vasallen durch Eheverbindungen und Ertheilung mannigfaltiger Privilegien zu versichern.

Leopold der Ruhmwürdige, dieses Namens der Siebente, erwarb sich durch Tapferkeit, Klugheit, Biedersinn und weise Mäßigung die Liebe seiner Zeitgenossen, die Achtung und das Zutrauen aller damaligen Fürsten Europas. Er weihte sich ganz dem Wohle seines Vaterlandes. Er war Germaniens Schutzgeist in jener kritischen Epoche als seine hohenstaufischen Beherrscher dasselbe gleich einem verwaisten Stiefkinde verließen und all' ihre Zeit, all' ihre Kräfte fast einzig an ihre italienischen Besitzungen verschwendeten. Mancher gerechte gütliche Vergleich ward durch sein Ansehen zu Stande gebracht, manche blutige Fehde durch seine Verwendung vermittelt. Selbst über Deutschlands Grenzen erstreckte sich sein edler Wirkungskreis und einige Mal gelang es ihm, den großen, langen, für uns und Italien in seinen Folgen so traurigen Kampf zwischen Kaiserthum und Hierarchie zu hemmen oder doch wenigstens zu mildern. Kaiser Friedrich der Zweite schätzte ihn ebenso sehr, als dessen Gegner, die Nachfolger Petri. Nur erst nach dem Tode dieses erhabenen Patrioten loderte das Feuer der Zwietracht in helle Flammen auf, wodurch Gesetze und Ordnung entkräftet, Verwirrung und zahlloser Jammer verbreitet wurden.

Herzog Leopold hatte mit seiner Gemahlin Theodora, einer griechischen Prinzessin, eine glückliche, mit vielen Nachkommen gesegnete Ehe, denn drei hoffnungsvolle Söhne, vier Töchter und eine Enkelin ließen ihn die fortdauernden Blüthen seines herrlich grünenden Stammes erwarten. Aber die Hand

des unerforschlichen Schicksals hatte es anders geordnet. Leopold, sein Erstgeborner, kletterte als neunjähriger Knabe auf einen Baum, haschte nach einem Apfel, fiel — und brach sich das Genick. Auf einer Rückreise vom Hoflager des Kaisers besuchte der Herzog in Gesellschaft seines zweiten Sohnes, Heinrich, den baierischen Hof. Aus einem geheimen, unbekannten Groll trachtete man ihnen dort nach dem Leben. Der Vater entkam zum Glücke, allein der zwanzigjährige Prinz ward ein Opfer des schändlich verletzten Gastrechtes.

So blieb also dem gebeugten Leopold nur einer — der jüngste seiner Söhne — übrig. Dieser war Friedrich, dem die Geschichte den Namen des Streitbaren gibt.

Besorgt für die Erhaltung seines Stammes hatte er diesen schon als siebzehnjährigen Jüngling an eine Prinzessin von Braunschweig verehelicht; allein sie starb im zweiten Monate ihrer Verbindung. Sophie, eine griechische Kaisertochter, ward Friedrichs zweite Gemahlin. Der graue Leopold war voll der süßen Hoffnungen, sich bald von fröhlichen Enkeln umhüpft zu sehen, jedoch zwei Jahre hindurch wurden seine Erwartungen getäuscht und das Band dieser unfruchtbaren Ehe endlich mit Bewilligung des Papstes getrennt. Agnes von Meran hatte man zu Sophiens Nachfolgerin erkoren. Bald nach dieser dritten Verbindung seines Sohnes entschlummerte Leopold im Jahre 1230, bedauert von ganz Deutschland, trostlos beweint von seinen Unterthanen.

Der neunzehnjährige Friedrich trat also jetzt, als einziger männlicher Erbe, die Regierung Oesterreichs und Steiermarks an. Die merkwürdige thatenreiche Geschichte desselben soll nun der Gegenstand dieser Erzählung sein.

Schon im Knabenalter zeigte sich in der Seele dieses Fürsten die glänzendste Morgenröthe künftiger Größe. Muth,

Entschlossenheit, Scharfsinn und Geistesgegenwart waren die glänzenden Eigenschaften und eine rastlose Thätigkeit der Schmuck, in welchem er zum Jüngling heranreifte. Nach dem Geiste jener Zeiten war Kriegskunst und Tapferkeit der einzige Maßstab des Verdienstes, der einzige Pfad zum Tempel der Ehre und des Ruhmes. Friedrichs hellflammende Phantasie wählte sich also auch ein Heldenideal und strebte mit verdoppelter Anstrengung seiner Kräfte, dasselbe zu erreichen. Als noch seine beiden älteren Brüder am Leben waren, hatten politische Familienpläne ihn, als den Jüngsten, zu geistlichen Würden bestimmt. Die frömmelnde Mutter dachte sich schon im Geiste die Herzenswonne, ihren Erzeugten einst, mit Inful und Stab geschmückt, am Altare prangen zu sehen. Aber der achtjährige Knabe trat trotzig vor seinen Vater hin und sprach: „Ich bin nicht zum Beten und Segnen geboren. Gebt eure Infuln und Stäbe meinen schläfrigen Brüdern, ich wähle mir Helm und Lanze". Leopold, ahnend den künftigen Helden, umarmte seinen Sohn mit einer Freudenthräne, indem er ihm segnend erwiderte: „Folge der Stimme deines Herzens, Fritz, und werde das, wozu dein Beruf dich leitet. Nur bleibe stets ein Biedermann, würdig deines Vaters, deiner ruhmvollen Ahnen." — „So wahr ich ein Babenberger bin, das werde ich gewiß!" rief der fröhliche Junge und hüpfte davon.

Mit verdoppeltem Fleiße widmete er sich nun den Waffenübungen. Schon im zehnten Jahre trafen die Pfeile seiner Armbrust jede Schwalbe im schnellsten Fluge, er wußte den unbändigsten Gaul zu bezwingen und auch das kleinste Ziel verfehlte seine Lanze nie. Der Rüstsaal seines Vaters war Friedrichs angenehmster Aufenthalt. Dort übte er seine Kräfte an den langen schweren Schlachtschwertern seiner Ahnherren. Er kannte jede Rüstung und wußte aus dem Munde abgelebter

Krieger alle Thaten, so in diesen eisernen Gewändern von seinen Vätern verübt wurden. Wohl manche Stunde verweilte er bei den Waffen Leopolds des Ersten und träumte sich hin in die große tobende Mannsschlacht, wo jener Held sich zum Siegerlohne die Markgrafschaft Oesterreich erkämpfte.

Obschon der junge Friedrich kein Freund von Büchern war und vorzüglich vor jenem zu seiner Zeit so allbeliebten dialektischen Spinnengewebe einen unüberwindlichen Ekel fühlte, so bereicherte sich doch sein schnell fassendes Genie, gleichsam im Raube mit manchen nützlichen Kenntnissen; vorzuglich aber war Dichtkunst und Geschichte seine Lieblingsunterhaltung. Leonidas und Phocion, Hannibal und die Scipionen, vor allem aber der deutsche Hermann waren seine Günstlinge, mit denen er in seiner lebhaften jugendlichen Einbildungskraft die blutigsten Siege erkämpfte, die fürchterlichsten Alpen überstieg oder den schönen Tod fürs Vaterland mit errungenen Lorbern starb.

Diese Lectüre, seine Erziehung, sein immerwährender Umgang mit Rittern und Minnesängern und dann auch jener durch Turniere, Fehden und Zweikämpfe erzeugte Geist der Ritterschaft entflammten seine nach Thaten dürstende Seele noch mehr. Er brannte vor Begierde, das Jünglingsalter zu erreichen, um als Ritter sich den Dank auf Turnieren, Lorbern in Schlachten erkämpfen zu können und ein zweiter Hermann oder Roland zu werden.

Zweihundert Edelknechte aus den ansehnlichsten Geschlechtern Oesterreichs und der Steiermark dienten an dem Hofe seines prachtliebenden Vaters. Diese muthvollen Jünglinge, von gleichen Ideen, Wünschen und Hoffnungen beseelt, waren Friedrichs Jugendgefährten. Schon als Knabe spielte er unter ihnen die Rolle eines Heerführers, welche er nicht

blos durch den Rang seiner Geburt, sondern durch seine Geistesüberlegenheit, durch seine überwiegende Geschicklichkeit in allen ritterlichen Uebungen behauptete. Um ihre Körper zur künftigen kriegerischen Bestimmung abzuhärten, trotzten sie jeder Jahreszeit und allen Launen der Witterung. Sie brachten Tage und Wochen auf der Jagd in Wäldern zu, übersprangen Abgründe, kletterten die steilsten Felsengipfel hinan oder durchschwammen die reißendsten Ströme. Ohnmächtige Thiere zu jagen, verachteten sie, aber einen in der Luft segelnden Adler mit ihren Pfeilen durchbohrt zur Erde zu stürzen, grimmige Bären zu erlegen oder einem mit Blitzesschnelle heranpfnurrenden Eber den Fang zu geben, das war Triumph — das war ein weibliches Fest für sie. — Einst als sie auf einer Wolfsjagd die dichtesten Gebüsche durchstrichen, hörte Friedrich zur Seite einen kläglichen Laut. Er eilte hin und sah einen Luchs, der sich von einem Eichenaste herab auf einen seiner Gefährten gestürzt und ihn zu Boden gedrückt hatte. Augenblicklich zückte er seinen Dolch, faßte das Ungeheuer und stieß ihm den Dolch bis an das Heft in die Kehle. Es war Bernhard von Preußl, sein Busenfreund, den er jetzt rettete. Dankbar fiel dieser edle Jüngling an den Hals seines Retters und schwur ihm Vergeltung — ewige Treue, welchen Eid er auch in der Folge mit ausdauernder Anhänglichkeit erfüllte.

Bei dieser Bildung, unter solchen Beschäftigungen reifte Friedrich aus dem Knabenalter zum Jüngling, und mit ihm wuchsen jene jugendlichen Diener seines Vaters heran. Hier knüpfte Gleichheit der Gesinnungen und Gefühle jene süße, anschmiegende Offenheit einer arglosen Jugend zwischen ihnen und ihrem künftigen Gebieter das Band der zärtlichsten Freundschaft, welches nachher allen Stürmen trotzte und nur durch die Macht des Todes gelöst ward. Ohne dieses hätte Friedrich

ungeachtet seines hohen Geistes, es wohl nimmer vermocht, so viele mächtige Feinde, so viele widrige Schicksale zu bekämpfen; es würde ihm nicht gelungen sein, mit so geringen Kräften, bei so zahllosen Hindernissen so viele glänzende Thaten auszuüben.

Es war ein trauriges Loos dieses Fürsten, daß er nicht nur seine ganze, nur allzu früh vollendete Regierung hindurch mit den mächtigsten Gegnern zu kämpfen hatte, sondern auch öfters seine eigenen widerspenstigen Unterthanen mit den Waffen zur Pflicht des Gehorsams zurückführen mußte. Die kriegerische Stimmung jener rohen Zeiten, ein durch fruchtbare Jahre und von einer langen von außen her genossenen Ruhe erzeugter Wohlstand, die zu große Sanftmuth und Nachgiebigkeit Leopolds, sowie dessen oftmalige nur allzu lange Abwesenheit von seinen Ländern, erregten Trotz und Uebermuth in den Gemüthern der mächtigsten seiner Dynasten. Ungescheut zerbrachen sie die damals ohnehin schwachen Schranken der Gesetze, verletzten den Landfrieden, schmiedeten Bündnisse unter einander, befehdeten und beraubten die Schwächeren und vernichteten alle bürgerliche Sicherheit. Auf ihren in die Wolken empor ragenden Felsenburgen, im Kreise ihrer waffenkundigen Reisigen hielten sie sich selbst für unabhängige Fürsten, erkannten kein anderes Gesetz als ihren Willen und verachteten, in stolzer Zuversicht auf ihre Macht, die Befehle und Ermahnungen der herzoglichen Beamten. Wenn sie sich diese verwegenen Schritte unter dem milden Stabe Leopolds erlaubten, um wie viel höher mußte ihre Kühnheit steigen, als dessen entschlossener Sohn, nach neunzehn kaum erlebten Frühlingen die Zügel der Staates in seine jugendlichen Hände nahm. — Kaum erscholl in Oesterreich die traurige Nachricht von dem zu St. Germain erfolgten Tode des Herzogs, so erfrechten sich Hadmar und Heinrich, die Brüder von

Kuenring, mit einigen ihrer Verbündeten das fürstliche Schloß Mödling in der Nacht zu überfallen und die herzoglichen Schätze zu rauben. Wie ein Blitzstrahl fuhr die Nachricht dieses Frevels in Friedrichs muthige Seele und entflammte sie zur Rache. Allsogleich erneuerte er den Landfrieden mit Bedrohung der schwersten Strafen gegen die Uebertreter desselben und sandte an Kuenringer den nachdrücklichen Befehl, die geraubten Schätze auf der Stelle zurück zu geben. Spottend erwiderten ihm diese: der unbärtige Knabe möge selber kommen, sie zu holen, wenn es ihn darnach gelüste. „Ja, ich komme gewiß", rief der ergrimmte Friedrich, „und mit ihrem Blute wird sich der Knabe zum Manne weihen." Sobald er seinem verblichenen Vater den letzten Dienst erwiesen und dessen Gebeine zur Grabesstätte geleitet hatte, forderte er alle seine Vasallen nach Wien, ihm die Lehenshuldigung zu leisten und den Eid der Treue zu schwören. Mit ungewöhnlicher Pracht ward diese Feierlichkeit begangen. In der Kirche des Schottenklosters ward ihm vom Bischofe zu Passau das Ritterschwert umgegürtet, sein Haupt mit dem Herzogshute geziert. Eine zahllose Menge des Adels und Volkes war dabei zugegen; unter diesen prangten zweihundert Ritter, seine Jugendgefährten, in Scharlach und Hermelin gekleidet, mit weiß und rothen Schärpen, dem Sinnbilde des österreichischen Wappens. Alles bewunderte den schönen Fürstenjüngling, dessen Anstand, dessen Heldenstirn und Feuerblick alle Herzen erschütterte. Die Schönen Wiens wurden nicht müde, ihn bis zu den Sternen zu erheben. Höher hob sich manches Busentuch, schneller pochte manches Mädchenherz in seiner Gegenwart.

Sogleich nach geendigtem Feste verlangte der Herzog von seinen Vasallen die Heeresfolge gegen die Empörer und Räuber seines väterlichen Schatzes. Zahlreich erschienen sie. In der

Gegend von Penzing hielt er die Musterung seines Heeres, wo er jenen Zweihunderten den feierlichen Ritterschlag ertheilte. In schnellen Märschen eilte er nun seinen Feinden entgegen. Die trotzigen Kuenringer stellten sich ihm mit ihrem zahlreichen Anhange entgegen und der Erfolg war eine heiße Schlacht. Friedrich gab in dieser ersten Epoche seines kriegerischen Lebens die rühmlichsten Proben seines männlichen Muthes und seiner großen Feldherrntalente. Nach einem drei Stunden langen heftigen Kampfe durchbrach er an der Spitze seiner Reiter die feindlichen Glieder; die Empörer wurden geschlagen; sie entflohen auf ihre Felsenburgen. Auch dahin verfolgte sie der rächende Sieger. Ihre Mauern wurden mit blankem Schwerte erstiegen und kaum gelang es ihnen, mit einem Theile ihres Raubes über Böhmens Grenze zu entkommen. Weihard von Zebing, einer der Rebellen, ward gefangen; er mußte seine Kühnheit, zum abschreckenden Beispiele für seine Gefährten, mit dem Leben entgelten.

Friedrich sandte einen Ritter an den König von Böhmen und verlangte die Auslieferung der Verbrecher. Allein Wenzel, ein unfreundlicher Nachbar, versagte ihm diese billige Forderung und war unedel genug, sie öffentlich in seinen Schutz zu nehmen. Er erlaubte den Kuenringern, in seinen Ländern neue Truppen zu werben und rückte selbst mit einem großen Heere an Oesterreichs Grenze. Von zwei Seiten erfolgte der Einfall in dieses Land. Feuer und Schwert bezeichneten die grausamen Spuren der anrückenden Feinde. Friedrichs Heldengeist verlor seine Fassung nicht. Dem edlen Statthalter Steiermarks, Ulrich von Walsee, welcher ihm mit den Tapfersten seiner Ritter zu Hilfe eilte, übergab er die Feldherrnstelle gegen die abtrünnigen Flüchtlinge, indeß er sich selbst mit seinen wackeren Oesterreichern dem Böhmenkönig entgegen

stellte. Der Herzog hatte den Grundsatz, daß es besser sei, anzugreifen als angegriffen zu werden; er zauderte daher nicht lange, es auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen zu lassen. Er wählte aus seinen Kriegern eine Schaar von vierhundert der geübtesten Reiter aus, worunter sich auch jene zweihundert Ritter befanden und theilte sie in zwei Haufen ab, denen er die Brüder Bernhard und Heinrich von Preußl zu Anführern gab. Diesen befahl er, sich durch Umwege zur rechten und linken Seite des Feindes in den Hinterhalt zu legen und dann im Getümmel der Schlacht die Gelegenheit zu benützen, demselben in die beiden Flanken zu fallen. Sein Befehl wurde vollzogen. Sobald Friedrich vermuthete, daß die beiden Brüder an ihren Bestimmungsorten würden angekommen sein, rückte er mit seinen Kriegern den Böhmen vor die Stirn. Diese verspotteten den tollkühnen Herzog (wie sie ihn nannten) und verachteten die geringe Anzahl seiner Streiter. Ohne Ordnung, mit wildem Getöse, stürzten sie auf ihn los und glaubten ihn in wenigen Minuten zu verschlingen. Friedrich widerstand ihnen eine Weile und wich endlich langsam zurück. Mit gellendem Freudengeschrei strömten ihm in bunter Verwirrung die Feinde nach, und ihres Sieges gewiß, dachten sie nur an die Vertilgung oder Gefangennehmung aller Oesterreicher. Aber, siehe! plötzlich wurden sie von beiden Seiten auf das heftigste in ihren Flanken angefallen, wodurch die gräßlichste Verwirrung entstand. Friedrich bemerkte sie sogleich. „Halt!“ rief er den Seinigen zu, „jetzt ist es Zeit. Jetzt, Oesterreicher, zeigt euren Muth.“ Mit diesen Worten wandte er spornend seinen Gaul und sprengte mit verhängtem Zügel in die böhmischen Schaaren. Mit gleicher Schnelligkeit folgten ihm die Seinigen nach und nun begann der heftigste, blutigste Kampf. Vergebens suchte Wenzel seine Truppen von Neuem

zu ordnen; das Schlachtfeld wurde mit ihren Leichen wie mit Hügeln gehäuft; sie flohen mit blutendem Rücken und rissen ihn unwillkürlich mit sich fort. Bis zur anbrechenden Nacht wurden die Fliehenden verfolgt und deren viele erschlagen. Zweitausend Böhmen lagen auf der Wahlstatt, mehr denn tausend wurden gefangen. Friedrichs Schwert und Rüstung trieften von feindlichem Blute. Er blieb drei Tage und Nächte auf dem Kampfplatze, belohnte das Verdienst und feierte dort das Fest dieses ruhmvollen Sieges.

Nicht minder glücklich war Walsee gegen die Kuenringer. Die Nachricht von der Niederlage ihrer Beschützer hatte den Muth ihres Heeres geschwächt. Walsee benutzte diese Stimmung, griff sie an und sie wurden geschlagen. Zwar nicht so blutig war dieser Sieg, aber wichtig in seinen Folgen. Die ihrer Hoffnungen beraubten Empörer baten um Gnade und — erhielten sie. Der großmüthige Herzog war zu edel, um lange in seinem Herzen Rache zu nähren. Sie schwuren ihm den Eid der Treue und er verzieh ihnen großmüthig.

Mit seinem vereinten Heere zog jetzt der Sieger in Böhmen ein. Die Stadt Betau wurde mit Sturm erobert. Eben wollte er seine Siegesbahn weiter verfolgen, als Wenzel um Frieden bat. Friedrich, welcher nach keinen Eroberungen dürstete, wollte die Vortheile seines Sieges nicht benützen. Er bot willig die Hand zur Versöhnung dar. So eben hatte er die Friedensurkunde unterzeichnet, als ihm die unerwartete Nachricht kam, daß die Ungarn mit einem mächtigen Heere in Oesterreich eingefallen seien. So wie die Böhmen nahmen auch diese die Verstoßung von Friedrichs zweiter Gemahlin, Sophie zum Vorwande ihres Krieges, denn sie war eine Verwandte der böhmischen sowie der ungarischen Königin.

„So wollen denn auch die langhosigen Schnurrbärte die Wucht unserer deutschen Schwerter versuchen?“ rief der muthige Herzog bei dieser Nachricht. „Auf, Ihr tapferen Oesterreicher und Steiermärker! Mit einem König sind wir fertig, jetzt wollen wir's auch mit dem zweiten versuchen.“ Durch die mit ihm nun ausgesöhnten Kuenringer und deren Anhang verstärkt, eilte er mit seinem Heere in unglaublicher Schnelligkeit nach Hainburg. In einer mondlosen, düsteren Nacht kam er dort an. Die Feinde hielten sich um so sicherer, da sie, unbekannt mit dem erst geschlossenen Frieden, den Herzog an Böhmens Grenze vermutheten. Vom Rauben und Plündern ermüdet, vergaßen sie alle Regeln der Vorsicht, durchzechten die Nacht bei lärmenden Gesängen und lagen in tiefem Schlafe versunken als sie Friedrich mit erwachender Morgenröthe unsanft aus ihrem Schlummer weckte. Wie ein Wettersturm brach er unter die Sorglosen ein. Heulend wie die Windsbraut flohen sie über ihre Grenzen; groß und schrecklich war die Niederlage, welche der junge Held mit einem so geringen Verluste der Seinen unter ihnen bewirkte.

Auch nach der Steiermark hatte König Andreas eine ungarische Horde abgesandt, welche soeben Pettau belagerte. Ulrich von Walsee eilte mit seinen Rittern dahin und trieb diese ungeladenen Gäste auch von dort mit blutenden Schädeln in ihre Heimat zurück.

Abgeschreckt durch diese unglücklichen Folgen seiner Unternehmungen, sowie durch die Nachricht vom böhmischen Frieden nachgiebiger geworden, entstanden auch in dem Busen des ungarischen Königs friedliche Gesinnungen. Er bot dem Herzog Sühne und Freundschaft an, die dieser mit fröhlichem Herzen bewilligte. Der Friede wurde geschlossen und auf das prächtigste von beiden Fürsten gefeiert.

Nun hoffte Friedrich einige Tage der Ruhe zu genießen. Als Sieger über zwei Könige kehrte er triumphirend nach Wien in seine Burg zurück. In den Armen seiner Agnes erwartete er häusliche Freuden und das Glück einer zufriedenen Ehe; aber das feindselige Schicksal hatte ihm Gatten- und Vaterfreuden auf ewig versagt. Es schien das schöne Geschlecht, welches doch sonst zur Wonne der Männer geschaffen scheint, zu endlosen Qualen, ja sogar zur Veranlassung seines frühen Todes diesem Prinzen bestimmt zu haben. Die zwar schöne aber nicht reizende Agnes besaß nicht jene Grazie, jenes unnennbare Etwas, welches so viele Zauberkraft über Männerherzen hat. Ihr stumpfer Geist konnte Friedrichs emporstrebende Seele nimmer erreichen. Es gab keinen Einklang, keine Harmonie ihrer Gefühle. Dazu gesellte sich noch ein steifer, zurückschreckender Hofton und ein wortkarger, menschenfliehender Hochmuth, indeß der Herzog, ihr Gemahl, jenes Wohlwollen gegen alle seine Unterthanen, jene Leutseligkeit, Herablassung und Simplicität in so hohem Grade besaß, welche die sichersten Kennzeichen eines wahrhaft großen Mannes sind. Das Traurigste für Friedrich war, daß auch diese Ehe durch keine Nachkommenschaft gesegnet ward, er also stets von dem schwermüthigen Gedanken gefoltert wurde, der Letzte seines Stammes zu sein. „Was wird aus meinen geliebten Oesterreichern — was aus meinen getreuen Steiermärkern werden, wenn ich kinderlos sterbe? Meine habsüchtigen Nachbarn werden wie hungrige Wölfe über sie herfallen und diese fruchtbaren Gefilde verheeren. An meinem Grabe wird der Name Babenberg verhallen. — Ich bin der Letzte.“ So klagte er oft seinen Vertrauten, und manche finstere Stunde verdrängte in seinem Busen das Vergnügen über seinen erkämpften Ruhm, seine schwer errungenen Lorbern.

War es bei diesen Verhältnissen ihm wohl zu verargen, wenn sein feuriger Geist endlich auf Zerstreuung dachte, wenn er diese außer seinem Palaste suchte, da er sie in demselben nimmer zu finden hoffen konnte? Diese, so wie seine zweite wieder gelöste Verbindung war kein Werk der eigenen Wahl seines Herzens, sondern eigennützige Familienspeculation seines Vaters; denn Sophie war die Tochter eines Kaisers und die Verwandte zweier Königinnen, der Vater der Agnes hatte keine männlichen Erben.

Wenn auch Friedrich manchmal der Jupiter einer schönen Wiener Danae ward, so sank er doch nie zum Wollüstling herab. Unermüdet war seine Thätigkeit. Er verbesserte die Justizpflege, schaffte die Blut- oder sogenannten Gottesgerichte ab, wachte auf die Erhaltung des Landfriedens und suchte nach allen Kräften den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern. Allein nicht lange konnte er diesen wohlthätigen Geschäften sich widmen.

Friedrichs Schwester Margaretha war die Gemahlin Heinrichs, des schon zum römischen König erwählten kaiserlichen Prinzen. In deren Namen also glaubte der zu seinen lombardischen Kriegen immer geldbedürftige Kaiser Friedrich der Zweite von dem Herzoge ein Erb- und Heiratsgut zu fordern sich berechtigt. Durch den Abt von St. Gallen ließ er diesen zur Lehensbelehnung vorfordern und ihm die Bezahlung jener Summen gebieten. Friedrich entschuldigte sich ob des letzteren durch die Erschöpfung seiner Cassen, welche die erst geendigten kostspieligen Kriege verursacht hatten, war aber bereit als treuer Vasall dem Kaiser seinen Gehorsam zu bezeigen und von seiner Hand die Lehen zu empfangen. In Gesellschaft seiner zweihundert Getreuen, welche ihn nie verließen und stets in gleichen schwarzen Rüstungen mit weiß

und rothen Helmbüschen und eben solchen Feldbinden sich zeigten, trat er seine Reise nach Aglar an, wo sich damals der Kaiser befand. Prachtvoll war dort sein Einzug. Auf einem stolzen sich bäumenden Hermelin saß er wie angegossen; sein silberner hellpolirter Küraß schimmerte im Strahl der Sonne, und alle anwesenden Fürsten, vorzüglich aber die Damen des Hofes konnten sich nicht sättigen an dem Anblicke des schmucken jungen Herzogs und seiner ebenso schönen Gefährten. Auf das gnädigste empfing ihn der Kaiser und schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft erhielt er die feierliche Belehnung über Oesterreich und die Steiermark.

Mit allen ersinnlichen Schmeicheleien überhäufte man ihn dort. Er war ein beständiger Gast an der kaiserlichen Tafel und auch seine Ritter wurden auf das feierlichste verpflegt. Doch war es nicht aufrichtige Achtung und Freundschaft, welche ihm diese Aufnahme verschaffte. Kaiser Friedrich wollte an ihm einen tapferen Gehilfen gegen Rom und die Lombarden erheucheln, und dessen Höflinge dachten — an seinen Untergang. Wenn an manchem Fürstenhofe die hundertköpfige Hydra Cabale ihren Wohnsitz hat, um jedem Biedermanne ihr tödtendes Gift entgegen zu spritzen, wie ungleich stärker mußte ihre Macht an einem Hofe sein, der sich fast immer auf italienischen Gefilden befand, an dem es eine Menge römische und lombardische Kundschafter, so viele betrügerische Astrologen, so viele verschmitzte Italiener gab? Die niederträchtigen Schranzen calculirten mit aller Schlauheit, daß Herzog Friedrich zwei der fruchtbarsten und schönsten Provinzen Deutschlands besitze, daß er ohne männliche Verwandte, daß er kinderlos sei. Wie viel ließ sich da, dachten sie, von einer günstigen Laune des Kaisers hoffen, wenn diese blühenden Länder als erledigt in seine Hände zurück fielen? So rechneten

die schlauen Höflinge und handelten. Da die sogenannten Successionspülverchen, welche in der Folge so sehr in die Mode kamen, schon damals nicht unbekannt waren, so beschlossen sie, auch den Herzog mit einem solchen zu bewirthen, und zwar durch die Hand — einer italienischen Hebe.

Angelica de la Torre war die Schönste unter allen Hoffräulein der Kaiserin, und insgeheim die eifrigste Guelfin, die zärtlichste Tochter des heiligen Vaters. Das Mädchen schien von der Natur selbst für die Liebe geschaffen zu sein. Ihre hohe römische Stirne, ihre großen geistflammenden Kastanienaugen, das sanfte Incarnat ihrer Wangen, gleich dem Schimmer der Morgenröthe auf den Blättern der Lilie, der volle, blendend weiße Nacken und Busen, strotzend von Gesundheit und Jugendfülle und reizend umwallt von dem Rabengefieder ihrer Locken hatten eine so magische Kraft, daß es nur von ihr abhing, die Kleopatra des dreizehnten Jahrhunderts zu sein.

Nicht lange legte sie ihre gefährlichen Netze aus, so war der feurige Fürstenjüngling — gefangen. Nach ziemlich langem, erkünsteltem Weigern, nach scheinbarem Kampfe mit Sittsamkeit und Wohlstand und allen jenen mannigfaltigen Spielen, womit die Liebe ihren Nektar zu versüßen pflegt, ward endlich dem Zudringlichen eine Schäferstunde bewilligt. Voll überseliger Schwärmereien, glücklich wie ein Gott, eilte Friedrich um die eilfte Stunde der Nacht zu der genau beschriebenen Pforte, wo ihn eine gefällige Zofe, über eine Wendelstiege hinauf, durch lange finstere Gänge in ein von alabasternen Lampen optisch erleuchtetes Zimmer führte und sich dann schnell entfernte. Eine Secunde kaum harrte der Ungeduldige, so öffnete sich eine Seitenthüre und Angelica erschien in einem Nachtgewande, welches die Grazien für die Göttin der Liebe aus Luft schienen gewebt zu haben.

Mehr denn zwei Stunden entflohen ihnen gleich zwei Minuten, als die Zofe herein trat, um den entkräfteten Gast mit einem Labetrunk zu erquicken. Zierlich, mit den schönsten Antiken geschmückt, war der goldene Becher, den das Mädchen dem Herzoge vorsetzte. Dieser bemerkte, daß plötzlich innere Unruhe sich Angelicas bemächtigte. Ihrer Wangen Gluth verlosch, laut hörte er das Pochen ihres Herzens. Noch waren seine Sinne zu trunken, um die wahre Ursache hievon zu ahnen; er hielt diese Bewegungen für eine Folge heftiger Empfindungen ihrer Gegenliebe. Arglos nahm er den Becher und wollte ihn soeben an den Mund setzen, als sie mit convulsivischen Geberden ihm denselben zitternd mit den Worten aus den Händen riß: „Trinke nicht, du bist des Todes!" Voll Verwunderung starrte Friedrich sie an, aber die Liebende sank weinend an seinen Hals und entdeckte ihm Alles.

Schaudernd hörte er die Erzählung dieses Schurkenplanes. Alle Paradiese — alle Zauberbilder der Liebe flohen auf einmal aus seiner von ihrer Trunkenheit erwachenden Seele. Ihm war wie einem Negersklaven, dem ein wohlthätiger Traum Freiheit, Vaterland, Gattin und Kinder wiedergab und der nun plötzlich durch einen gewaltsamen Peitschenhieb des Aufsehers in seinen klirrenden Ketten aufgeschreckt wird. Die Reize der schönen Angelica, welche ihn erst so himmlisch entzückt hatte, verloren auf einmal alle ihre Zauberkräfte; er sah nichts mehr an ihr als das niedrige Werkzeug der verworfensten Meuchlerbande. Kaum vermochte er's über sich, seine Gefühle zu verbergen und ihre Liebkosungen mit einiger erkünstelter Wärme zu erwidern. Bald fand er einen Vorwand, sich aus den Armen der liebedürstenden Italienerin loszuwinden. Sie gab ihm eine kleine Blendlaterne, er drückte den Hut tief in die Stirne, hüllte sich in seinen

Mantel und nahm sein entblößtes Schwert unter den linken Arm. Mit festem Schritte wandelte er durch die öden, schauerlich düsteren Gänge. Plötzlich kam es ihm vor, als rauschte etwas zur Seite schnell auf ihn zu; ehe er sich umsehen konnte fühlte er schon einen gewaltsamen Stoß an seiner linken Brust. Es war ein Dolchstich, welcher durch einen glücklichen Zufall gerade auf das Stichblatt seines Schwertes traf, so daß der Mordstahl klirrend zerbrach. Friedrich erblickte nun eine schwarz vermummte Gestalt, die sich hastig entfernen wollte; aber er eilte ihr nach und versetzte ihr einen Hieb über den Schädel, daß sie zu Boden stürzte. Diese schaudervolle Scene war das Werk weniger Augenblicke. Kaum hatte er den Streich geführt, so sah er sich von ähnlichen Gespenstern umgeben, welche mit blinkenden Dolchen auf ihn losstürmten. Mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart faßte er sich schnell, drang auf die beiden, so ihm im Wege standen, los und verschaffte sich mit einem mächtigen Kreuzhieb eine Oeffnung. Glücklich entkam er.

Die Mordgesellen hatten in jenen finsteren Gängen die Nachricht der Zofe von der Wirkung des Giftes erwartet, um sodann den Körper des Entseelten an irgend einem abgelegenen Winkel zu verscharren. Groß war daher ihr Erstaunen, als sie den Herzog unversehrt daher wandeln sahen. Unverzüglich beschlossen sie, statt des Giftes ihre Dolche zu benützen; aber auch dieses Bubenstück ward durch die Hand der Vorsicht und Friedrichs Muth vereitelt. Am folgenden Morgen wurde in Gegenwart des Herzogs dem Kaiser berichtet, es sei die vergangene Nacht sein Marschall an einem Schlagfluß gestorben und zwei seiner Kämmerlinge wären schwer erkrankt. Friedrich lächelte und — schwieg.

Der Aufenthalt am kaiserlichen Hofe hatte nun für ihn keine Reize mehr. Er war's wohl gewohnt, seinem Feinde mit blanker Klinge unter die Stirne zu treten; er hoffte und erwartete es, einst im Gefilde der Ehre als muthiger Krieger zu sterben; aber gegen einen so ruhmlosen Tod aus Weiberhänden oder feigen Banditenklauen empörte sich sein Innerstes. Noch mehr vergrößerte sich sein Abscheu vor diesem Aufenthalte, als ihm sein ebenfalls anwesender Schwager Heinrich, der römische König, eine abschreckende Schilderung des väterlichen Hofes entwarf. Friedrichs theilnehmendes Herz wurde auf das innigste gerührt. Sie schwuren sich ewige Freundschaft zu, und er versprach seinem Schwager, den Brautschatz Margarethens nicht in des Kaisers, sondern in seine und der Schwester Hände abzuliefern.

Das zwischen diesen beiden Prinzen neu geknüpfte Freundschaftsband konnte dem Scharfsinn der schlauen Höflinge nicht entgehen; sie versäumten daher keine Gelegenheit, dem argwöhnischen, gegen seinen eigenen Sohn bösgesinnten Regenten hieraus die übelsten Folgen zu verkünden. Das Mißtrauen vermehrte sich, als der Herzog seine Abreise bestimmte und durch keine Vorstellung zu bewegen war, einen Zug gegen die Lombarden mitzumachen. Es erreichte endlich den höchsten Grad, als bei dem Abschiedsbesuche auch die Herausgabe von Margarethens Heiratsgut in Erwähnung kam und Friedrich dem Kaiser erklärte, dasselbe nicht ihm, sondern seinem Schwager Heinrich schuldig zu sein. So warm der Empfang bei seiner Ankunft schien, ebenso frostig war der Abschied bei seiner Entfernung. Noch ein paar Mal wurden Versuche auf des Herzogs Leben gemacht, aber vergebens; er war jetzt zu vorsichtig, um neuerdings in ihre schlauen Netze zu fallen.

Leichter, weiter ward es ihm im Busen, als er mit seinen Getreuen, wovon, leider, zwei edle Jünglinge, durch Buhldirnen vergiftet, entrissen wurden, dem kaiserlichen Hoflager den Rücken wandte. Eine halbe Tagreise davon stießen sie in einem Walde auf einen beiläufig fünfhundert Mann starken Haufen bewaffneter Reisige, welche ihnen den Weg verlegt hatten; allein die muthigen Oesterreicher schlossen ihre Glieder und bahnten sich mit ihren Schwertern einen Weg über die Leichen ihrer Gegner.

So kam endlich Friedrich mit frohem Herzen glücklich nach Wien zurück. Dort traf er Heinrich, den Markgrafen von Meissen, welcher um die Hand seiner Schwester Constantia warb. Der liebenswürdigste Fürst erhielt bald die Zuneigung dieser Prinzessin, und der Herzog veranstaltete für seine Schwester eines der prachtvollsten Hochzeitsfeste, welches je in Deutschland gesehen wurde. Zu Stadtlau, jenseits der Donau, geschah diese Feierlichkeit, bei welcher sein erfinderisches Genie, so wie sein Geschmack in vollem Glanze sich zeigten. Theodora, die Herzogin-Mutter, Andrä und Bela, die Könige von Ungarn, Wenzel, der König von Böhmen, Eberhard, der Bischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Bamberg, Freisingen und Seckau, die Herzoge von Sachsen und Kärnthen, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Mähren und eine große Anzahl von Fürsten, Grafen und Rittern verherrlichten durch ihre Gegenwart dieses Fest, bei welchem Pracht und Ueberfluß alle Anwesenden umströmte und acht Tage hindurch an jedem derselben die Gäste mit neuen Vergnügen überrascht und gleichsam bezaubert wurden.

Kaum kehrte Friedrich nach Beendigung dieser Feierlichkeit in seine Residenzstadt zurück, so erschien ein Machtbote des Kaisers, mit der Bedrohung, daß, wenn binnen einem

Jahre und drei Tagen das Erbe Margarethens ihm nicht verabfolgt würde, der Herzog die Achtserklärung zu gewärtigen habe. Auch erhielt dieser am nämlichen Tage die Nachricht von einem feindlichen Einfall des Herzogs aus Baiern, welcher die Klöster Lambach und Vornbach im Grunde zerstörte und nach Hunnensitte an jenen Grenzen alles mit Feuer und Schwert vernichtete. Friedrichs standhafter Charakter ward durch diese Hiobsposten keineswegs erschüttert. Seine Antwort an den Machtboten war: „Sagt dem Kaiser, der Herzog von Oesterreich bleibe bei seiner mündlichen Erklärung: er werde seine Schuld dem bezahlen, der sie zu fordern berechtigt ist, und fürchte keine Acht, so lange er sich keines Verbrechens schuldig wisse".

Den durch den kaiserlichen Hof bewirkten Ueberfall der Baiern zu hemmen, raffte er in Hast und Eile ein zwar nicht zahlreiches aber muthiges, sieggewohntes Heer zusammen und zog ihnen auf Flügeln der Eilfertigkeit entgegen. Er traf sie, als sie sich eben bei dem hundertjährigen Grinzinger der Lambacher Mönche sehr gütlich thaten und ließ ihnen eine äußerst hohe blutige Zeche bezahlen. Indeß der Herzog hier diese neuen Feinde über die Grenze zurückwies, fiel sein Schwager, König Heinrich, von Schwaben aus in ihr Land ein. Auf diese Art kamen die unglücklichen Baiern zwischen zwei Feinde und es wurde ihnen der Besuch zweifach erwidert, mit dem sie die braven Oesterreicher beehrt hatten.

Friedrich wollte soeben in das feindliche Gebiet einrücken, als er die geheime zuverlässige Nachricht erhielt, daß König Bela von Ungarn mit einem großen Heere gegen der Steiermark Grenzen ziehe. Diese Nachricht war ihm um so unerwarteter, ja beinahe unglaublich, da ihn beide ungarischen Könige, Vater und Sohn, erst vor wenigen Monaten, bei

Constanzens Vermählung, eines ewigen Friedens, einer unwandelbaren Freundschaft eidlich versicherten, da er sie doch bei ihrem Besuche mit allen ersinnlichen Ehrenbezeigungen überhäuft und ihnen auch nicht durch einen Schatten von Beleidigung zu diesem feindseligen Schritte Veranlassung gegeben hatte. Friedrichs argloses Herz hatte keinen Begriff von ewigem Hasse; er wußte nicht wie lange, wie endlos die Rache eines beleidigten Weibes sei. Sophie, die von ihm verstoßene Sophie, wußte durch ihre Schwester, die Königin von Ungarn, auch diesen Krieg, so wie die beiden ersteren, gegen ihren ehemaligen Gatten zu entflammen, denn noch war mit dem Blute einiger Tausenden ihr Rachedurst ungesättigt.

Friedrich überließ die Streifereien in das Baierische dem Erchinger von Wesen, Landeshauptmann ob der Enns, und zog mit der Hälfte des Heeres nach Wien. Von da schickte er Eilboten an alle Vasallen, sie zur schleunigen Heeresfolge zu laden. Er warb Truppen, so viel er nur immer aufzubringen vermochte und betrieb seine Kriegsrüstung Tag und Nacht mit unermüdeter Anstrengung und Thätigkeit.

Hier war es, wo ihn seine widrige Lage in die traurige Nothwendigkeit versetzte, seine Unterthanen mit Auflagen zu beschweren. Sein Herz blutete, aber er mußte. Noch immer hatten bisher die hinterlassenen Schätze seiner Vorältern zugereicht, aber endlich mußten doch seine Reise, die Hochzeit seiner Schwester und vorzüglich die vielen Kriege diese Quelle erschöpfen. Durch diesen nothgedrungenen Schritt erkaltete allmälig die Liebe seiner Unterthanen. Er gab dadurch seinen Feinden Stoff zu Verleumdungen und beraubte seine wirkliche Größe sogar des Nachruhms. Mönche sind die Geschichtschreiber jener Zeiten — Mönche, denen Friedrich jene Schätze

der Klöster zu verletzen wagte, welche seine frommen Vorfahren mit so vielen Gaben bereichert hatten.

Bald gelang es dem Rastlosen, ein ansehnliches, wohlausgerüstetes Heer zu sammeln. Schon gab er den Befehl zum Aufbruch, als ihm der mit Schweiß und Staub bedeckte Ritter Gundaker von Stahrenberg die traurige Nachricht brachte, daß Ulrich von Walsee, der Landesverweser, geschlagen und Steiermarks Hälfte von Belas Kriegern überschwemmt sei. Der patriotische Krieger Walsee, berichtete er, habe sich mit einem in Eile zusammengerafften Häufchen dem andringenden Feinde entgegen geworfen und wäre nach einem an Verzweiflung grenzenden Widerstande der Uebermacht erlegen. Nur ihm und fünfzig der Seinigen sei es gelungen, sich durchzuhauen.

Sprachlos und nachsinnend stand der Herzog einige Minuten da, aber bald war sein Entschluß gefaßt. Statt nach der Steiermark zu eilen, führte er sein Heer nach Ungarns Grenze. Bei Höflein lagerte er sich und streifte mit seiner leichten Reiterei tief in das feindliche Gebiet. Kaum erhielt Bela davon Kundschaft, als er sich aus der Steiermark zurückzog und mit seiner ganzen Macht in Doppelmärschen auf die Oesterreicher loseilte. Mit einbrechender Nacht erblickten die Ungarn das Heer ihrer Gegner und beschlossen, dasselbe am kommenden Morgen durch eine Schlacht zu vertilgen, voll Zuversicht auf die sechsfache Ueberlegenheit ihrer wohlgerüsteten Streiter.

Friedrich,. der aus Erfahrung wußte, wie viel zuvorkommende Schnelligkeit in der großen Kunst, Menschen zu morden, bewirke, wollte auch dieses Mal davon Gebrauch machen. Er versammelte seine Ritter und sprach: „Auf, meine Brüder, auf zum Angriff! Die Sonne hat uns schon

öfters zu Siegen geleuchtet, laßt uns heute auch einmal dieses Geschäft dem Vollmonde übertragen". Mit äußerster Heftigkeit und wildem Geschrei erfolgte der Anfall auf die ermatteten, schlaftrunkenen, unvorbereiteten Ungarn, und da ihnen auf Friedrichs Befehl der tapfere Pergen mit zweitausend Reitern in den Rücken fiel, so ward Schreck und Verwirrung allgemein. Die Oesterreicher erhielten einen glänzenden, herrlichen Sieg.

Bela, ebenso begierig nach Krieg als zaghaft nach einem widrigen Zufall, bot Frieden an, welcher vom Herzog angenommen wurde. Nimmer würde er mit diesem treulosen Nachbar sich so schnell versöhnt haben, hätten ihn nicht andere Beschäftigungen erwartet und wäre er nicht überzeugt gewesen, daß er es bald mit den Klauen des zweiköpfigen Adlers werde versuchen müssen. Während der heldenmüthige Fürst seine Feinde besiegte, benützten einige Verräther von hoher und niederer Abkunft dessen Abwesenheit, den Geist des Aufruhrs und der Meuterei unter seinen Unterthanen zu verbreiten. Die vielen Kriege, die aus denselben natürlich entspringenden Folgen: Erschöpfung und Theuerung, und endlich die erhöhten Steuern dienten ihnen zu zweckmäßigen Mitteln, den Haß, die bösen Gesinnungen ihrer schwarzen Seelen, auch in die Herzen ihrer noch .gutgesinnten Mitbürger zu verpflanzen. Von jeher glich die Gunst des Pöbels einer unstäten Wetterfahne, von jeher war der große Haufe, ohne Kenntnisse, ohne Beurtheilungskraft, ohne Grundsätze, der Spielball listiger Betrüger, also mußte es auch Friedrich erfahren. Von dieser gefährlichen Stimmung unterrichtet, eilte er nach unterzeichnetem Frieden sogleich nach Wien zurück, in der Voraussetzung, durch seine Gegenwart die Ränke seiner Feinde zu vereiteln und die giftspeiende Schlange der Verrätherei aus den Mauern seiner Residenzstadt zu verscheuchen. Gern hätte er seine

Truppen noch länger beisammen behalten, aber die Erschöpfung der Cassen und das damalige Lehnsystem, da man noch keine stehenden Heere kannte, machten es ihm unmöglich. Seine Ritter und Vasallen, durch so viele Kriege ermüdet, sehnten sich nach ihren Gütern, nach ihren Familien; geworbene Miethlinge verlangten einen höheren Sold und waren doch nichts — als Miethlinge. Selbst viele von Friedrichs Getreuesten baten um einige Wochen der Ruhe zur Erholung. Er schickte also nur einige Hunderte dem Erchinger von Wesen als Verstärkung zu, welcher mit König Heinrich vereinigt den baierischen Herzog Otto bereits aus jenem Lande vertrieben hatte, entließ die Uebrigen und kam nur mit einer geringen Schaar seiner Tapferen in seinem Wohnsitze an. Tief schmerzte es ihn, dort zu erfahren, daß selbst Agnes, seine Gemahlin, mit den Bösgesinnten in einiger Verbindung stehe und einen geheimen Briefwechsel mit dem kaiserlichen Hofe unterhalte. Diese Entdeckung tödtete vollends den letzten Rest von Wohlwollen für diese Fürstin in seinem Busen und ein auffallend kaltes, zurückhaltendes Betragen trat an dessen Stelle.

Desto gütiger, liebevoller, herablassender bezeigte sich Friedrich gegen seine Unterthanen. Er mengte sich unter das Volk, grüßte Jedermann, herzte die Jugend, besprach sich mit dem Geringsten, unterstützte die Armuth und übte die strengste Gerechtigkeit aus. Schon war es ihm gelungen, die Zuneigung des Volkes wieder zu erhalten, schon hatten die gutmüthigen Wiener den Mangel ihrer Cassen vergessen und unterhielten sich bei ihren Lustgelagen von den Siegen ihres guten Herzogs, von seiner Güte und Leutseligkeit, als eine kleine Verirrung seinen Feinden Gelegenheit gab, ganz Oesterreich mit der Fackel der Empörung zu entflammen.

Durch Menschenkenntniß und Erfahrung belehrt, wie viel Zauberkraft sinnliche Vergnügen für den sinnlichen Menschen besitzen, veranstaltete Friedrich nebst anderen Belustigungen auch ein großes glänzendes Bankett, zu welchem alle Bürger Wiens, so wie dessen Adel geladen wurden. Zahlreich erschienen sie, und bei reichlich belasteten Tafeln, bei Tanz und Musik hatte die Göttin der Freude unter diesen Glücklichen ihren Wohnsitz erwählt. Der Herzog selbst fühlte sich so wohl, so selig im Gewühle seiner vergnügten Unterthanen. Er vergaß seiner Sorgen und überließ sich, von kraftvollen Weinen erhitzt, mit allem Feuer seines vierundzwanzigjährigen Alters dem Genusse der wonnevollen Gegenwart. Wo ist — wo war der Sterbliche, der sagen kann: Ich fehlte nie? Welcher Weise hienieden ist nicht wenigstens einmal — sei es auch nur eine Stunde lang — Thor gewesen? Auch dieser Fürstenjüngling war ein Mensch — auch er mußte der menschlichen Schwäche seinen Tribut entrichten. Verdient er darum schon als ein Nero oder Caligula in der Geschichte gebrandmarkt zu werden, weil er in einigen schwachen Stunden in betäubender Sinnentrunkenheit von dem Sirenensang der Wollust sich hinreißen ließ?

Unter den vielen Schönheiten, die jenes Freudenfest durch ihre Anwesenheit schmückten, befand sich auch Brunhilde, die junge, reizende, feurige Gattin des alten, an Körper und Seele häßlichen Freiherrn von Pottendorf, welcher es dem Herzog nimmer verzieh, daß er ihm einst als einem Verbündeten der Kuenringer eine seiner Vesten zerstört hatte. Friedrich sah die schöne Brunhilde in der Maske einer griechischen Priesterin Cytherens. Es däuchte ihm, als sähe er Helena oder Aspasia schwebend vor seinen Blicken. Zwar verhüllte noch eine Larve ihr Madonnengesicht, aber schon das, was

er sah, dieser schlanke Wuchs, dieser Anstand, dieser majestätische Gang, diese Harmonie all' ihrer Bewegungen zeigten, daß solch' ein Geschöpf nur von Grazienhänden gebildet werden konnte. Heftige Leidenschaft loderte plötzlich in dem Busen des Fürsten auf, dahin war seine Besinnung — hin seine Ruhe. Mit beklemmtem Herzen und liebeflehenden Blicken folgte er ihr überall von ferne nach, wohin sie im Saale sich wandte. Er dachte nichts, er hörte nichts, er sah nichts als — sie. Der Wunsch, sie zu sprechen, durchfluthete nun sein Innerstes. Oft kam er ihr nahe, aber — wer sollte es glauben? — hier war es das erstemal, wo der Sieger in so vielen Schlachten jenes Gefühl der Schwäche kennen lernte, welches Furcht genannt wird. Die schlaue Brunhilde bemerkte ihren Verfolger, sie las ihren Sieg in seinen Blicken und — fataler Zufall! — verlor unversehens, wie es schien, von ihrem Busen eine Rose. Friedrich haschte sie hastig auf und indem er sie ihrer Besitzerin zurückstellte begann er mit pochendem Herzen eine Unterredung. Mit allem Anstande einer feinen Erziehung dankte sie ihm für seine Bemühung. Diese Gelegenheit verschaffte ihm den Vortheil, jetzt ebenso sehr ihr geistvolles Wesen als bisher ihre körperlichen Reize zu bewundern. Mit allem Feuer seines brennenden Herzens überhäufte er sie mit Liebkosungen und Schmeicheleien, doch die Schlaue schien ihn nicht zu fassen, entschlüpfte stets seinen Netzen und wußte voll feinen Witzes, all' seinen Worten eine scherzhafte Wendung zu geben. Der Herzog ward immer kühner — zudringlicher. Er flehte so herzlich, er bat so innig, ihm nur auf einen Augenblick ihr holdes Antlitz zu enthüllen. Lange widerstand sie; er wiederholte seine Bitte. Endlich ward es ihr so heiß, sie fühlte sich im Gedränge erhitzt. — Was war zu thun, als in ein Seitengemach zu gehen, um dort den

Schweiß von der Stirne zu trocknen? Was konnte sie dafür, daß der Zudringliche sie dahin verfolgte? War es ihre Schuld, daß dieses Geschäft ohne Abziehung der Larve nicht geschehen konnte? — Mit einem Worte: der Liebebrennende fand jetzt Gelegenheit, das schönste Gesichtchen zu bewundern, so jemals in der Werkstätte der Natur für einen weiblichen Körper gemeißelt ward. Wie wäre es möglich, zu schildern, was Friedrich in diesem Augenblicke empfand? Eine ganze Schöpfung schwand vor seinen Sinnen. — Er hätte seine beiden Herzogshüte, er hätte seine ganze Macht für diesen Anblick hingegeben. Die zärtlichste, kühnste Liebeserklärung erfolgte und — Brunhildens Herz ward selbst zur Verrätherin ihres Geschlechtes. Sie dachte nichts, sah nichts, hörte nichts als den schönen, feurigen Liebebettler, den ruhmvollsten Heldenjüngling Deutschlands, den Beherrscher zweier Fürstenthümer. Auf manche Einwendungen, Zweifel und Bedenklichkeiten folgte ein freundliches, mildes Lächeln, ein wohlwollender, zärtlicher Blick, ein leiser, flüchtiger Händedruck, ein halb erstickter Seufzer; dann verdoppelte sich der Druck der Hand, und unnennbare Gefühle erzeugte der erste Kuß. Alle diese Stufen erkletterte Friedrich mit zahllosen süßen Mühen die Himmelsleiter hinan, bis sie ihm endlich mit sanftem Erröthen die süßen Worte: „Ja, ich liebe dich“ zustammelte. — Das Gemach, wo sie sich befanden, war nicht geeignet, daß sie sich unbelauscht die Gefühle ihrer wonnetrunkenen Herzen mittheilen konnten, denn aus dem anstoßenden Tanzsaale kamen und gingen der Lauscher so viele. Wenn der unbedeutende, in Staub geborne Weltbürger den hämischen Glossen seiner schelsüchtigen Nachbarn selten oder nie zu entgehen vermag, um wie viel mehr sind die Großen der Erde den Spitzen dieser giftigen Pfeile bloßgestellt. Der Herzog bat daher seine Erwählte, ihm in den

nahe gelegenen Burggarten zu folgen. Sie erschrak über diesen Vorschlag. Das Bild ihres mürrischen mißtrauischen Gatten stand auf einmal, gleich einem drohenden Gespenste vor ihrer Seele. — Aber der Geliebte flehte so zärtlich! Er bat nur um einige Minuten; sie konnte es ihm nicht versagen! Der Herzog entfernte sich zuerst. Sie durchwandelte noch ein paar Mal den Tanzsaal und nachdem sie ihren Gemahl im Spiele beschäftigt bei vollen Bechern belauscht hatte, schlich sie mit glühendem Herzen dem Heißgeliebten nach. Friedrich eilte ihr auf Flügeln der Liebe entgegen, umarmte sie mit bebenden Armen und überströmte sie mit Küssen. — Doch wozu soll ich eine Scene beschreiben, die sich jeder gefühlvolle Leser selbst vorzeichnen kann, der in der Blüthe des Lebens Amors Rosenfesseln trug und das süße Vergnügen, ein Mensch zu sein, zum erstenmale aus dem Becher der Liebe kostete? — Nur so viel sei mir erlaubt zu sagen, daß es beiden ebenso selig erging, als weiland dem Herrn Kriegsgotte, wenn er der Göttin der Liebe manchmal einen Besuch abstattete, indeß ihr hinkender Gemahl die Pfeile des Donnerers spitzte. Aber die Horen hatten indeß unseren Liebenden einen fatalen Streich gespielt, indem diese boshaften Mädchen (man weiß ja, wie in diesem Punkte die Mädchen sind) die zur Unterredung bestimmten wenigen Minuten in eine lange und doch jenen Beiden so kurz scheinende Stunde verwandelten.

Der alte Pottendorfer saß während ihrer Entfernung in froher Behaglichkeit im Kreise seiner Vertrauten und zechte und spielte weidlich fort. Eben hatte ihm sein Gegner im Schach die Königin genommen, als ihn plötzlich mit einem schmerzhaften Stich im Gehirne ein heftiges Kopfweh, vermuthlich durch den Lichterdunst, überfiel. Er wollte es zwar anfangs nicht achten, allein die Schmerzen wurden heftiger.

Er folgte dem Rathe seiner Freunde und ging in den Burggarten, sich durch kühle Abendluft zu erquicken. Indem er nun ganz bedächtig fortschritt und so zwischen den lieblich duftenden Orangenbäumen hinwandelte, hörte er in einer nahen Laube ein leises Geflüster — ein periodisches halblautes Stöhnen und ersterbendes Seufzen. Der Alte war neugierig und schlich sich näher. Eben trat der gehörnte Halbmond aus dem Gewölke hervor, als er zum Eingang der Laube kam. — Welch' ein entsetzlicher Anblick! — Das Blut erstarrte in seinen Adern zu Eis; er glich einer alternden Büste. Brunhilde bemerkte ihn sogleich. Sie stieß mit einem Ausrufe des Schreckens ihren wonnetrunkenen Liebhaber von sich. „Weiberschänder!" brüllte der Alte, zückte einen Dolch und wollte den Herzog durchbohren. Dieser faßte sich augenblicklich fiel ihm in den Arm und entwand den Mordstahl seiner Faust. Unterdessen fand die unglückliche Brunhilde Gelegenheit zu entfliehen. Pottendorf, Rache schnaubend, eilte in den Tanzsaal zurück. Indem Friedrich seine Geliebte voll Besorgniß vergebens hier im Garten aufsuchte, forderte jener dort im Saale alle Anwesenden mit vollen Backen zur Meuterei und Empörung auf. Er klagte laut über Tyrannei, Despotism, Sklavenketten und gewaltsame Entehrung. Seine Worte fanden bei den von Wein berauschten, durch keine Erziehung veredelten, durch viele Kriege noch mehr verwilderten Gästen, leider, einen nur allzu schnellen Eingang. Plötzlich verwandelte sich, wie durch einen Zauberschlag, der Tempel der Freude in eine Schreckenshalle tobender Empörung. Bürger und Adel vereinigte sich. Die Kuenringische mächtige Partei trug die Fackeln des Aufruhrs durch alle Straßen, erinnerte den leichtsinnigen Pöbel an die erlittenen Drangsale, log, vergrößerte, übertrieb die Thatsachen, und so wälzte sich die aufflammende

Gährung, wie vom Sturme getrieben, über die ganze Stadt hin. Viele der Höflinge entflohen in der betäubenden Angst durch die Thore oder sprangen über die Stadtmauern; nur der Herzog blieb. Er eilte auf sein Gemach, warf seine Rüstung über, und um ihn her versammelte sich die kleine Schaar seiner Getreuen, entschlossen, mit ihrem Fürsten und Freunde das grausamste Loos zu theilen. In dieser Lage erwarteten sie den Morgen. Friedrich vergaß sich selbst; ihn kümmerte nur das ungewisse Schicksal Brunhildens. Immer kamen neue, immer traurigere Nachrichten, mit jedem Augenblicke erwarteten sie den Angriff der Empörer. Einige seiner Freunde riethen zur Flucht. Trotzig erwiderte er: „Feige! soll ich zuerst vor meinen Unterthanen fliehen, da ich noch vor keinem meiner Feinde floh?“ Um die siebente Morgenstunde kamen vier Abgeordnete vom Adel und Bürgerstande, ihm feierlich den Gehorsam aufzusagen und die augenblickliche Entfernung aus der Stadt, bei Bedrohung des Mordes und Brandes von ihm zu fordern. „Geht zur Hölle, ihr meineidigen Rebellen!“ donnerte der ergrimmte Herzog ihnen entgegen, riß sein Schwert aus der Scheide und jagte die Verwegenen in die Flucht. Kaum waren die Abgeordneten weg, so ward die ganze Burg von Tausenden umrungen. Gräßliches Geschrei erfüllte die Luft. Schon war der rasende Pöbel mit Fackeln und glühenden Bränden versehen, um den alten Wohnsitz seiner Fürsten durch die Wuth des Feuers zu vernichten. Jetzt warfen sich alle edlen Anhänger Friedrichs zu dessen Füßen, jetzt baten sie ihn mit ringenden Händen um seine — um ihre Rettung. Der gute Fürst, sonst trotzend jeder Gewalt, erlag endlich — ihren Bitten. Den ehernen Schild in der Linken, das blanke Schwert in der Rechten, im Gefolge seiner Geprüften, verließ er die Burg. Als er zum Thore kam, verstummten die Lippen der

Empörer. Von unwillkürlicher Ehrfurcht durchbebt, trennte sich der unermeßliche Schwall und langsam, mit festem Schritte, ging er durch die Reihen, indeß sich aller Augen, unfähig seinen Flammenblick zu ertragen, zur Erde senkten.

Meine schönen Leserinnen werden vielleicht wünschen, Brunhildens Schicksal zu erfahren? Auf ihrer Flucht aus dem Garten eilte sie in den Tanzsaal und von dort ganz unbemerkt aus der Burg. Umhüllt von den gefälligen Schatten der Nacht, wankte sie durch die öden, menschenleeren Gassen, kämpfend mit Schauder und Ohnmacht. Sie erreichte ein nahes Nonnenkloster und klingelte zitternd an der Pforte. Man schloß ihr auf — und husch war sie darin. Die Aebtissin, eine Schwester ihrer Mutter, nahm sie gütig auf und gewährte ihr in den Mauern desselben einen verborgenen sicheren Aufenthalt. Hier büßte sie, ebenso unerforschlich für den Herzog wie für ihren Gatten durch eine lange Reihe von Jahren für die einzige Sünde einer kurzen Wonnestunde.

Friedrich zog mit seinen Gefährten nach Stahrenberg, setzte diese mit einer zahlreichen Besatzung versehene Veste in den besten Vertheidigungsstand, verfügte ein Gleiches auf der Burg Mödling, schickte Boten an seine Freunde und Anhänger in Oesterreich und der Steiermark und beschied sie insgesammt nach Neustadt, wohin er sich mit seinen aus allen Gegenden herbeieilenden Kriegsgefährten und Waffenbrüdern begab. Hier beschloß er, den Verfolgungen eines feindseligen Geschickes männlich Trotz zu bieten, denn diese, damals zur Steiermark gehörige Stadt ward (in dem mittleren Zeitalter) für eine fast unüberwindliche Festung gehalten. Ihre wackeren Bürger zeichneten sich schon damals durch eine unerschütterliche, felsenfeste Treue aus, wovon sie ihren Fürsten auch späterhin so viele schöne, ewig denkwürdige patriotische Beweise gaben.

Alles was Waffen zu tragen fähig war, Greise und Jünglinge, auch sogar die Weiber rüsteten sich, einer etwaigen Belagerung zu widerstehen. Die Stadtmauern wurden ausgebessert, neue Wälle errichtet, ein großer Vorrath von Lebensmitteln herbeigeschafft. Des Herzogs unermüdete Thätigkeit war ebenso grenzenlos als der Eifer seiner getreuen Neustädter, und da sich die Anzahl seiner Beschützer mit jedem Tage vermehrte, so träufelte die wohlthätige Hoffnung wieder einige Tröpfchen ihres Balsams in sein blutendes Herz. Einst als er an einem Abend ermüdet und schwermüthig in seiner Schlafkammer saß und so über seine traurige Lage, über den Untergang seines Stammes, über Fürstenloos und Menschenundank nachgrübelte, ward ihm gemeldet, daß eine verschleierte Matrone ihn zu sprechen wünsche. Läßt sie kommen, erwiderte er verdrossen. Sie trat ein und warf sich weinend und schluchzend an seinen Hals.

Friedrich. Weib, was soll dies? was willst du von mir?

Unbekannte. Schutz — Trost an deiner Brust.

Friedrich. O dann verlass' mich! Ich kann dir nicht geben, was ich selbst vermisse.

Unbekannte. Weh' mir! dann bin ich verloren.

Friedrich. Verloren? — Wer bist du, Unbekannte? Enthülle dich, daß ich dich sehe.

Unbekannte (schlägt den Schleier zurück). Kennst du —

Friedrich. O ihr himmlischen Mächte! Meine Schwester Margaretha?

Sie. Ja, Margaretha, die Witwe, die kinderlose Witwe — die verbannte, ärmliche Königin der Deutschen.

Friedrich. Welch' ein Räthsel, Schwester! Erkläre dich.

Sie. Meine Erklärung wird dich mit Schauder und Grauen erfüllen.

Friedrich. Rede. Friedrich hat Muth, auch das Aergste zu vernehmen.

Sie. Den Höflingen des Kaisers gelang es endlich, den letzten schwach glimmenden Funken väterlicher Liebe zu ersticken. Man beschuldigte meinen Gatten der Aufwieglung, der Giftmischerei gegen seinen Vater. Ludwig von Baiern, Kaiser Friedrichs Liebling, ward durch seinen Hofnarren ermordet. — Auch dieses Verbrechen mußte er veranlaßt haben. Die Fehde, welche Heinrich aus Freundschaft für dich gegen Baiern unternahm, vergrößerte die Wahrscheinlichkeit, vermehrte seine Schuld. Der deutsche Kaiser hielt Gericht über den deutschen König und sein Sohn ward, abwesend und ungehört, als Giftmischer, Mörder und Störer des Landfriedens mit Bann und Acht belegt.

Friedrich. Schändlich, abscheulich!

Sie. In einer schwarzen, stürmischen Nacht wurde unsere Burg Drifels durch Verrätherei von baierischen Knechten erstiegen. Aus dem Bette, von meiner Seite weg riß man den Armen, schlug ihn vor meinen Augen, ungerührt durch meine Thränen, durch mein Gewimmer, in schwere Fesseln und schleppte ihn fort.

Friedrich. Schweig', du zermalmst mein Herz.

Sie. Noch bin ich nicht zu Ende. Wähnst du etwa, daß es der väterlichen Zärtlichkeit nur allein mit dem Untergange des Sohnes genügte. Nein, so leicht befriedigt sich der oberste Schützer der Gerechtigkeit nicht. Auch seine Enkel — höre Bruder! — auch seine unmündigen Enkel verschlang seine Rache. Aus meinen Mutterarmen rissen sie die wimmerden Knaben. Als ich darüber entrüstet, sinnlos zu Boden stürzte, banden sie ihnen Füße und Hände und trugen sie dem Vater nach.

Friedrich. Verdammte Höllenbrut! Das ist entsetzlich! Sprich, wohin schleppte man Vater und Söhne? Ich will — ich muß sie retten.

Sie. Aus den Gefilden des Todes ist keine Rettung. Manfred, des Kaisers Bastard, hat in Apulien schon den Giftbecher bereitet, seinem Bruder und seinen Neffen zu einem freundlichen Willkommen einen Labetrunk zu reichen.

Friedrich. Nicht möglich! So eine ungeheure Grausamkeit kann kein Vater gegen seinen Sohn — gegen seine unmündigen Enkel verüben.

Sie. O wozu sind die Leidenschaften der Menschen nicht fähig! — Ein baierischer Ritter, der unsere Burg in Besitz nehmen und mir meine Verbannung ankündigen mußte, ward gerührt durch meine Thränen und vertraute mir dies Staatsgeheimniß.

„Schande dem Staate, der solche niederträchtige Plane brütet", rief der Herzog, von Wuth und Entsetzen auf das innigste ergriffen. „Fluch der Natur, die solche Ungeheuer in die Menschheit schleudert, deren Grausamkeit Tiger und Krokodile beschämt." — Wenn Friedrich sich je nach dem heißen Gewühle der Schlacht sehnte, so war es jetzt, um seinen gerechtesten Rachedurst mit Feindesblut zu kühlen. Aber bald bemächtigten sich Trauer und Wehmuth seiner Seele. Hier war es das erstemal — in seinem Leben das erstemal — wo seinem Heldenauge dem Schicksale des verschwägerten Freundes und seiner Kinder eine Thräne entflimmerte. Friedrich und Heinrich, die Söhne Margarethens, hatte er seit lange bei sich zu Erben seiner Länder und seines Namens bestimmt. Sie sollten ihm einst den Mangel eigener Nachkommen ersetzen; aber jetzt schwand auch dieser Hoffnung täuschendes Irrlicht und düsterer Gram bemächtigte sich verdoppelt seines Busens.

Also war der ebenso schlaue als weltkluge, in der Geschichte so berühmte Kaiser Friedrich der Zweite schwach und niedrig genug, dem römischen Hofe und dessen guelfischen Creaturen zum Werkzeuge zu dienen, die Enkel des großen Barbarossa, das so berühmte hohenstaufische Geschlecht, nicht nur vom Kaiserthrone zu verdrängen, sondern sogar von der Erde zu vertilgen. Aus zu großer Vorliebe für seinen jüngeren Sohn Conrad hörte er auf, Vater und Mensch für seinen Erstgebornen zu sein. Um jenem die deutsche Königskrone für jetzt und in der Folge die Kaiserkrone zu verschaffen, mußte der unglückliche Heinrich mit seinen schuldlosen Kindern in die Hallen des Todes wandeln, und so beschleunigte er selbst den Triumph seiner Gegner, denn nun bedurfte es ja nur Eines Giftbechers für jenen Conrad und Eines Henkerbeiles für dessen Sohn Conradin, um diesen verhaßten Stamm auf ewig aus seinen Wurzeln zu reißen.

Bald nach der Ankunft Margarethens erhielt Herzog Friedrich die Kunde, daß der Kaiser mit einem zahlreichen Heere aus Italien nach Deutschland ziehe und sich Steiermarks Grenzen nahe. Alle Fürsten, Grafen und Bischöfe, hieß es, zögen ihm entgegen und man erwarte auch von dem Herzog, daß er an seiner Länder Grenzen das Oberhaupt des Reichs begrüßen und empfangen werde. Ein Donnerschlag war für Friedrich diese Nachricht. Neue Gefahren erhoben sich in Riesengestalten um ihn her. Er glich einem Wanderer, der sich auf steiler Höhe zwischen Felsenklippen verirrte, vor sich den fluthenden Ocean, neben und hinter sich grauenvolle Abgründe, wie er eben am Punkte der Ueberlegung steht, ob er in jene sich thürmenden Wogen oder in diese Tiefen endloser Schlünde sich wagen soll. — Dem Kaiser entgegen zu ziehen, befahl ihm die Vernunft, zu bleiben, sein Herz. Welche

Selbstverläugnung, welche Erniedrigungen erwarteten ihn dort, wenn er käme? Und ging er nicht, welch ein Stoff zu neuen Verläumdungen für seine Feinde? Wäre dies nicht offenbarer Anschein von feindseligen Gesinnungen? Zu dem ersten Entschlusse riethen alle seine Freunde. Sie stellten ihm vor, wie nothwendig es sei, sich frühzeitig von den guten oder bösen Absichten des Kaisers persönlich zu überzeugen, um darnach die zweckmäßigen Maßregeln ergreifen zu können. Sie zeigten ihm die unumgängliche Nothwendigkeit, den Anschwärzungen der Rebellen und seiner übrigen Feinde zuvor zu kommen. Selbst Margaretha vereinigte sich mit ihnen durch die Bitte um seine Verwendung für ihre Entrissenen, um, wenn vielleicht dieselben noch kein Opfer des Todes geworden wären, entweder alle oder doch wenigstens die schuldlosen Kinder zu retten. Diese Vorstellung gab endlich der einen Schale der wankenden Wage das Uebergewicht. — Er ging.

In Neumarkt, an der Grenze Kärnthens, traf er den Kaiser, begleitet von einem mächtigen Heereszug, umgeben von einer großen Schaar deutscher und italienischer Fürsten und Bischöfe. Schon auf der Reise erfuhr der Herzog die bittersten Klagen über die Ausschweifungen und Erpressungen, mit welchen die kaiserlichen Krieger bei dem ersten Schritte über die Grenze der Steiermark Bewohner begrüßten, und bald folgten diesen widrigen Nachrichten noch traurigere Erfahrungen. Erst am dritten Tage, in voller Fürstenversammlung, ward ihm eine Audienz bewilligt. Kalt und stolz, in Mitte der Feinde des Herzogs, empfing ihn der Kaiser und erwiderte seine Begrüßung mit verächtlicher Miene — mit beleidigendem Stillschweigen. Eine Pause allgemeiner Verstummung erfolgte. Mit männlicher Fassung sah Friedrich dem Kaiser starr ins Gesicht, warf dann einen flüchtigen Blick

auf die Herumstehenden, und als er das triumphirende, schadenfrohe Hohnlächeln der Höflinge bemerkte, da entflammte sein Geist. Er sprach mit festem Tone: „Die kaiserliche Majestät ist heute übler Laune, der Herzog von Oesterreich kann gehen". Er machte eine flüchtige Verbeugung und wollte sich entfernen, aber der Kaiser befahl ihm zu bleiben. Jetzt trat Otto von Baiern hervor und klagte ihn als des geächteten Heinrichs Verbündeten, als einen Störer des Landfriedens an. Jetzt brachten Abgeordnete von Wien wider ihn die schwersten Beschuldigungen vor, jetzt klagte auch der kaiserliche Fiscus um das Erbe Margarethens. Friedrich wollte sich vertheidigen, allein man verbot ihm zu reden, mit dem Befehl, am kommenden Tage um die neunte Stunde sich vor dem Richterstuhl des Kaisers und seiner Fürsten zu stellen und dort sein Urtheil zu erwarten.

Nun sah der Herzog nur allzu klar, daß sich Alles zu seinem Untergange verschworen hatte. „Sattelt!" rief er seinen treuen Gefährten zu. In drei Minuten saßen sie zu Rosse und sprengten davon, daß es Funken stob. Wie flüchtig Gewölk eilten sie nach Neustadt zurück. Dort versammelte Friedrich alle Bürger, alle seine Krieger auf dem Hauptplatze und erklärte ihnen sein Schicksal mit erhabener, rührender Beredtsamkeit. Ewige, unwandelbare Treue und Ergebenheit, ausharrende Standhaftigkeit, Sieg oder Tod war der Schwur aller Anwesenden. Eifriger war noch kein Volk, die feindlichen Keile von dem Haupte seines Beherrschers und die schweren Gewitter von dem Horizonte des bedrohten Vaterlandes abzuwenden als es damals die biederen Neustädter waren, ihren Landesfürsten zu schützen und zu vertheidigen.

Unterdessen ward am kaiserlichen Hofe über den Entwichenen das Urtheil gesprochen. Er wurde für schuldig

erkannt, geächtet, seiner Länder und Lehen für verlustig erklärt; alle seine Unterthanen entband man ihrer Pflicht — ihres Eides. Den Herzogen von Kärnten und Baiern, dem Patriarchen von Aglar, den Bischöfen von Bamberg und Freisingen, so wie dem Erzbischofe von Salzburg ward die Achtsvollziehung übertragen. Der Kaiser selbst setzte sein Heer in Bewegung, überschwemmte damit die ganze Steiermark, so wie den größten Theil Oesterreichs, zerstörte alle Schlösser des Herzogs und verfolgte dessen Anhänger auf das grausamste. Alle Hoffnung schien nun für den unglücklichen Fürsten verloren. Selbst seine Mutter, Theodora, entfloh nach Böhmen, und Agnes, seine Gattin, verrieth ihren Gemahl. Sie wählte eine freiwillige Gefangenschaft in den Armen des Kaisers. Alles war erobert, alles verließ ihn; nichts hatte Friedrich mehr von all' seinen Besitzungen als Neustadt, Stahrenberg und Mödling. Auch diese wollte man ihm entreißen. Als der Kaiser mit seinen Tausenden Neustadt berennt hatte, sandte er einen Herold an die Bürger, von ihnen die Auslieferung des Geächteten und die Oeffnung der Thore zu verlangen. Die Getreuen überbrachten das Aufforderungsschreiben dem Herzoge; dieser ging in ihre Versammlung, las es ihnen selbst mit lauter Stimme vor, warf Schwert und Schild von sich und forderte sie auf, dem Befehle zu gehorchen. „Meine Freunde, meine Waffenbrüder, meine Unglücksgefährten! eilet, den Willen des Kaisers zu erfüllen! Jetzt ist der Augenblick da, der über euer Schicksal entscheidet; jetzt ist es noch in eurer Macht, euch zu retten. Seht, hier bin ich. Waffenlos stehe ich unter euch. Greift zu, fesselt diese Arme, die so oft den Sieg erkämpften, überliefert euren Herzog seinen Feinden und erkauft euch damit die Befreiung von einer Belagerung, die Gnade des deutschen Oberhauptes. Nur Eines, meine Freunde, nur Eines bitte

ich euch: Wenn der letzte Babenberger durch das Schwert des Henkers fallen soll, so schenkt ihm eine Mitleidsthräne."

So sprach er zu Neustadts Bürgern und zu seinen Waffenbrüdern. Wie Löwengebrülle erhoben sich jetzt alle Stimmen der Anwesenden: „Nein, nein, wir bleiben treu unserem Schwur! Wir kämpfen, wir sterben oder siegen mit unserem Herzog!" Dies war das einhellige Geschrei aller Kehlen. Der kaiserliche Herold mußte entfliehen, um von den Wüthenden nicht gesteinigt zu werden.

Einen allgemeinen Sturm verordnete der Kaiser mit Anbruch des folgenden Morgens. Wirklich erfolgte auch der heftigste Angriff, der blutigste Kampf, der je im Angesichte der aufgehenden Sonne gekämpft wurde. Ehrgeiz und Zuversicht auf ihre Anzahl ermunterte die Stürmenden; Verzweiflung, Selbsterhaltung und Liebe für ihren Fürsten entflammte die Bestürmten. Friedrichs herkulische Tapferkeit, sein Beispiel, seine Allgegenwart verwandelte jeden Troßjungen in einen Helden. Jeder Mann galt eine Schaar. Endlich nach vier blutigen Stunden, nach sechsmal zurückgeworfenen allgemeinen Anfällen mußten die Feinde sich in ihr Lager zurückziehen. Nicht zum Genusse einer erquickenden Ruhe bestimmte der heldenmüthige Fürst die folgende Nacht. Um die eilfte Stunde wagte er mit seinen entschlossensten Getreuen einen unvermutheten Ausfall in die feindliche Stellung. Schreck und Verwirrung verbreitete er dort. Ueber Leichen bahnte er sich den Weg; die schlaftrunkenen Feinde mordeten in der Dunkelheit sich selbst unter einander. Während dieser Niederlage zündeten seine Gefährten ihre Pechfackeln an und warfen sie unter die Zelte, daß die hochaufwirbelnden Flammen des brennenden Lagers ihnen den Rückweg in die Stadt erleuchteten; es war ein entsetzlicher, gräßlicher Anblick!

Kaiser Friedrich sah nun ein, daß er es mit keinem muthlosen Schwächling zu thun habe. Seine Geschäfte, seine Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich auf eine langwährende Belagerung einzulassen. Er hob also die Belagerung auf und zog mit seinem Heere nach Wien. Bei seiner Ankunft daselbst wurde diese Stadt zur freien Reichsstadt erhoben und der Bischof von Bamberg nebst dem Burggrafen von Eberstein zu Statthaltern von Oesterreich ernannt.

Diesen Beiden gab er unter anderen den gemessensten Befehl, den geächteten Herzog so lange rastlos zu befehden und zu verfolgen, bis sie ihn entweder lebend oder todt in ihre Gewalt bekämen. Auch den Steiermärkern befahl der Kaiser, den Wienern zum Kampfe gegen ihren Fürsten Hilfsvölker zu schicken und, leider, war damals ein Theil derselben unedel und pflichtvergessen genug, diesem Auftrage eine entehrende Folgsamkeit zu leisten.

So lange sich der Kaiser in Wien befand, hielt sich der schlaue Herzog ruhig hinter Neustadts Mauern; als sich aber jener nach Regensburg und endlich gar zu neuem Kampfe mit dem kaum versöhnten Papste nach Italien begab, da erhob sich die Sonne seiner gesunkenen Hoffnung wieder und der Spielraum seiner rastlosen Thätigkeit erweiterte sich mit jedem Tage. Friedrichs Anhänger und Freunde, welche durch die Uebermacht des Kaisers zum Theil vertrieben, zum Theil aber genöthigt wurden, sich ruhig auf ihren Burgen und Schlössern zu halten, eilten nun, da der zweiköpfige Adler den Schwung seiner Flügel nach anderen Gefilden gewendet hatte, ihrem verlassenen, bedrängten Fürsten mit ihren Reisigen zu Hilfe. Der ganze Adel Oesterreichs und der Steiermark theilte sich in zwei Parteien, wovon die eine für — die andere gegen den Herzog kämpfte. Gundaker von Stahrenberg stand an

der Spitze der getreuen Steiermärker und eilte ihm mit mehreren Hunderten nach Neustadt zu, indeß Ulrich und Hermann, die Grafen von Ortenburg mit ihren Anhängern sich rüsteten, dem Befehle des Kaisers zu gehorchen und den Burggrafen von Eberstein mit seinen Wienern zu verstärken.

Der ebenso edle als tapfere Pergen betrieb in Oesterreich die Sache seines Fürsten mit so vielem Eifer, mit so vieler Klugheit, daß es ihm in kurzer Zeit gelang, demselben mehr als tausend Helme zuzuführen. Jetzt war Friedrich in der Lage, sich nicht mehr hinter Mauern vertheidigen zu müssen, sondern wieder auf offenem Felde dem Feinde unter die Stirn rücken zu können. Eberstein, durch die Nachricht seiner Verstärkung beunruhigt, beschloß, seinem Gegner nicht länger Zeit zur Verbesserung seiner Lage zu gestatten. Er sammelte also seinen ganzen Anhang von Adel und Bürgern, um den Herzog, welcher damals sich nicht mehr in Neustadt befand, aufzusuchen und mit den Seinigen in einer Schlacht durch Uebermacht zu vernichten. Der muthige Fürst, nicht gewohnt, die Zahl seiner Feinde zu berechnen, beschloß sogleich, das Verlangen seiner Gegner zu erfüllen und ein Treffen zu liefern. Bei Tuln trafen sie aneinander. Friedrichs großes Genie, seine und seiner Gefährten Tapferkeit erkämpften hier einen entscheidenden, glänzenden Sieg über die vierfache Ueberlegenheit der Feinde. Grauenvoll war die Niederlage derselben, Unordnung und Flucht die Folge. Die Fliehenden verbreiteten Angst und Entsetzen bis in die Hauptstadt. Der geschlagene Eberstein zog sich in die Gegend von Wien zurück. Seine einzige Hoffnung beruhte noch auf der anrückenden Unterstützung der Steiermärker, denen er mehrere Eilboten entgegen sandte, sie zur Beschleunigung ihres Marsches anzutreiben. Einer derselben ward auf seinem Rückwege von

Friedrichs Reitern erhaſcht, und er entdeckte aus einem Antwortſchreiben der Grafen von Ortenburg, durch welche Gegenden und auf welchem Wege dieſe ihren Zug gewählt hatten. An der Stelle machte ſich der Herzog auf, eilte hin und verlegte mit ſeinen Reiſigen die Straße, welche durch einen Wald ſich ſchlängelte. Die ſorgloſen Steiermärker zogen am kommenden Morgen ahnungslos heran. Als nun ihr ungeſchloſſener Zug ſich mitten im Walde befand, gab der Herzog das Zeichen zum Angriffe. Von allen Seiten wurden ſie wüthend angefallen und trotz der Tapferkeit einiger Ritter hatten faſt alle das traurige Schickſal, entweder gefangen oder niedergemetzelt zu werden. Nur wenigen gelang es, durch die Flucht ihr Vaterland zu erreichen und dort die Herolde ihres Unglücks zu ſein.

Wer Glück hat — hat auch Freunde. Dies iſt eine alte Bemerkung, und dies erfuhr auch Friedrich. Seine beiden wichtigen Siege und ſein großmüthiges Betragen gegen die Gefangenen bewirkte in allen Gemüthern einen ſchnellen Uebergang der Geſinnungen. Die ganze Steiermark, eines Beſſeren überzeugt, unterwarf ſich ihm aufs Neue durch eine feierliche Deputation und dieſem Beiſpiele folgte bald der größte Theil Oeſterreichs nach. Viele derjenigen, die vor Kurzem den Staub von den Füßen des Kaiſers leckten, zeigten ſich jetzt unermüdet in ſeinem Dienſte. Die meiſten Burgen und Veſten öffneten nun freiwillig ihre Thore dem Herzog, und die wenigen, welche noch zu widerſtehen ſich erkühnten, wurden mit ſtürmender Fauſt erſtiegen und den Flammen geopfert.

So ſah er ſich binnen wenigen Wochen wieder in dem Beſitze ſeiner Länder und Feſtungen. Nichts blieb zu erobern übrig als Wien. Seine muthigen Freunde riethen ihm, dieſe Stadt mit Sturm zu erobern und ſo den innerlichen Krieg

mit einem kühnen Streiche zu vollenden; allein der edle Herzog widersetzte sich diesem Vorschlage mit der Aeußerung: „Nein, ich will nicht noch mehr des Bürgerblutes vergießen. Zu beweinen ist der Fürst, der auf Leichen seiner Unterthanen die Säulen seines Thrones befestigen muß. Laßt uns einmal den Weg der Güte versuchen! Sind sie auch dann noch blind genug, diesen zu verschmähen, so weiß ich noch ein Mittel — ein nicht Blut kostendes Mittel". Durch einen Herold ließ er den Wienern Friede, Versöhnung und Vergessenheit alles Vorgefallenen anbieten, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren und ihm die Thore öffnen würden. Einen tiefen, lebhaften Eindruck machte dieser Antrag auf alle Bürger und Bewohner der Stadt; allein die kaiserliche, durch den Burggrafen von Nürnberg erst kürzlich ansehnlich verstärkte Besatzung und die Kuenringische Partei verwarf die Friedenspalme; es ward bei Todesstrafe verboten, von Uebergabe zu sprechen. Trauernd über seine vereitelte Hoffnung mußte nun Friedrich strengere Mittel versuchen. Er zertheilte sein Heer in mehrere Schaaren, umlagerte die Stadt von allen Seiten und schnitt ihr alle Zufuhr ab. Zwar suchten sich die Eingeschlossenen durch herzhafte Ausfälle Luft zu verschaffen, allein jedesmal wurden sie mit blutenden Köpfen in ihre Mauern zurückgetrieben. Bald erfolgte in der Stadt Theuerung, dann Mangel und endlich eine so fühlbare Hungersnoth, daß Pferde, Katzen und Hunde, und zuletzt Leder, Ratten und Mäuse Leckerbissen für die Einwohner wurden. Bei hungernden Mägen und dürstenden Kehlen würde endlich auch der Heldenmuth eines Achilles und Alexanders an der Schwindsucht vergehen; ebenso ging es auch den Wienern. Anfangs entstanden Klagen und Murren, dann erfolgten drohende Zusammenrottungen und am Ende brach ein allgemeiner Aufstand aus. Nach einem blutigen

Gefechte wurde die Garnison entwaffnet und die Bürger schlugen die Anführer derselben in Eisen. Die Bischöfe von Passau und Freisingen, für ihre werthe Existenz besorgt, wollten bei dieser Gelegenheit entrinnen; aber indem sie einem Abgrunde entgingen, geriethen sie in den andern. Sie wurden Friedrichs Gefangene. Eben unterhielt sich dieser auf das freundschaftlichste mit ihnen, bewirthete sie an seiner Tafel und bot ihnen die Freiheit gegen die einzige Bedingniß an, die Aufhebung seiner Achtserklärung bei dem Kaiser zu bewirken, als eine Schaar unbewaffneter Männer mit blassen, hageren Gesichtern und zur Erde gesenkten Blicken in das Zelt trat und sich ihm zu Füßen warf. „Was wollt ihr von mir, meine Lieben?“ fragte sie der Gerührte. Da hoben alle ihre Hände empor und riefen: „Gnade, Verzeihung! Gnade, gütigster Herzog! Wir sind Abgesandte von Wien und überbringen euch hier die Schlüssel der Stadt. O habt Erbarmen mit uns Verirrten. Seid wieder unser Vater, nehmt uns wieder in Gnaden auf.

Eine Thräne der Wehmuth glänzte in dem Auge des Fürsten. Er bedachte sich nicht lange, gewährte ihnen auf die huldvollste Weise Verzeihung und hieß sie aufstehen. — Dieser Augenblick war für sein mildes Fürstenherz einer der süßesten seines Lebens.

Einem römischen Triumphe glich sein Einzug in die Stadt. Er lächelte so herzlich, grüßte so freundlich und schien so ganz alles Vorgefallene vergessen zu haben, daß Hoffnung, Freude und Jubel sich aller Herzen bemeisterten. Ein endloser Zug schwer belasteter Wagen mit Weinen und Lebensmitteln aller Art folgte seinem Heere. Sie wurden dem hungernden Volke unentgeltlich preisgegeben, welches sich nun auf einmal in ein Paradies versetzt wähnte und seinen

Herzog über alle Sterbliche, unter die Bewohner des Himmels, mit zahllosen Segnungen erhob. Um seine Großmuth in vollem Glanze zu zeigen, gab Friedrich allen seinen gefangenen Feinden die Freiheit und ließ durch Herolde an allen Ecken der Stadt eine allgemeine Verzeihung verkünden. Wohl, unaussprechlich wohl ward ihm bei dem Eintritte in die Burg seiner Väter. Alle Wände schienen ihm ein wohlwollendes Willkommen zuzulächeln. Wie viele der Gefahren und Verfolgungen umtosten ihn wie Meereswogen seit der traurigen Epoche, als er sie zu verlassen gezwungen ward! Seid mir gegrüßt, ihr traulichen Hallen, wo einst meine Ahnen wandelten und ich meiner Jugend glückliche Tage verlebte, sagte er gerührt bei seiner Ankunft; als er aber an ein Fenster ging und einen Blick auf jenen Garten, jene Laube warf, wo ihm eine einzige Wonnestunde so viele Tage des Kummers erzeugte — ach! da bebte er zurück. Brunhildens Bild trat nun vor seine Seele; er warf sich auf einen Stuhl und überließ sich schwermüthigen Ideen.

Einige Monate genoß Friedrich der süßen Erholung in der Mitte seiner nun zufriedenen Wiener. Fest war sein Entschluß, jede Veranlassung zum Kriege nach Möglichkeit zu vermeiden und in den Armen des Friedens alle Kräfte des Geistes der Wohlfahrt seiner Unterthanen zu weihen. Doch das unerbittliche Schicksal hatte es mit eisernem Griffel auf die Tafel seines Lebens geschrieben, daß Ruhe ihm hienieden nicht mehr zu Theil werden sollte. Der König von Böhmen hatte dem Herzog in seiner traurigen Lage einige Unterstützung geleistet und vorzüglich den baierischen Herzog abgehalten, sich mit dessen übrigen Feinden zu vereinigen. Dafür verlangte nun derselbe eine Belohnung, welche in nichts wenigerem als in der ewigen Abtretung des ganzen Oesterreichs jenseits der

Donau bestand. Ich habe kein Recht, die vom Reich mir verliehenen Länder wie ein Paar Handschuhe wegzuschenken und meine Unterthanen gleich Pferden und Rindern zu vermäkeln, erwiderte Friedrich dem Gesandten; jedoch erbot er sich, dem König nach Möglichkeit seinen Dank zu bezeigen. Allein es genügte kein geringerer Preis, und ehe man sich's versah, stand ein böhmisches Heer in der Gegend von Laa. Der Herzog ward durch diesen unvermutheten Angriff um so mehr betroffen, da er sich in keiner kriegerischen Verfassung befand und fast alle seine Truppen entlassen, ja selbst seiner Ritter nur wenige bei sich behalten hatte. Doch sein Muth galt eine Armee; er wußte sich zu fassen. — Mit nicht mehr als zweiundsiebenzig Helmen verließ er Wien und eilte nach Laa. Sein getreuer Jugendfreund, Bernhard von Preußl, hatte diesen Ort als Hauptmann der Besatzung gegen den herannahenden Feind in den besten Vertheidigungsstand gesetzt. Erstaunen und Besorgniß erfüllte diesen redlichen Patrioten, als er den Herzog mit einer so geringen Begleitung ankommen sah.

Preußl. Sind das eure Reisige alle, gnädiger Herr?

Friedrich. Ja. Mehr konnte ich in der Eile nicht aufbringen.

Preußl. Und was wollt ihr mit diesem Häufchen beginnen?

Friedrich. Eine sonderbare Frage! Mich mit dir vereinigen, den Feind aufsuchen, und wenn's glückt, ihn schlagen.

Preußl. Wenn es aber nicht glückt?

Friedrich. Seit wie lange ist der tapferste meiner Ritter so bedachtsam geworden?

Preußl. Seitdem er einsehen lernte, daß Tapferkeit von der Klugheit geleitet werden müsse. Wißt ihr, wie stark die

Macht des Feindes ist? Wißt ihr auch, daß Herzog Ulrich von Kärnthen ihr Verbündeter ist und in eigener Person an ihrer Spitze ficht?

Friedrich (mit Würde). Und auch Herzog Friedrich von Oesterreich wird an der Spitze der Seinigen kämpfen.

Preußl. Ich weiß, was und wie viel dieses sagen will, weiß, was die tapferen Oesterreicher unter solch einem Anführer vermögen, auch glaube ich nie den Vorwurf der Feigheit verdient zu haben; dennoch befiehlt mir jetzt Freundschaft und Pflicht, euch bei so geringer Macht gegen so ungleiche Ueberlegenheit von einem Treffen abzurathen. Unmöglich können die Böhmen weiter vorrücken, bevor sie nicht Laa erobert haben. Daß ihnen aber dies so bald nicht gelingen soll, dafür laßt mich sorgen. Ihr gewinnt daher indessen Zeit, euch zu verstärken, um noch zeitlich genug zu meiner Rettung herbeizueilen.

Friedrich. Dein Plan ist klug, ist sicherer. Aber, Freund Preußl, du kennst meine Weise: zögern ist meine Sache nicht. Wie dürften wir es wagen, einer schönen Edeldirne unter die Augen zu treten, wenn sie uns sagen könnte: ihr hattet nicht Muth, vor den Augen eurer Feinde zu erscheinen. — Nein, wir schlagen. Die sonst so flatterhafte Göttin des Glückes hat unseren Waffen noch immer gelächelt, wir wollen uns auch diesmal ihrer Gnade anvertrauen.

Preußl. Wenigstens erfülle ich meine Pflicht, ihr seid Herr und habt zu befehlen mit eurem Knecht. Bernhard von Preußl ist entschlossen, an der Seite seines Freundes und Gebieters zu siegen — oder zu fallen.

Zu jener Zeit waren die Bürger von Laa, so wie das männliche Landvolk jener Gegend sehr geübte Bogenschützen. Diese Eigenschaft benützte der Herzog und errichtete aus den Geschicktesten in Eile ein Corps von Scharfschützen. Auf

Anhöhen und in Gebüsche verlegte er diese, indem er selbst mit seinen wenigen Kriegern dem Feinde auf eine Stelle entgegen rückte, wo seine beiden Flanken durch die Lage vor einer Ueberflügelung gesichert waren und er von einer Erhöhung herab den Anfällen der Böhmen mit stärkerem Nachdrucke widerstehen konnte. Durch einige vorausgeschickte Reiter neckte er die Feinde und reizte sie zum Angriffe, welcher bald darauf erfolgte. Mit wildem Getümmel drangen dieselben heran und hielten es für ein Halmenspiel, so ein geringes Häufchen zu vertilgen, über dessen Tollkühnheit sie ebenso sehr erstaunt als erbittert waren. Schon standen sie am Fuße der Anhöhe, im Begriffe, dieselbe zu erstürmen, als ein Pfeilhagel von allen Seiten auf sie losziſchte und in einem Augenblicke mehr denn fünfzig Rosse der tapfersten Ritter zu Boden stürzten. Friedrich hatte nämlich seinen Bogenschützen befohlen, nur nach den Rossen der durch ihren Prunk kennbaren Ritter zu zielen, weil er aus Erfahrung wußte, wie wenig ein schwer geharnischter Reiter ohne Pferd vermöge. Die Böhmen waren nicht wenig betroffen über diese unvermuthete Begrüßung; sie besannen sich einige Augenblicke und wagten endlich doch den Angriff. Allein Friedrich und seine Getreuen standen wie Felsen gegen brausende Fluthen und schlugen die Stürmenden zurück. Ein gleiches Loos traf die Feinde auch bei einem zweiten Anfalle. Schon lag das Schlachtfeld mit mehreren hundert Kärnthnern und Böhmen bedeckt, schon begann ihr Muth zu wanken, als Herzog Ulrich von Kärnthen in fürstlicher, goldglänzender Rüstung aus der Mitte der Schlachtordnung, und die beiden Brüder Seyfried und Katold von Waisen an beiden Flügeln hervorsprengten und die Ihrigen zu einem dritten Angriffe ermunterten. Jetzt ist es Zeit! schrie Herzog Friedrich aus voller Kehle. Und wie der Falke

sich von der schwindelnden Höhe herab auf den Reiger stürzt, so stürzte er sich nun mit seiner Heldenschaar auf den Feind hinab. Die Brüder Bernhard und Heinrich von Preußl wählten sich die Brüder von Waisen zum Gegenstande ihres Kampfes; jedem gelang es auch, seinen Gegner nach einem hartnäckigen Kampfe zu überwältigen und gefangen zu nehmen. Friedrich selbst richtete sein Augenmerk auf den Herzog von Kärnthen. Mit Blitzesschnelle fuhr er mit eingelegter Lanze auf denselben los und hob ihn aus dem Sattel, daß er rücklings zu Boden stürzte und sich als Gefangener ergeben mußte. Kaum sahen die Kärnthner und Böhmen den Fall ihrer Anführer, als Angst und Muthlosigkeit wie ein elektrischer Schlag in ihre Herzen fuhr. Allsogleich wandten sie den Rücken und entflohen. Jetzt bekamen die braven Schützen eine neue Beschäftigung; viele der Fliehenden wurden von ihren sicher treffenden Pfeilen ereilt und im Laufe gleich Hasen zur Erde gestreckt.

Nach der besseren Gewohnheit damaliger Zeiten, wurden die meisten Kriege durch eine einzige Schlacht entschieden, und so erfolgte auch auf diesen wichtigen Sieg der Friede. Friedrich behandelte seinen herzoglichen Gefangenen auf das großmüthigste. Aber nicht so gütig wollte sich der Sieger gegen die gefangenen Brüder von Waisen betragen. Sie waren Oesterreicher, traten in böhmische Dienste und kämpften jetzt wider ihr eigenes Vaterland. Schon war der Befehl ertheilt, sie als Verräther des Vaterlandes zu enthaupten, als sich Bernhard und Heinrich von Preußl zu des Herzogs Füßen warfen und um die Begnadigung dieser durch sie entwaffneten Brüder baten. Der Großmüthige erhörte die Bitte seiner Lieblinge und vermehrte durch die Begnadigten die Zahl seiner Getreuen mit zwei heldenmüthigen Jünglingen,

die von nun an in seinem Gefolge erhebliche Dienste mit unwandelbarer Treue leisteten.

Zur Freude über diesen Sieg gesellte sich bald auch das Vergnügen über die Aufhebung seiner Acht. Der von dem Papste excommunicirte, von den Lombarden bedrängte und von den meisten Fürsten verlassene Kaiser Friedrich bot nun ebenfalls seine Hand willig zur Versöhnung dar. Er ging so weit, daß er dem Herzoge unter Vereinigung von Oesterreich, Steiermark und Krain die königliche Krone anbot, welche sich aber dieser weislich verbat und dafür die Befreiung seines unglücklichen Schwagers nebst seiner Neffen verlangte. Allein dies Verlangen zu erfüllen ging über die Kräfte des Kaisers, denn seit lange moderten die Armen im Schooße des Grabes. In dieser Versöhnungsepoche ward dem Herzog auch seine durch drei Jahre geraubte Gattin, Agnes, von dem Kaiser zurückgestellt. Der schlaue Fürst nahm sie zwar aus Politik wieder an, aber in seiner Seele hatte sich der Entschluß schon lange fest gegründet, sich durch eine förmliche Scheidung von einer Frau zu trennen, welche (nebst ihrer Unfruchtbarkeit) unedel genug war, ihren Gemahl in den Tagen der Noth zu verlassen, muthwillig in die Arme seiner heftigsten Gegner sich zu werfen und Jahre lang das Spielzeug von Höflingen zu sein, welche Tod und Verderben ihm zu bereiten kein Mittel unversucht ließen. Diese Trennung wurde auch späterhin wirklich in Gegenwart vieler Bischöfe vollzogen. Doch ein feindseliges Geschick versagte dem Herzog die Wonne, durch eine neue glücklichere Verbindung die Fortpflanzung seines Stammes — Erben seiner Länder — zu erleben. Agnes ward nachher die Gemahlin Ulrichs von Kärnthen, der sich durch diese Vermählung statt des Lösegeldes aus Friedrichs Gefangenschaft befreite.

Nach geendigtem böhmischem Kriege kehrte Friedrich, mit neuen Lorbern geschmückt, in seine Residenz zurück. Die Wiener empfingen ihn mit Jubel, und waren freudetrunken, ihn wieder in ihren Mauern zu sehen. Allein noch hatte die Hydra Verrätherei nicht der Köpfe letzten verloren; noch schlich dies Ungeheuer im Dunkeln umher, und spie aus ihren Schlupfwinkeln boshaftes Gift auf den Purpur des guten Fürsten. An die Stelle der Kuenringer stellte sich Pottendorf. Sein Haß gegen den Herzog war grenzenlos. Er ward noch immer durch den Wahn genährt, daß derselbe seine vermißte Brunhilde irgendwo verborgen halte, und sich ihrer zur Befriedigung seiner Lüste bediene. Zu feige, gleich jenen, öffentlich als dessen Gegner aufzutreten, verbarg er sich hinter der Larve des Heuchlers, trieb seine Ränke im Verborgenen, und warb sich Anhänger zur Meuterei.

Ein Theil der ungarischen Nation wurde mißvergnügt mit ihrem König Bela und kam auf den Entschluß, einen andern Beherrscher zu wählen. Die Wahl fiel auf Friedrich, welchen sie, durch eigene Erfahrung belehrt, als den klügsten und tapfersten Fürsten ihres Zeitalters verehrte. Durch eine ansehnliche Gesandtschaft trug sie ihm die Krone an. Sie forderte ihn auf, in das Reich mit einem Heere einzurücken, wo sich die Ungarn dann mit ihm vereinigen, und den Pfad auf den Thron ebnen würden. Friedrich verwarf anfangs diesen Antrag mit geziemender Verachtung; doch die Räthe, vorzüglich aber seine jungen feurigen Kriegsgefährten, traten auf die Seite der ungarischen Nation. Sie wagten auf das Herz ihres Gebieters einen Angriff, und zwar an seine schwächste Seite, nämlich die des Ehrgeizes. Wenn Friedrich als Herzog von Oesterreich so viele Werke der Unsterblichkeit vollführen, so vielen Ruhm sich erkämpfen konnte, was würde

ihm erst dann möglich sein, wenn eine große Nation seinen Befehlen gehorchte? Ein edles, mächtiges Volk wirft sich in seine Arme; es verlangt seinen Schutz gegen einen Despoten! Ritter- und Menschenpflicht fordern ihn auf, es nicht trostlos von sich zu weisen! Warum soll Friedrich gegen Bela, den treulosesten aller Nachbarn, so großmüthig handeln, nachdem er ihn zweimal ohne Veranlassung bekriegt, Oesterreich und die Steiermark nebst der grausamsten Verheerung geplündert, und noch dazu den König von Böhmen zu einem zweimaligen Einfall durch geheime Anstiftungen verleitet hatte? Durch diese und ähnliche Scheingründe betäubten sie die mißbilligende Stimme des Herzens und — erhielten den Sieg über den Herzog. Er rüstete sich, zog mit seinem Heere an die Grenzen, und rückte in Ungarn ein. Bela, davon benachrichtigt, eilte ihm entschlossen entgegen; es kam zur Schlacht. Hier war es das erste, das einzige Mal, daß Friedrich jenes Schicksal selbst erfahren mußte, welches er seinen Feinden allenthalben bereitete; das Schicksal — geschlagen zu werden! Mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit drang er an der Spitze der Reiterei in die Schaaren des Feindes ein. Glücklich waren die Reihen durchbrochen, schon hatte er sich über Hügeln von Erschlagenen vorwärts den Pfad gebahnt; sein Schwert, und der Huf seines Rosses träuften von Feindesblut, als auf ein Zeichen des Pottendorfers der größte Theil des linken Flügels der Oesterreicher die Schlachtordnung verließ und sich hastig entfernte. In dem Augenblicke als die Ungarn dieß bemerkten, drangen sie in die Oeffnung ein, und kamen dem rechten Flügel in den Rücken. Jetzt entstand allgemeine Verwirrung und veranlaßte die Flucht der Oesterreicher. Friedrich sah sich plötzlich von Feinden umrungen; Fesseln oder Tod schienen sein Loos zu sein. Schon jauchzten die Ungarn, und schrieen ihm zu,

sich zu ergeben. Ha, rief er den Seinigen: Schließt euch! Befreiung oder Tod! Mit diesen Worten stieß er beide Sporne in den Bauch seines Rosses, und mit einem mächtigen Satze sprang es mitten unter die Feinde. Seine muthigen Gefährten folgten ihm herzhaft, und mähten sich glücklich einen blutigen Ausweg aus der dichtesten eisernen Mitte ihrer Gegner.

Friedrich gab sich jetzt zwar alle ersinnliche Mühe, die Fliehenden aufzuhalten, und die Ordnung wieder herzustellen, allein es war vergebens; er mußte sich kämpfend zurückziehen.

Bis an die Thore von Wien streiften nun die siegenden Ungarn, und übten die grausamsten Zerstörungen aus. Friedrich knirschte vor Wuth, und beklagte den Verlust so vieler seiner tapfersten Krieger und Jugendgefährten. Die schwer verwundeten Brüder von Waisen starben in seinen Armen, nachdem sie ihm zweimal in dieser mörderischen Schlacht das Leben gerettet, und so das ehemalige Geschenk des ihrigen edelmüthig erwidert hatten. Der Herzog wollte zwar alle seine Kräfte zusammenraffen, sich dem heranströmenden Feind entgegen zu stellen, aber der Muth der Seinigen war dahin; er sah nichts als leichenblasse Gesichter der Furcht um sich her. Er mußte endlich dem ungestümen, mit Drohungen vermischten, Verlangen seiner Krieger und Räthe nachgeben, und einen harten, sehr nachtheiligen Frieden eingehen.

Pottendorf, die Urquelle all dieses Unglücks, hatte sich bei Zeiten durch die Flucht vor der Geißel der Rache gerettet.

Drei Tage und Nächte verschloß sich der Fürst in sein Gemach und blieb einsam. Zu dem Schmerz über den namenlosen Verlust und die gekränkte Ehre gesellten sich auch noch die marterndsten Gewissensbisse, dies Unheil durch die Lockungen des falschen Ehrgeizes selbst veranlaßt zu haben. Tief in der Seele kränkte ihn das Bewußtsein, noch übelgesinnte Unter-

thanen in seinen Ländern zu wissen. Mit traurigem Widerwillen folgte er der eisernen Nothwendigkeit, noch einmal bei den Schätzen der Klöster Unterstützung zu suchen, in der Gefahr, sich dadurch mit dem viel vermögenden Hasse der Mönche neuerdings zu belasten; doch gelang es. Nur sehr langsam erhielt sein gebeugtes Gemüth jene Spannkraft wieder, allmälig kehrte Frohsinn und Entschlossenheit in seinen Busen zurück. Der Gedanke, durch neue ruhmvolle Thaten diesen Flecken aus dem Kleide der Ehre zu waschen, war Balsam für sein gepreßtes Herz, und erhöhte die Kräfte seines nach Ruhm ringenden Geistes. Nicht lange versagte ihm das Verhängniß die Erfüllung seines Wunsches.

Soeben befand er sich in der Steiermark auf seinem Jagdhofe zu Dobel, als ihm ein Abgesandter des Königs Bela die Nachricht brachte, daß die Tartaren mit fünfmalhunderttausend streitbaren Männern in Ungarn eingefallen seien, und schon die Hälfte des Reiches, gleich einer unaufhaltsamen Fluth, überschwemmt hätten. Schauderhaft waren die Schilderungen dieses Mannes von der Macht und den Gräuelthaten dieser heidnischen Barbaren; dringend war die Bitte um Hilfe des auf seinem Throne zitternden Bela. Allein lächelnd und ruhig erwiderte Friedrich dem Gesandten: „Sagt eurem König meinen Gruß, und berichtet ihm, daß ich komme. Wenn diese ungebetenen Gäste nicht unsterblich sind, so sollen sie ohne schwere Zeche nimmer den Heimweg finden“. Augenblicklich sandte er seine Jäger auf den schnellsten Jagdrossen in alle Gegenden aus, um seine Vasallen zu einer Menschenjagd einzuladen. Noch ehe sechs Wochen vergingen, flatterten seine Fahnen schon tief in Ungarns Gefilden. Bela suchte bis zur Ankunft des Herzogs eine Schlacht zu vermeiden; aber die übermächtigen Feinde tobten auf ihn los, und ließen ihm keine

andere Wahl, als Flucht oder Kampf. Er begann. Dumpf hallte das Getümmel der Schlacht bis zu den Wolken empor, weit in die Ebene bebte die Erde vom Traben der Rosse, und ein stöhnendes Gebrüll erfüllte den ausgedehnten Luftraum, als Friedrich mit seinen Oesterreichern und Steiermärkern zur Hilfe herbeiflog. Indem er das Schlachtgewitter in der Ferne bemerkte, da schlug ihm das Herz vor Freuden. Er rief seinen Gefährten zu: „Horcht, horcht, Kameraden! der blutige Tanz hat schon angefangen — hört! laßt uns eilen, daß wir ihn nicht versäumen!“ Mit diesen Worten gaben sie ihren Rossen die Sporne und sprengten dem Schlachtfelde zu. Ein Schutzgeist, ein Retter vom Himmel gesandt, war jetzt Friedrich den bedrängten, von der Menge ihrer Feinde bereits überflügelten und umrungenen Ungarn. Wie von den Alpengebirgen herab der Sturm brausend in das Thal darnieder raset, und wolkenanragende Fichten krachend aus ihren Wurzeln reißt, so stürzten jetzt die Oesterreicher auf die Flanke der Tartaren los. In wenigen Augenblicken war ihr kurz zuvor noch blankes Eisen mit schäumendem Feindesblut geröthet. Jeder ihrer Hiebe galt ein Menschenleben. Köpfe und Rümpfe, zur Rechten und Linken gehäuft, bezeichneten ihre blutige Spur. Einem fürchterlichen, allmächtigem Gebieter des Todes glich Friedrich an ihrer Spitze. Die schon ermatteten Ungarn erhielten durch diesen Beistand neuen Muth, neue Kräfte. Mit der letzten an Verzweiflung grenzenden Anstrengung wagten sie noch einen Angriff. Endlich, von zwei Seiten geängstigt, schwankte die schwere Wetterwolke der Feinde: ihre ungeheure Masse gerieth in ordnungslose Bewegung. Sie schienen sich wieder zu fassen, standen, wichen Schritt vor Schritt, standen und fochten wieder, und nur nach dem wüthendsten Widerstande erfolgte eine allgemeine Flucht. Entsetzlich war nun die Verwirrung, gräßlich

das angerichtete Blutbad. Mit heulendem Geschrei stürzten die Flüchtlinge übereinander; Freunde mordeten Freunde, die Berittenen stießen das Fußvolk nieder, um sich über die Leichen ihrer Brüder Auswege zu bahnen. Friedrich traf im Nachsetzen auf eine Anhöhe. Von dort sah er, so weit seine Sehkraft reichte, die Feinde wie Gewässer des Oceans dahinwallen; nicht Siegerstolz — seine Wehmuth blickte ihnen nach.

Die freudetrunkenen Ungarn folgten nicht dem Rathe des Herzogs, die Geschlagenen so lange zu verfolgen, bis sie entweder unterjocht, oder über die Grenzen des Reiches vertrieben wären. Sie begnügten sich mit dem errungenen Siege, ohne die Vortheile desselben zu benützen, aber die Folgen ihres Eigensinns zeigten sich bald. Die Tartaren sammelten sich von Neuem, und rückten am dritten Tage schon wieder mit beträchtlicher Macht den Ungarn entgegen. Eine zweite Schlacht begann. Auch hier entschied Friedrichs und der Seinigen Tapferkeit den glänzendsten Sieg. Dem König selbst wurde durch die Oesterreicher das Leben gerettet. Bela, ohne Menschenherz, war keiner Dankbarkeit fähig. Er beneidete sogar den Ruhm seines Erretters, und da er dessen Hilfe nun nicht mehr zu bedürfen wähnte, so haschte er nach einem Vorwande, sich der Deutschen zu entledigen. Der Herzog bemerkte seine Absicht, lächelte darüber, und zog in seine Lande zurück; aber tiefe Verachtung wurzelte in seiner großen Seele gegen diesen unedlen Fürsten.

Die Steiermärker feierten den Sieg ihres Herzogs mit einer desto größeren Freude, je größer die Gefahr war, von der sie sich nun gerettet sahen. Bei dieser Gelegenheit entstand auch jenes Volksfest der Bewohner von Graz, welche jährlich am Tage Johann des Täufers einen Popanz, den sie Tatermann — sollte heißen Tartarmann — nannten,

verfertigten, ihn Abends unter großer Begleitung des Pöbels, auf die Leinwandbleiche trugen, dort auf eine hohe Stange steckten, und mit brennenden Besen so lange bewarfen, bis er Feuer fing, und ihn die Flammen verzehrten. Erst als man den Ursprung dieses Volksfestes nicht mehr kannte, ward es im Jahre 1772 gewaltsam abgeschafft.

Kaum zwei Monate bedurften die geschlagenen Tartaren, sich zum dritten Male zum Streit zu rüsten. Mit gewaltiger Uebermacht traten sie wieder auf, und schlugen die Ungarn. Jetzt empfanden diese die Abwesenheit ihres deutschen Schutzgeistes. In der Gegend bei Pest war der unglückliche Ort, wo sie die schrecklichste Niederlage erlitten. Das ganze Königreich fiel darauf in die Hände der Feinde. König Bela entfloh mit seiner Gattin — nach Wien.

Friedrich nahm zwar den gekrönten Flüchtling mit edler Gastfreundschaft auf, aber fühlte keinen Trieb, neue Großmuth an einem Undankbaren zu verschwenden. Lange mußte Bela vergebens um Unterstützung bitten. Endlich erhielt er sie doch gegen die Zurückgabe jener Summen und Ländereien, mit welchen der Herzog einst von ihm den Frieden zu erkaufen gezwungen war. Der bedrängte König war nun genöthigt, sich alles gefallen zu lassen. Er nahm seine Zuflucht zur Verstellung, und würgte seinen Eifer zurück; aber in den Tiefen seiner Seele schwur er dem Oesterreicher Rache — unversöhnliche Feindschaft.

Als der Herzog von der Begleitung des ungarischen Königs über Dalmatien nach Wien zurückkehrte, genoß er endlich, binnen seiner Regierung das erste Mal, einer längeren Ruhezeit. Zwar wagten die Baiern und Passauer einen Einfall in Oesterreich; allein ein einziges siegreiches Treffen und die Zerstörung zweier feindlicher Schlösser endigte diese Fehde.

Auch schickte er um eben die Zeit dem deutschen Orden Hilfstruppen gegen die unruhigen heidnischen Preußen. Ein großer Theil des österreichischen und steiermärkischen Adels gesellte sich zu denselben. Sie errangen, angeführt von Heinrich von Lichtenstein, einen glänzenden Sieg, nahmen den Sohn des geschlagenen Brennen-Herzogs als Geisel mit sich, und kehrten, mit vieler Beute bereichert, in ihr Vaterland zurück.

Während dieser Begebenheiten brach endlich die Feindschaft zwischen Papst und Kaiser in volle Flammen aus. Aufgeregt von dem Ersteren traten endlich die deutschen, besonders geistlichen Fürsten zusammen, einen Gegenkaiser zu wählen. Ihre einstimmige Wahl fiel auf Friedrich von Oesterreich. Aber der Edle schlug eine Krone mit Entrüstung aus, die er nur als ein meineidiger Rebelle erhalten und besitzen konnte. Er und Eberhard, der biedere Erzbischof von Salzburg, widersetzten sich der Kaiserwahl auf das nachdrücklichste. Der Herzog eilte mit einem prächtigen Gefolge nach Verona, um Friedrich den Zweiten seiner Treue und unwandelbaren Ergebenheit zu versichern. Wie verändert war jetzt die Scene! Der ehemals Geächtete ward jetzt mit allen möglichen Freundschafts- und Ehrenbezeigungen überhäuft. Alle seine Rechte und Privilegien wurden ihm nicht nur bestätigt, sondern denselben viele neue beigefügt, und überdies noch der österreichische Herzogshut mit einer königlichen Krone geschmückt.

Friedrich war kaum von dieser Reise in sein Vaterland zurückgekommen, als er die Nachricht von einem feindlichen Einfalle der Ungarn erhielt. Bela hatte sich unterdessen mit den Tartaren und Cumanern verbunden, und schon war seine ungeheuere Heeresmacht unter Anführung eines Grafen von Frangipan, bis an den Leithafluß vorgedrungen. Der muthige Herzog lächelte bei dieser Nachricht und sprach: Das hab' ich

erwartet. Der König von Ungarn will mir seinen Dank für geleistete Dienste erstatten. Alle seine Vasallen wurden wieder aufgeboten und nach Neustadt beordert, wohin sich auch der Herzog auf das Schnellste verfügte. Seine folgsamen, kampfbegierigen Krieger erschienen bald und in zahlreicher Menge. Innig erfreute er sich darob, und bestimmte den Tag zum Angriffe. In der Nacht vor der Schlacht ward Friedrich von einem sonderbaren Traume beunruhigt. Halb schlummernd lag er auf seinem Ruhebette. Seine lebhafte Phantasie schwärmte schon auf dem Schlachtfelde im eisernen Würfelspiel umher. Jetzt schlug die Mitternachtsstunde; plötzlich kam es ihm vor, als öffnete sich die Thür seines Gemaches, und ein geharnischter Ritter, mit todtenblassem Antlitze, träte bedächtlich zu seinem Lager hin. Friedrich erkannte die Rüstung; es war die des Albert von Babenberg. Was willst du hier? fragte ihn der unerschrockene Herzog; allein er blieb ihm die Antwort schuldig. Schweigend und wehmüthig starrte die Gestalt ihn an, und reichte ihm endlich die Rechte zum Handschlage dar. Als nun Friedrich zulangte, gab sie ihm einen derben Druck, daß es kalt wie Eis durch alle seine Glieder rieselte. Auf einmal war das Gesicht wieder verschwunden.

Scherzweise erzählte Friedrich am Morgen diesen Traum seinen Vertrauten, und gab dann den Befehl zum Aufbruche seines Heeres. Nach einigen Märschen erblickte er den Feind; denn auch die Ungarn waren indessen mit starken Schritten vorgerückt. Sie wählten auf beiden Seiten ihre Stellungen, und so kam es zur Schlacht. Hartnäckig und wüthend war dieselbe. Drei heiße Stunden fochten sie schon, und noch wankte die Wagschale des Sieges unstät zwischen den Kämpfenden. Viermal hatte bereits der Herzog mit seinen geharnischten Reitern die feindlichen Glieder durchbrochen, aber immer schlossen

sie sich wieder. Jetzt gab er Befehl sich langsam zurück zu ziehen. Kaum bemerkten dies die Horden der Tartaren, als sie die Ordnung der Glieder zerstörten, und, begierig nach Beute, den Oesterreichern mit wildem Geschrei nachsetzten. Diesen Umstand benützten Friedrichs Krieger, wandten sich nun plötzlich um, und wälzten sich in aller Hast, wie ein Waldstrom, auf die getrennten Reihen der Feinde. Jetzt entstand das gräßlichste Gemetzel; und jetzt entflohen die räuberischen Barbaren. Friedrich, nach seiner Sitte, eilte an der Spitze der Reiterei den Fliehenden nach; die Schnelligkeit seines Rosses ließ seine Gefährten eine weite Strecke zurück. Frangipan, der dessen Absicht bemerkte, schäumte vor Wuth, warf sich dem Herzoge entgegen und bot ihm einen Zweikampf an. Friedrich besann sich nicht lange, legte die Lanze ein, und eben sprengten sie gegen einander, als ein Cumane seinen Speer nach dem Pferde des Herzogs schleuderte. Es stürzte an der Stelle. Diesen Augenblick benützte Frangipan, durchbohrte ihn mit seiner Lanze und floh von dannen.

Wer vermag es, die Bestürzung, den Schmerz zu schildern, als ihn seine Getreuen einige Secunden nach vollbrachter That unter der Last seines über ihn sich wälzenden Rosses noch röchelnd fanden? Sie hoben den Herzog auf, allein die Schatten des Todes umhüllten ihn schon. Leise sprach er sterbend die Worte: „Lebt wohl, meine Brüder! Ich sterbe, aber — als Sieger". In den Armen seiner geliebtesten Jugendfreunde und Kriegsgefährten entschlummerte er siegend, ein zweiter Epaminondas.

Dies waren die Thaten, so war das traurige Ende des letzten Babenbergers, welcher fünfzehn Jahre Oesterreich und die Steiermark rühmlich beherrschte. Im Kloster zum heiligen Kreuze ruhen die Gebeine dieses Helden, der, ob er gleich nur

fünfunddreißig Jahre erlebte, doch alle Fürsten seines Zeitalters an Ruhm und Klugheit verdunkelte.

Friedrichs Fall hatte in seinen Ländern unsägliche Verwirrung und grenzenloses Elend zur Folge. Seine verwaisten Unterthanen erlitten durch eine lange Reihe von Jahren die grausamsten Drangsale, bis der Löwe von Habsburg auf ihren Gefilden erschien, und mit ihm Wohlstand und dauerhaftes Glück zurückkehrte.

Im Jahre 1246 fiel der letzte Babenberger durch einen Frangipan; im Jahre 1268 ward der letzte Hohenstaufen von einem Frangipan auf das Blutgerüst nach Neapel verkauft; und im Jahre 1670 wurde der letzte Frangipan zu Neustadt durch Henkershände — enthauptet.

Die Grafen von Babenberg.

Längst verloschen ist das Geschlecht der Grafen von Babenberg, einst so mächtig und groß; denn Muth und Tapferkeit waren Jahrhunderte hindurch das Erbe dieses Stammes, der noch jetzt für den vaterländischen Geschichtsforscher ein besonderes Interesse hat, weil er einst Oesterreich, und später auch die Steiermark, lange und glänzend beherrschte.

Unter Ludwig dem Vierten, dem letzten, entarteten Enkel des großen Karl, welcher den Beinamen: das Kind, den ihm seine Zeitgenossen gaben, auch in moralischem Sinne verdiente, glänzten Albert und Heinrich von Babenberg in der Reihe der edelsten Deutschen des zehnten Jahrhunderts. Ihr Vater war ein würdiger Abkömmling der alten fränkischen Herzoge, und ihre Mutter, eine Prinzessin von Sachsen, die Schwester des nachherigen Beherrschers der Deutschen, Heinrichs des Voglers. Thatenvolle Entschlossenheit und gerader Biedersinn waren der Schmuck dieser Brüder, errungene Lorbern die Zeugen ihres Ruhmes. Aber traurig war das Ende dieser Edlen, werth eines besseren Schicksals.

Als Held, Patriot und Biedermann ward Graf Albert am Hofe des Kaisers von den Guten geachtet, von den Bösen

gefürchtet. Manche der mächtigen Reichsvasallen wagten es, dem jugendlichen Regenten der Deutschen den Gehorsam zu versagen, und oft sandte dieser den tapferen Babenberger, die Ungehorsamen mit Waffengewalt zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Selbst Hugo, der mächtige Herzog von Lothringen, ward von ihm besiegt vor den Thron des Kaisers geführt, um ihm knieend den lange verweigerten Lehenseid zu leisten. Doch diese Treue für den letzten Carolinger erzeugte dem Grafen viele Feinde, der — wie es noch jetzt in dem Charakter so vieler heroischer Männer liegt — in dem Gefühle seiner Kraft die gewöhnliche Weltklugheit verachtete. Immer sprach er wie er dachte, indem er selbst den Gewaltigsten unter den Bösen seinen Haß und seine Verachtung unverstellt zu erkennen gab. Dieser Charakter verleitete ihn auch zu dem unklugen Schritte, als Gegner der Hierarchie aufzutreten, welche bekanntlich in den finsteren Zeiten des Mittelalters Fürsten und Völker mit eisernem Scepter beherrschte. Der Graf sah, wie der schwache Ludwig ganz den Rathschlägen seiner geistlichen Umgebungen vertraute, und hatte den Muth, oft laut zu erklären: daß die Bischöfe und Aebte sich vielmehr um ihr Hirtenamt, um ihren Sprengel, um die Sittlichkeit ihrer Seelsorger bekümmern, die Händel der Welt aber den Laien überlassen sollten. Durch dieses Aussprechen seiner Gesinnungen hatte er sich selbst den Stab gebrochen. Zwar verließ Albert den Hof, als er sah, daß seine besseren Rathschläge unbefolgt blieben; doch sein Verderben war beschlossen; weit reichte der mächtige Arm seiner Gegner.

Reicher an Menschenkenntniß, aber auch an Mißtrauen gegen die Menschen, kehrte er auf seine väterlichen Besitzungen zurück, fest entschlossen, nie mehr an einem Hoflager zu erscheinen. Alberts Herz fühlte sich wie entlastet von einer

schweren Bürde, als er die Burg seiner Väter, jetzt Bamberg (damals Babenberg genannt), von Ferne erblickte. Selige Tage verlebte er dort in den Armen seiner Gattin, seiner Kinder, und seines innig geliebten Bruders, zu welchen sich bald viele biedere Nachbarn gesellten, denen die Zurückkunft des edlen Grafen ein freudiges Ereigniß war. Doch im Rathe des ernsten Verhängnisses ward es beschlossen, er sollte dieses Glückes nicht lange genießen, und bald erfahren, wie viel Schreckliches in dem alten Fluche der Juden liege, die ihrem Feinde einen bösen Nachbar wünschen.

Dieser böse Nachbar war Rudolph, Bischof zu Würzburg, Alberts grimmigster Feind. In jenen rohen Zeiten des Mittelalters suchten die jüngeren Söhne der vornehmsten Edelgeschlechter die geistlichen Pfründen nur allzuoft aus sehr weltlichen Absichten, und ohne inneren Beruf, ohne hinlängliche Bildung für diesen heiligen Stand, bei Waffengerassel, Rossegewieher und Rüdengebelle herangewachsen, behielten sie auch in dem geweihten Friedensgewande das rauhe Gemüth des Kriegers, da ihre Hand geübter war, die Lanze zu schwingen, als ihre gläubigen Schafe zu segnen. Ein solches Mittelding zweier ihrer moralischen Stimmung nach so heterogenen Stände war auch Bischof Rudolph, entsprossen aus dem Geschlechte der Landgrafen in Thüringen, die ein alter Familienzwist den Babenbergern abhold machte. Ein doppeltes Recht glaubte also der Bischof zu haben, den Feind seines Hauses und seines Standes zu hassen, und dieser Haß sprach sich bald in mancherlei Bedrückungen aus, welche Babenbergs Unterthanen erfuhren, die das Gebiet von Würzburg betraten. Von kleinen Neckereien kam es zu größeren, dann zu feindlichen Streifzügen, und da Albert nicht der Mann war, so etwas ungeahndet zu erdulden, so schickte er dem Bischof einen Absagbrief, und die offene

Fehde begann. Rudolph, hierauf vorbereitet, rückte schnell seinem Gegner entgegen, befehligte selbst seine Reisigen und verließ sich auf ihre größere Anzahl. Allein die Tapferkeit der Babenberger ersetzte ihre mindere Stärke; sie siegten, drangen bis Würzburg vor, plünderten die Stadt, verjagten den Bischof, und kehrten mit reicher Beute beladen in ihre Heimat zurück. Albert und sein Bruder Heinrich glaubten nun ihren Gegner hinlänglich geschwächt, die Fehde nicht fürder fortsetzen zu dürfen; sie entließen ihre Dienstmannen, und lebten ruhig auf ihrer unüberwindlichen Veste. Doch Rudolph war zu seinem Bruder Gebhard geflohen, der dem Rachedürstenden mit aller Macht beizustehen sich beeilte, und auch den fränkischen Grafen Conrad, einen Verwandten des Kaisers, mit in das Bündniß zog. Schnell und geheim geschah diese Rüstung; sie zogen unbemerkt in das Gebiet der Babenberger und beschlossen, List mit Gewalt zu verbinden.

Die Grafen lebten indessen in voller Sicherheit auf ihrer Burg und überließen sich sorglos ihren gewohnten Friedensbeschäftigungen.

Einst an einem düsteren, mond- und sternenlosen Abend harrte Albert vergebens der Rückkehr seines Bruders von der Jagd. Immer später ward es; er kam nicht. Die Nacht war fürchterlich. Alle Elemente im Kampfe, schien's, als wollte die ganze Natur das Werk ihrer Vernichtung beginnen. Luft und Himmel wie brennend, fuhren Blitze auf Blitze schmetternd zu Boden, und das langsamere Echo hallte rastlos mit dumpfem Rollen das gräßlich Gebrülle nach. Heulend umsauste der Sturm die alternden Mauern der Veste, schwere Schlossen prallten von den klirrenden Fenstern zurück, und kläglich schnarrten die Wetterfahnen auf den Thürmen der Burg. Albert saß einsam in der Ritterhalle, von Gedanken der Trauer erfüllt.

Alles war wie todt um ihn her; kein lebendes Wesen regte sich; denn seine Gattin und Kinder beteten in der fernen Schloßkapelle. Nur wenn manchmal Sturm und Donner auf Secunden verstummten, tönte das Klagegeschrei einer Eule zu seinem lauschenden Ohre.

Endlich schienen Wetter und Sturm zu ermüden. Gattin und Kinder kehrten aus der Kapelle zurück. Er wies sie zur Ruhe, noch länger einsam in der Halle verweilend; denn ihn besuchte kein Schlaf, weil Sorge um den Bruder und jenes unerklärbare Gefühl, welches wir Menschen Ahnung nennen, sein Herz centnerschwer preßten. Die Stunde der Mitternacht schlug jetzt, und sieh! bei dem ersten Laute der Glocke erscholl in der Vorhalle ein fürchterlicher Knall. Die Thürflügel des Saales flogen schmetternd auseinander, die Lichter auf dem Tische verloschen, und eine blaue Flamme mit einem schneidenden Lüftchen zischte durch die Länge des Saales hin. Bei dem dunklen, zitternden Scheine desselben dünkte es Alberten, als wenn sich plötzlich an den Wänden alle Gemälde seiner Ahnen, wie lebend, bewegten.

In dumpfer Betäubung stand er eine Weile ohne Bewegung, die Hand an dem Griffe seines Schwertes, von kaltem Grauen durchschaudert. — Horch! . . . da schellte das Glöckchen am eisernen Thore. Jetzt fuhr Albert auf, eilte die Wendelstiege hinab, und tappte sich durch die nächtlichen Schatten hastig dahin. Soeben stand der Wächter mit einer brennenden Fackel an der Pforte, und rief sein trotziges: Wer da? „Otto, Heinrichs Knappe", erwiderte eine schwache, klägliche Stimme. Eile, öffne! rief der Graf dem Wächter zu. Die Pforte ging auf. Blaß wie eine Leiche, kraftlos und besudelt mit Blut, schien der Unglückliche merklich mit dem Tode zu kämpfen. — Wo ist Heinrich, mein Bruder? herrschte der Graf ihm

entgegen. „Gefangen.“ — Gefangen! schrie er und bebte drei Schritte zurück. — Wo? von wem? „Würzburger und Franken waren's; ungerüstet mußten wir der Menge erliegen.“ Kaum hatte der Knappe mit brechender Stimme diese Worte geendet, als plötzlich ein Blutsturz seinem Munde entströmte, und er todt zu Alberts Füßen hinsank. Dieser — doch welche Feder vermag mit frostigen Worten die Qualen zu schildern, so das Herz dieses Edlen zerfleischten? — sinnenlos, ohne Bewegung, starr wie die marmornen Bildsäulen in der Gruft seiner Väter, stand er eine geraume Zeit gleichsam versteinert da. — Endlich kehrte das Bewußtsein zurück, und sein erster Gedanke war: Rettung des Bruders. — Schnell loderten die Nothfeuer auf den Thürmen der Veste; das Heerhorn ertönte von der Warte, und auf den flüchtigsten Rossen wurden der Boten viele an alle Vasallen und Freunde der Babenberger abgesandt. Aber als kaum der Morgen graute, kam ein fremder Knappe an die äußere Pforte, gab dem Wächter einen Korb mit blutrothem Tuche bedeckt, und sprengte dann hastig von dannen. Oben auf dem Korbe standen auf einem Blatte von einer Baumrinde die Worte: „Dies Morgengeschenk sendet Rudolph von Würzburg dem Albert von Babenberg“. Voll Entsetzen las der Graf diese Aufschrift. Zögernd, mit bebender Hand zog er die Hülle weg und — wie vom Blitze getroffen — fuhr er zurück; die Haare sträubten sich empor; seine Glieder zitterten; die Lippen bebten, und mit weit hervorgetriebenen Augen starrte er auf den Gegenstand des Schauders hin. Endlich bemächtigte sich Wuth seines ganzen Gemüthes. Er warf die Decke wieder auf den Korb, ergriff diesen mit krampfhaften Zuckungen seiner Hände und eilte wie rasend von hinnen.

Indeß kamen die Waffenbrüder und Vasallen der Babenberger, aufgeschreckt durch Nothzeichen und Botschaften, auf

Flügeln der Eile zur Burg hinan. Die Höfe ertönten nun vom Stampfen und Wiehern ihrer Streithengste, die Gänge vom Klirren ihrer Sporen. Die Ritter spähten nach einem Feinde herum, sie sahen keinen; sie suchten den Grafen und fanden ihn nicht. Alles war so öde — so stumm; keiner der herumschleichenden Burgknappen gab ihnen Bescheid. In dem bekannten Rittersaale sammelten sich die Edlen und zerbrachen sich die Köpfe über den Zweck ihrer Ladung. Endlich öffnete sich die Pforte und Albert erschien in schwarzer Rüstung, mit blutrother Schärpe, das große Schlachtschwert an seiner Seite, welches einst der große Karl einem seiner Ahnen, als sich diese noch Grafen von Altenburg nannten, zum Lohne der Tapferkeit geschenkt hatte. Düsterer Ernst saß auf des Grafen gefalteter Stirn, tiefer Gram auf den blassen Wangen. Nach einem stummen Händedrucke gab er den Freunden ein Zeichen zu folgen, ging und die Staunenden folgten ihm schweigend nach. Hinab in die Gruft seiner Väter führte er sie. Dort am marmornen Sarge seines Vaters stand ein schwarz bedeckter Tisch und darauf, zwischen zwei brennenden Lichtern, lag des Bischofs Geschenk mit dem rothen Tuche bedeckt. Nach einer Pause stummer Betrachtung begann der Graf die Worte: „Freunde und Waffenbrüder! Ich habe euch gerufen, ein kostbares Kleinod zu beschauen. Seht, dies Geschenk sandte mir heute Rudolph von Würzburg". Mit diesen Worten riß er die Decke hinweg — und siehe, Entsetzen lähmte die Ritter — es war Heinrichs blutendes Haupt. „Wenn ihr mir Freunde, wahre Freunde und Waffenbrüder seid, wenn euch das Andenken des bübisch Erschlagenen heilig ist, so schwört jetzt Rache — Rache seinen Mördern!" Er riß das Schwert aus der Scheide, berührte damit des Bruders Haupt und in einem Augenblicke folgten ihm alle nach. Rache!

Rache! erscholl's aus jedem Munde. Rache! hallten jetzt dumpf die Gewölbe der Todeshalle. Mit Ingrimm verließen sie die schauerliche Stätte. Albert schloß seine weinende Gattin, seine trauernden Kinder in die Arme und schwur, sie nicht wieder zu sehen, nicht wieder Babenbergs Mauern zu betreten, bis er gerochen habe seines Bruders Tod. Sie sprangen in rasselnder Rüstung auf ihre sich bäumenden Rosse, donnerten über die Zugbrücken hinaus und sprengten den Burgweg hinab, daß die Erde unter den Hufen erbebte.

Rudolph von Würzburg und Conrad von Franken, bekannt mit Alberts Kühnheit und Muth, waren gefaßt, der Wuth des gereizten Löwen zu trotzen. Mit einem mächtigen Heere zog der letztere dem Grafen entgegen; mit kühner Zuversicht auf die Anzahl seiner Reisigen theilte er schon im Geiste das Erbe von Babenberg mit seinem Freunde, dem Bischofe, welcher sich nach Würzburg begeben hatte, weil er nimmer den Muth besaß, dem so sehr gereizten Feinde in offener Feldschlacht zu begegnen. Bald trafen sich die, die sich suchten. Heftig war der Kampf, ungestüm der Anfall der Babenberger. Männer fielen, Rosse stürzten, Schilde rasselten an Schilden, Helme an Helmen, Funken sprühten, dumpf knackten die Hiebe der Schwerter an den Schädeln. Viel des deutschen Blutes ward, leider, verströmt, und doch blieb, bei gleich hartnäckiger Tapferkeit, der Sieg wankend zwischen den Kämpfenden.

Nun begegneten sich Albert und Conrad im Schlachtgewühle. Spottend rief dieser aus dem Helmgitter hervor: „Nicht hier, am Hochgerichte zu Würzburg findest du deinen Bruder". — Dich, dich suche ich, Meuchelmörder! stürmte ihm Albert entgegen und führte einen so gewaltigen Hieb, daß das Schwert durch die linke Schulter bis zur rechten

Hüfte drang. Conrads Fall erfüllte die Franken, Würzburger und Thüringer mit Schrecken. Sie flohen und mit ihnen des Bischofs Bruder, Gebhard, der es vergebens versuchte, sie aufzuhalten. Der Sieger verfolgte sie und eilte gegen Würzburg. Eben saß Rudolph beim Zechgelage und leerte manchen Becher auf das Verderben der Babenberger, als ihm sein Bruder die Nachricht von Conrads Fall und dem Anmarsche des Rachedürstenden verkündigte. Sinnlos vor Furcht, raffte er sich hastig auf, verließ die Stadt und floh nach Tribur, dem Hoflager des Kaisers, denn dort war Hatto, der Erzbischof von Mainz, sein Busenfreund, welcher als Kanzler des Reiches das Ruder des Staates nach Willkür lenkte.

Voll Unmuth über den nur halb erreichten Zweck kehrte Albert auf das Zureden seiner Freunde nach Babenberg zurück und führte die Leiche des unglücklichen Bruders mit sich. In prachtvoller Trauer ward sie dort in der Gruft der Väter beigesetzt. Aber als man den kupfernen Sarg zu schließen versuchte, brachen plötzlich die Riegel und der Deckel sprang rasselnd auf. Ein ahnendes Grauen durchbebte den Grafen. Nicht lange genoß dieser einer schwermuthsvollen Ruhe. Bald erschien ein kaiserlicher Herold und forderte ihn nach Freiburg vor das hohe Reichsgericht, angeklagt vom Bischof zu Würzburg als Friedensstörer und Conrads Mörder. Albert wollte erscheinen, aber seine flehende Gattin, seine besorgten Freunde ließen ihn nicht. — Bann, Acht und Aberacht ward über den Nichterschienenen verhängt. Ludwig übernahm deren Vollziehung in eigener Person, bestimmt durch Hattos Rath und gierig, sich Ansehen und Unterwürfigkeit zu erringen. Man benutzte den Umstand, daß der getödtete Conrad des Kaisers naher Verwandter war, um in seinen Augen Alberts Schuld zu vergrößern.

Mit einem zahlreichen Heere, in Begleitung vieler Bischöfe, Fürsten, Grafen und Ritter berannte er die Veste des Geächteten. Alle damals bekannten Künste des Krieges wurden erschöpft, ihre trotzenden Mauern zu erobern.

Doch die Tapferkeit des Grafen und seiner treuen Gefährten war unerschütterlich. Alle Stürme wurden abgeschlagen, alle Versuche der Kriegslist vereitelt. Lange schon währte die Belagerung, und mißmuthig über das fruchtlose Harren wurden die Truppen des Kaisers.

Alberts Busen erfüllten drückende Sorgen. Immer kleiner ward sein Nahrungsvorrath, immer geringer die Zahl seiner tapferen Streiter. Einst, als er mit traurigen Gefühlen auf der Warte stand, bald nach dem feindlichen Lager, bald nach der untersinkenden Sonne blickte und sich wünschte, mit ihr zu wandeln nach jenen fernen Ländern, indem er überdachte, daß in den weiten Gefilden seines Vaterlandes für ihn keine sichere Freistätte weiter sei, als der enge Raum inner den Mauern seiner Veste; da sah er unerwartet einen Mann in geistlicher Kleidung, von einem einzigen Diener begleitet, zur Burg heranreiten. Die Zugbrücken rollten herunter, die Thore wurden geöffnet und staunend erkannte Albert den Kanzler Hatto. Mit den Mienen süßtäuschender Freundschaft bot dieser dem Grafen die Hand und bat um ein gastfreies Nachtlager auf der Burg.

Albert. Welchem Zufall oder vielmehr welchem übergroßen Wunderwerk einer höheren Macht habe ich diesen Besuch zu danken?

Hatto. Die Stimme meines Herzens, die Pflichten meines Amtes, edler Graf, führen mich zu euch.

Albert. Zu mir — zu einem Geächteten?

Hatto. So sehr es euch befremden mag, so ist es dennoch wahr.

Albert (mit scharfem Blicke). Ihr wollt doch nicht dem Nachrichter ins Handwerk greifen?

Hatto (sich etwas entfärbend). Das war eine harte Rede, Albert. Doch ich vergebe es euch. Ihr kennt meinen guten Zweck noch nicht.

Albert. Vergebt mir's, wenn ich euch Unrecht that. Menschen in meiner Lage wähnen immer mehr Schatten als Licht zu sehen. Wer so oft mit Schurken zu thun hatte, verzweifelt am Ende, Redlichkeit unter dem Monde zu finden.

Hatto. Herzlich glaube ich euch dies. Desto süßer wird es mir sein, euch eine bessere Ueberzeugung zu geben.

Albert. Das wünsche ich. — Also eure Amtspflichten führen euch zu mir?

Hatto. Allerdings.

Albert. Laßt hören? Was verlangt also der Kanzler?

Hatto. Das, was der Erzbischof: Ruhe — Versöhnung.

Albert. Mit wem?

Hatto. Mit dem Kaiser.

Albert (lächelnd). Steht dies in meiner Macht? Sagt ihm, daß er von dannen ziehe und dann ist Ruhe.

Hatto. Das wird er, das will er, wenn ihr euch demüthigen wollt, ihn um Vergebung zu bitten.

Albert. Ich? Warum? Was habe ich gegen ihn verbrochen?

Hatto. Nichts gegen seine geheiligte Person, wohl aber gegen seine Würde, gegen die Gesetze des Reiches.

Albert. Erlaubten diese Gesetze dem Würzburger, meine Unterthanen zu mißhandeln, meinen Bruder zu morden: so war es auch mir erlaubt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Wenn einst eure schielende Gerechtigkeit keinen Unterschied des Standes mehr kennt, den Bettler und den Fürsten, den Laien und den Priester nur nach seinem Rechte schützt — dann wollen wir Edlen Deutschlands uns gerne euren Gerichten unterziehen, doch Jahrhunderte werden noch verfließen, ehe sie kommt, diese bessere Zeit.

Der listige Hatto brach jetzt von diesem Gegenstande ab und folgte dem Grafen in den Rittersaal. Bei dem traulichen Becher erneuerte er seine Vorschläge. Freundschaft und Zutraulichkeit heuchelten seine Blicke und Mienen, süß wie Honig flossen die beredtsamen Worte von seinen Lippen; doch kalt und mißtrauisch blieb der Graf. Aber als sich dieser, um die Abendrunde bei den Wachen zu machen, entfernte und Hatto der Gräfin die Gefahren ihres geliebten Gatten bei einem längeren Widerstande, das schreckliche Schicksal eines Geächteten und andererseits die Großmuth und Gnade des Kaisers mit den lebhaftesten Farben schilderte, als selbst Alberts Freunde und Waffenbrüder ihm in einer geheimen Unterredung zur Nachgiebigkeit riethen, als sich die schöne, innig geliebte Brunhilde mit ihren zwei Söhnen bei seiner Rückkunft ihm weinend zu Füßen warf, ihn auf das dringendste um Aussöhnung mit dem Kaiser, um seine und seiner Familie Rettung beschwor: da unterdrückte endlich Albert des Herzens warnende Stimme und sein guter Schutzgeist entwich, ihn seinem bösen Dämon überlassend. So befolgen wir oft in unserem Leben die Rathschläge fremder Menschen gegen unsere innere Ueberzeugung und stürzen dann allein, verlassen von unseren Rathgebern, in des Unglücks Arme. Dieses Loos trifft besonders nicht selten die Gebieter dieser Erde, die sich den Segen ihrer Völker erwerben, sich und sie glücklich machen würden, wenn sie öfter der Stimme ihres eigenen Verstandes

und Gemüthes mehr als der ihrer Höflinge folgten. Albert führte seinen Gast in die Schloßcapelle und sprach ernst und feierlich die Worte: „Hatto, ich geleite euch morgen zum Kaiser; aber schwört mir hier bei dem Bilde des gekreuzigten Erlösers sichere, ungestörte Wiederkehr in meine Burgveste zu". Hatto legte die Hand auf den Altar und sprach: „Ich schwöre bei diesem gekreuzigten Welterlöser und bei der Würde meines Amtes, euch Albert, Grafen von Babenberg, wieder sicher und unverletzt in eure Veste zurückzuführen".

Beim köstlichen Rheinweine und fröhlichen Mahle ward der Abend hingeschwätzt, und bei aufgehender Sonne drückte Albert — ach! ihm war so sonderbar zu Muthe — einen bittersüßen Kuß auf die Lippen der Gattin und Kinder. Als er mit Hatto über die Zugbrücken ritt, bäumte und sträubte sich sein sonst so folgsames Roß, daß er es nur durch die Gewalt der Sporen von dannen brachte. Noch waren sie nicht fern von der äußersten Zugbrücke, als Hatto ein klägliches Gewimmer begann. „Was ist euch, Herr Kanzler?" fragte der Graf. — Ach, heftige Krämpfe martern mich, weil meinen schwächlichen Magen noch kein Frühmahl erquickte, erwiderte Hatto. — „Ei, wenn es nur darauf ankommt, so laßt uns zurückkehren, sogleich sollt ihr genesen", sprach Albert. Dankend faßte Hatto dessen Hand; sie sprengten zurück. — Schnell war das Frühmal bereitet, noch schneller verzehrt. Sie ritten dann wieder vom Schlosse.

Jetzt erreichten sie das kaiserliche Lager. Als sie zur dritten Wache kamen, umzingelte ein Trupp Reiter den nichts Arges besorgenden Grafen. Er wehrte sich wüthend, ward übermannt und schnell in Ketten geschlagen. — „Hältst du so deinen Schwur, schamloser Betrüger?!" rief der schäumende Albert dem Hatto zu. Aber mit satanischem Lächeln erwiderte

dieſer: „Ich habe meinen Eid erfüllt als ich dich unverletzt zum Frühmahle in deine Burg zurückführte; zum zweitenmale dich zurück zu geleiten, habe ich keine Pflicht“. Er ſprach's und eilte fort in Ludwigs Zelt. Man ſprach das Todesurtheil über den ſchändlich Betrogenen, und das Haupt des unglücklichen Grafen fiel durch die Hand des Nachrichters.

So war das traurige Ende dieſer Babenberger. Ihre Güter wurden eingezogen. Doch die dunkel waltende Vorſehung ſäumte nicht, ihr vergeltendes Amt zu verwalten. Der letzte Carolinger und ſein unwürdiger Kanzler zogen ſich durch dieſe That die Verachtung ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt zu. Der erſtere ſtarb kinderlos eines frühen, der zweite eines gewaltſamen Todes. Noch nach Jahrhunderten ſang der niedrigſte Pöbel in allen Städten und Flecken Deutſchlands Spottlieder vom ſchelmiſchen Kanzler Hatto, und die Chroniken ſagen, es hätten ihn die Mäuſe in jenem Thurme zu Mainz (der noch jetzt der Mäuſethurm genannt wird und mitten im Rheine auf einem Felſen ſteht) lebendig verzehrt, weil er einſt in einer großen Hungersnoth den Getreidewucherer machte und die Armen, die in einen ſeiner vollen Kornböden eindrangen, dort verbrennen ließ, wobei er, als er das Gewimmer der Unglücklichen vernahm, ſich äußerte: daß ihm das Gezwitſcher dieſer Mäuſe ganz wohl gefalle. Zur Strafe ſeien aus dem verbrannten Speicher viele tauſend Mäuſe hervor gekommen und wären dem fliehenden Hatto ſelbſt über das Waſſer zu jenem Thurme nachgeſchwommen, wo er ihre Speiſe geworden ſei. — Faſt möchte man auch unſeren Zeiten eine ähnliche Erſcheinung ſolcher Wundermäuſe wünſchen, daß ſie uns von der ſchweren Lebensplage ſo vieler Wucherer jeder Gattung befreiten.

Alberts troſtloſe Gattin floh mit ihren Söhnen, Leopold und Albert zu dem Mutterbruder ihres Gemahls, dem mächtigen

Herzog von Sachsen. Die Verwaisten fanden einen zweiten gütigen Vater an ihrem Großoheim und genossen bei ihm eine vortreffliche Erziehung. Als dieser den Kaiserthron bestieg und ein Wohlthäter der Deutschen ward, benützte er die Jünglinge zu den wichtigsten Geschäften. Sie halfen ihm in der Errichtung der Turniere, sie standen an seiner Seite, als er den Gesandten Ungarns statt des verlangten Tributes einen schäbigen Hund überreichen ließ, sie halfen ihm diese Feinde besiegen, als sie rachedürstend in Deutschland eindrangen. Zur Entschädigung für den Verlust des väterlichen Erbes und zum Lohne ihrer Verdienste vertraute ihnen der Kaiser die gegen die Ungarn neu errichtete Mark Oesterreich; doch ohne das Recht der Vererbung. Nach Heinrichs Tode, unter der Regierung seines Sohnes, des großen Otto, zeichnete sich besonders Leopold von Babenberg aus. Er, ein Sohn des Markgrafen Albert, rettete dem Kaiser auf der Jagd das Leben und entschied den Sieg in der großen Schlacht bei Augsburg, wo er dem unzählbaren Heere der Ungarn mit einer auserlesenen Schaar in den Rücken fiel und so ihre gänzliche Niederlage bewirkte. Für diese hohen Verdienste belehnte ihn der Kaiser mit der Mark Oesterreich, auch erblich seinen Nachkommen, welches damals noch eine seltene Gnade der Kaiser war. Die Pflichten der Markgrafen bestanden darin, die Grenzen des Reiches gegen fremde, meist feindliche Nachbarn zu beschützen. Gefahrvoll war also ihr Standpunkt, aber sie hatten zugleich die Gelegenheit, ihr Gebiet zu erweitern. Auch Leopold und seine Nachkommen erreichten diese Erweiterung. Sie erhoben in den vier Jahrhunderten der glücklichen Herrschaft dieses Geschlechts Oesterreich zu einem der schönsten Herzogthümer Deutschlands, und erwarben durch Erbschaft gegen Ende des zwölften Jahrhunderts auch das Herzogthum Steiermark.

So müſſen nach den ewigen Weltgeſetzen ſelbſt die Böſen, wider ihren Willen, die Frucht des Guten pflanzen. Aus jenes Babenbergers Blut entſproß das Glück ſeiner Söhne und Enkel — ja auch der Länder, die ſie beherrſchten. Ein Jahrhundert nach Alberts Enthauptung ſtiftete der heilige Kaiſer Heinrich der Zweite aus den eingezogenen babenbergiſchen Gütern das Bisthum Bamberg, auf Anrathen ſeiner Gattin, der heiligen Kunigunde, welche durch dieſe fromme Stiftung den Schatten des Geſchlachteten verſöhnen, ein von einem früheren Kaiſer begangenes Unrecht entſündigen wollte.

Die tapferen Tiroler.

Es ist ein rührender Anblick für den Menschenfreund, wenn er auf ländlichen Wanderungen oft zufällig den einsamen Wohnsitz einer ehrwürdigen Familie entdeckt, die in fröhlicher Eintracht und patriarchalischer Ruhe ihre Tage in häuslicher Ordnung durchlebt; wo ein edler, kluger, tugendhafter Hausvater durch Sanftmuth und Güte den Willen, die Handlungen und Geschäfte seiner Angehörigen leitet, mit zärtlicher Sorgfalt über ihr Schicksal wacht, den Wohlstand seines Hauses unermüdet vermehrt und zufriedene Kinder und Enkel, fleißige Knechte und Mägde ihn als ihren gemeinschaftlichen Vater ehren, als ihren Wohlthäter lieben, als ihrem Gebieter jedem seiner Winke willig und freudig gehorchen. Dies ist — wenn sich ein Gemälde im Kleinen mit dem großen Gegenstande vergleichen läßt — das erhabene Bild der Monarchie.

Diese Herrschaft eines Hausvaters über die Seinigen ist die erste, die älteste aller Regierungen, seit Menschen über Menschen herrschen. Die Natur selbst ist ihre Stifterin. Sie ist der Ursprung, die Grundlage aller Throne — das wahrste Vorbild, so die Hand des Schöpfers allen Fürsten und Völkern

zum Muster der Nachahmung darstellt; alle übrigen Formen sind metaphysische Geistesgeburten, von politischen Schwärmern erzeugt, deren Existenz von dem Hauche der Zeit, von dem Ehrgeize regierender Phantasten und von der Laune des Pöbels abhängt.

Heil dem Staate, dessen Regent und Volk sich nie von jenem würdigen Vorbilde entfernen! Welch' ein Gemälde der Glückseligkeit, wo der Fürst mit zärtlicher Vaterliebe alle seine Unterthanen wie Kinder seines Blutes umfaßt und diese, voll Ehrfurcht, kindlicher Liebe und folgsamer Ergebenheit, in ihm einen Freund, einen Wohlthäter erkennen! Hier nur allein kann Zufriedenheit, Wohlstand und Ueberfluß herrschen; nur den Himmel der Monarchie kann die Sonne des Glückes immer unbewölkt beschimmern. — Aber wehe den Gekrönten, die ihre Vaterpflichten gegen jene Tausende verletzen, welche die weise Vorsicht ihrem Scepter unterwarf und in ungerechtem Irrwahne ihr Interesse von dem ihrer Unterthanen trennen! Zweimal Wehe den bethörten Völkern, welche die Bande der Liebe und des Gehorsams gegen ihre Regenten tollkühn zerreißen, gleich ausgearteten, verblendeten Kindern, sich gegen ihre Väter empören und dem Zauberschatten eines trügerischen Scheinglückes in den Labyrinthen gesetzloser Freiheit nachjagen! Jammer und grenzenloses Elend erwartet sie am Ziele, wo sie auf Ruinen, Blut und Brüderleichen matt und kraftlos aus ihrem zügellosen Taumel erwachen werden.

Schauderhafte Beispiele dieser Art stellt uns die neueste Geschichte unseres Zeitalters dar. Unseliger Empörungsschwindelgeist verbreitete sich in Europas schönsten Gefilden, gleich einer ansteckenden Seuche, immer mehr; immer schwächer wurden jene heiligen Bande, welche einst Fürsten und Völker durch Liebe und Gehorsam fest und innig vereinigten. Hundert-

tausende jagten sich um ein armseliges Phantom zu Tode. Die Bethörten mußten sich von einem Abgrund in den anderen stürzen, um sich am Ende zu überzeugen, daß die neue Glückseligkeit, die sie sich erträumten, die schrecklichste Lüge sei, und höchstens nur in einem Roman Statt haben könne. — Es ist also die heiligste Pflicht aller echt patriotischen Schriftsteller, deren Seelen und Herzen wahres Menschenglück zu befördern streben, sich der Verbreitung dieser traurigen Geisteskrankheit entgegen zu dämmen, die Irrenden auf den Pfad der Wahrheit zurück zu leiten, und in der Brust ihrer Mitbürger die Flamme der Vaterlands- und Fürstenliebe heller und stärker anzufachen. Eines der Mittel, diesen großen Zweck zu erreichen, ist, aus der vaterländischen Geschichte das Andenken erhabener Scenen von Heldenmuth und patriotischer Treue bei unseren Zeitgenossen zu erneuern, und sie dadurch mit dem edlen Wetteifer, mit der rühmlichen Begierde zu erfüllen, die Thaten ihrer Väter nachzuahmen — ihrer würdig zu werden. Von dieser guten Absicht beseelt, wag' ich es, einem getreuen, heldenmüthigen Biedervolke das alte Denkmal einer großen Epoche, einer bewunderten Heldenthat zu erneuern, da dasselbe um so würdiger ist, nimmer aus dem Gedächtnisse aller Gutgesinnten verlöscht zu werden, weil es nicht nur Jene, welche sie einst vollbrachten, mit unsterblichem Nachruhme schmückte, sondern auch den Enkeln und Nachkommen derselben noch jetzt zum Vorbilde der Nachahmung dient, diese mit gleichem Gemeinsinne beseelt, und also auch für unsere Zeiten noch eine solche wohlthätige Wirkung hatte, die alle Nationen in Erstaunen setzte.

Nicht nur Deutschland, ganz Europa und selbst unsere Feinde bewundern die Herzhaftigkeit, die Treue und den Edelsinn der tapferen Tiroler, die sich auf ihren wolkenanragenden

Felsengebirgen unvergängliche Tempel des Nachruhms erbauten, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit Blut und Leben für Vaterland und Fürsten opferten, und allen Völkern den glänzendsten Beweis gaben, daß auch in monarchischen Staaten echter Patriotismus zu finden sei.

Ueberflüssig würde es sein, die Erzählung der unvergeßlichen Thaten zu wiederholen, womit die edelgesinnten Bewohner Tirols an der Neige des entwichenen Jahrhunderts vor allen Völkern Deutschlands sich auszeichneten. Ihre Geschichte ist zu neu, um nicht noch in dem Gedächtnisse aller Zeitgenossen aufbewahrt zu sein. Aber die ruhmvollen Handlungen, welche ihre unsterblichen Vorfahren zu Anfang dieses geschiedenen Jahrhunderts verübten, hat vielleicht die vertilgende Hand der Zeit hie und da von der Tafel der Erinnerung verwischt; es sei mir also ein angenehmes Geschäft, das Andenken hiervon bei rechtschaffenen Patrioten zu erneuern.

Als die Hand des unerbittlichen Todes auf Spaniens Throne einen mächtigen Ast des habsburgischen Heldenstammes vernichtet hatte, suchte Ludwig der Vierzehnte, jener kriegerische, nach Vergrößerung seiner Macht unersättlich dürstende Frankenkönig, durch List und Gewalt einen seiner Enkel auf jenen verwaisten Thron zu erheben. Zahlreiche, sieggewohnte Heere und mächtige Bündnisse unterstützten seine eigennützige, stolze Absicht. Zu diesem Zwecke begann er einen blutigen Krieg mit Oesterreichs Beherrscher, der seinen gerechten Ansprüchen auf das Erbe eines Abkömmlings seines Stammes und nahen Blutsverwandten nimmer entsagen wollte. Mit wandelbarem Glücke ward dieser verheerende Krieg geführt.

Die unstäte Göttin des Sieges theilte, gleich einer launenvollen Schönen, ihre Gunst abwechselnd unter den streitenden Mächten. Von glänzenden Verheißungen getäuscht, ward auch

der Kurfürst von Baiern Ludwigs Bundesgenosse. An der Spitze eines ansehnlichen Heeres hatte er sich bereits der Reichsstadt Ulm und mehrerer anderen festen Plätze bemächtigt. Seine Absicht war, sich mit Frankreichs Schaaren zu vereinigen, um sodann mit vereinigter Macht durch das Herz von Deutschland in die österreichischen Staaten einzudringen. Lange vereitelte die Klugheit der österreichischen Feldherren seinen Plan, und als er ihn endlich nach vielen Schwierigkeiten erreichte, gelang es den Verbundenen doch nicht, ihrem Zwecke gemäß, in Oesterreich eindringen zu können. Dieser Umstand bewog ihn zur Aenderung seiner Absicht. Er eilte mit sechzehntausend auserlesenen Kriegern gegen Tirol, um sich dort mit dem von Italien her eindringenden französischen Feldherrn Vendome zu vereinigen, sodann tiefer in die Staaten Oesterreichs zu fallen, und dadurch die kaiserliche Heeresmacht in Wälschland alles Succurses zu berauben.

Ungewöhnliches Kriegsglück begünstigte die ersten Unternehmungen des Kurfürsten. Gering war die Zahl seiner Gegner; sie vermochten es nicht, ihm den Eingang in dieses Land zu verwehren, und mußten um so mehr der Uebermacht weichen, als man dort auf die Erscheinung des Feindes keineswegs vorbereitet war. Mit raschen Schritten eilte er vorwärts, und kam endlich mit seinen siegreichen Schaaren vor Kufstein an. Auf die Stärke dieser Festung gründete sich nun die Hoffnung der Oesterreicher. Mit voller Zuversicht erwartete man, daß sie das Ende, der Grenzstein der feindlichen Vorschritte sein würde. Der Befehlshaber derselben (General Gschwind) versäumte seinerseits auch nichts, dieser Erwartung zu entsprechen. Er machte die zweckmäßigsten Vorkehrungen zu einer langen und standhaften Vertheidigung. Sicher hätte er auch seine rühmliche Absicht erreicht, wären nicht durch

einen unglücklichen Zufall all' seine schönen Plane vereitelt worden.

Um dem Feinde das nähere Anrücken zu erschweren, und dem Geschosse der Festung einen desto freieren Spielraum zu verschaffen, befahl er, die Vorstädte durch Feuer zu verheeren. Dieser Befehl hatte die nachtheiligste Folge. Indeß das verzehrende Element seine schauderhafte Wirkung that, erhob sich ein heftiger Sturmwind, welcher die Flammen und die glühenden Brände bis in die Stadt hinschleuderte. Augenblicklich griff in derselben das Feuer schnell um sich, verbreitete sich allgemein, und nach wenigen Minuten flog das mit Pulver, Bomben und Granaten angepfropfte Magazin unter gräßlichem Gebrülle in die Luft. Wer schildert hier den Jammer, die Verzweiflung der unglücklichen Einwohner? Ihr klägliches Geheul überstimmte das Brausen des Sturmes, das Prasseln der Flamme, das Krachen der berstenden Bomben und Granaten. Aber noch hatte ihr Elend den höchsten Grad nicht erreicht. In dieser schrecklichen Epoche erschienen die Feinde; sie benützten augenblicklich den Zeitpunkt einer allgemeinen Verwirrung, und bestiegen, ohne Verlust eines einzigen Kriegers, stürmend die Festung.

Kufsteins so schneller und trauriger Fall verbreitete Schreck und Bestürzung unter den guten Unterthanen weit umher. Der kluge Kurfürst benützte diese unglückliche Gemüthsstimmung seiner Gegner, und säumte nicht, seine Eroberungen auf siegreicher Bahn fortzusetzen. Nach einem nicht sehr hartnäckigen Widerstande bemächtigte er sich der durch die Natur sonst so festen Päße Wörgel, Rattenberg und Hall, und rückte endlich triumphirend in die Hauptstadt Innsbruck ein.

Die durch ihre felsenfeste Treue gegen Oesterreichs Beherrscher so berühmten Stände Tirols wurden jetzt mit bewaff-

neter Hand gezwungen, einem fremden Fürsten zu huldigen, der, trunken von seinem Glücke, die Eroberung dieses Landes schon als vollendet betrachtete.

Seine Zuversicht war um so größer, da er wußte, daß Vendome andererseits sich der gegen Italien liegenden Pässe mit einer ähnlichen Begünstigung des Waffenglückes bemächtigt hatte, und bis auf Trient vorgedrungen war. Die Vereinigung mit dem französischen Feldherrn zu bewirken, eilte der Kurfürst mit seinen siegreichen Fahnen demselben in starken Eilmärschen entgegen. Schon hatte die Siegesgöttin auch Schärnitz und Ehrenberg in seine Gewalt geliefert. Allein hier in diesen Gegenden war es, wo die mächtige Hand der Vorsicht seinem Waffenglücke einen unübersteiglichen Grenzstein setzte; hier erwachte Oesterreichs Genius, der schon so oft in den trauervollsten Epochen, in den widrigen Stunden der höchsten Gefahr seine Wunderkraft gezeigt hat.

Martin Laninger und Christian Troyling waren die Männer, welche dieser wohlwollende Schutzgeist zu Werkzeugen der Vaterlandsrettung erwählte. Er entflammte in den Herzen dieser Edlen jenen erhabenen Patriotismus, dem nichts zu widerstehen vermag, von dessen Kraft und Wirkung uns die Jahrbücher der Geschichte so viele glänzende Denkmale aufgestellt haben. Indeß in dumpfer Betäubung die Bewohner Tirols ihr hartes Schicksal betrauerten und im Stillen seufzten, entrissen sich diese zwei Helden den schimpflichen Banden zagenden Kleinmuthes.

Wie flüchtige Gemsen von Felsen auf Felsen sich schwingen, durchwandelten sie jene Gegenden ihres gebirgigen Vaterlandes, eilten von Flecken zu Flecken, und riefen überall mit herzlicher Stimme ihren Mitbürgern zu: „Landsleute! brave Tiroler! Seht, wir kommen, euch zu einem erhabenen Ent-

schluß zu bewegen, euch aufzufordern zu rühmlichen Thaten! Verbannet aus euren biederen Herzen Zaghaftigkeit und entehrende Furcht, die nur das Wappen der schändlichen Feigheit sind. Noch ist für uns nicht alle Hoffnung verloren! Noch sind wir frei, und haben Kraft in unseren nervigen Armen, das Joch dieser übermüthigen Fremdlinge zu zertrümmern, ihre räuberischen Horden zu vertilgen. Auf! kommt, folget uns nach! Laßt uns kämpfen, siegen oder sterben für Kaiser und Vaterland!"

Mit elektrischer Kraft wirkte die Beredtsamkeit dieser zwei wackeren Patrioten auf die Herzen der biederen Tiroler. Hoher Muth loderte unter den Einwohnern auf; Berge, Thäler und Felsenklüfte erschollen tausendfach von dem Rufe: Siegen oder sterben für Kaiser und Vaterland! In unbeschreiblicher Schnelligkeit hatten sich bei achttausend bewaffnete Bauern um jene beiden Ehrenmänner versammelt, und sie einstimmig zu ihren Anführern erwählt.

Diese säumten nun nicht, diese kriegerische Stimmung ihrer braven Landsleute zu benützen, und eilten allsogleich, die vom Feinde noch nicht eroberten Plätze in den Gegenden von Finstermünz, Imloth und Naßrieth zu besetzen. Alles, was Manneskraft und Menschensinn zu erwirken vermögen, unternahmen die beiden Anführer, gedachte Pässe dem Feinde unüberwindlich zu machen. Mit erfindungsreicher Geschicklichkeit verfertigten sie Kanonen aus dicken Tannenklötzen, die sie regelmäßig bohrten, mit eisernen Ringen beschlugen, und so jede derselben wenigstens für zehn Schüsse brauchbar machten. Auf den steilen Höhen der Alpen, an deren Fuße sich die Straße durch enge Thäler hindurch schlängelt, wurden Tausende von Bäumen gefällt, und an dem Rande der Abgründe künstlich aufeinander gehäuft. Große Felsenmassen machten sie

locker, und Weiber und Kinder, Alles was Hände hatte, errichtete Hügel von Steinen, indeß die mit ihren weit treffenden Geschossen bewaffneten Männer in Felsenritzen und Gebüschen des annahenden Feindes harrten.

Eben hatte eine kleine Unterstützung kaiserlicher Krieger aus Graubündten den Muth dieser Vaterlandsvertheidiger erhöht, als sie von des Feindes Anmarsch benachrichtigt wurden. Laut schlugen ihre Herzen von edler Kampfbegierde, aber den Befehlen ihrer Anführer gehorchend, vermieden sie sorgfältig jedes Geräusch; denn man hatte die Absicht, dem Feinde das über ihn losbrechende Ungewitter zu verbergen.

Jetzt hörten sie in der Ferne dumpfes Gerassel und wildes Rossegewieher; bald hernach entdeckten sie im Thale das Blinken der feindlichen Waffen. Ruhig harrten sie auf ihren angewiesen Posten, und horchten mit heißer Sehnsucht auf das verabredete Angriffszeichen. Ahnungslos und keines Widerstandes gewärtig, marschirten indessen die durch ihre Siege sicher gewordenen Feinde pfeifend und singend fort, und schon hatten ihre unabsehbaren Reihen die Länge des Thales erfüllt, als sie plötzlich der unerwartete Knall einer Kanone erschütterte, der so schauerlich von den Felsengebirgen widerhallte, daß Raben und Adler verscheucht ihren Klüften entflogen.

Dies war das den tapferen Tirolern bestimmte Zeichen zum Angriff. Jetzt ereignete sich die fürchterlichste, gräßlichste Scene, die es je auf irgend einem Schauplatze des Krieges gab.

Das schwerste Ungewitter brach mit allen seinen Todeskeulen plötzlich über den Schwall der überraschten Feinde los. Fürchterliches Getümmel und himmelanhallendes Geschrei erscholl nun auf allen Höhen: von allen Bergen rollten Tausende von Bäumen und Millionen Steine mit hohlem Getöne auf

die Unglücklichen nieder. Unausgesetzt knallten von allen Seiten jene mörderischen Geschosse, die in den Händen der schußgeübten Tiroler so selten ihres Zieles verfehlen. Die Erde bebte unter dem Donner der Vertheidiger, und die Luft war von dem wilden Aufruf der Angreifenden und dem kläglichen Geheule der Sterbenden erfüllt. In wenigen Minuten war die Straße weithin mit feindlichen Leichen überdeckt; was nicht durch Bäume und Steine zerschmettert ward, erlag unter den Streichen und Schüssen der unerbittlichen Sieger. So weit das Auge in Thälern und Gebirgen umher reichte, feierte die Vernichtung auf den Hügeln der Erschlagenen das blutigste Fest.

Dieser grauenvolle Tag vernichtete auf Ein Mal all' die glänzenden Hoffnungen und Plane des nach Eroberungen lüsternen Kurfürsten. Mit thränenvollen Augen warf er einen Blick auf die Tausende seiner Gefallenen, und eilte, seine Rettung in einer unrühmlichen Flucht zu suchen. Schwerlich würde ihm diese gelungen, und auch ihm das traurige Loos der Seinigen zu Theil geworden sein, hätte ihn nicht sein guter Genius durch die Eingebung einer List den Klauen des würgenden Todes entrissen. In die Montur eines gemeinen Reiters vermummt, ritt er an der linken Seite eines Grafen von Arco, und dies veranlaßte für ihn einen glücklichen Irrthum bei seinen Gegnern, welche diesen, ob der vornehmeren Kleidung, mit jenem verwechselten. Es fiel ein Schuß, und plötzlich stürzte der verkannte Graf tödtlich getroffen an seiner Seite zu Boden, indeß er selbst sich nur kümmerlich durch die Behendigkeit seines Pferdes zu retten vermochte.

Tirols siegreiche Patrioten säumten jetzt nicht, die Früchte ihres entscheidenden Sieges zu sammeln. Mit Löwenmuth gestählt, eilten sie mordend und würgend den fliehenden Feinden

nach. Die schnelle Wiedereroberung von Schärnitz, Rattenberg, Innsbruck und Hall schmückte sie mit frischen Lorbern; endlich bei Mittenwald krönte ein neuer glänzender Sieg ihre ruhmvolle Heldenarbeit. Dort trafen sie auf den Rest des feindlichen Heeres, und stürzten mit der Wuth reißender Thiere darauf los. Vergebens war der tapferste Widerstand; ihre Gegner hatten keine andere Wahl, als Flucht oder Tod. Mit dem Blute von mehr denn fünftausend Feinden zeichneten die Heldensöhne Tirols ihre Namen in dem Buche der Unsterblichkeit auf. Gerettet war das Vaterland, und Oesterreichs Patrioten weinten Freudenthränen.

Ruhet sanft im kühlen Schooße der Mutter Erde, ihr Gebeine jener Edlen, die einst für die Vormauer der österreichischen Staaten und für ihren Fürsten so rühmlich gekämpft und gesiegt haben. Schon hat sich das Erbe eurer Tugenden fortgepflanzt auf eure Enkel, aus denen sich Andreas Hofer mit seinen Heldengefährten die schönste Krone der Unsterblichkeit errang.

Seht herab, ihr Geister jener Helden, von den Wohnungen der Seligen auf die trotzenden Felsen eures ehemaligen Vaterlandes und freut euch dort am Throne des Allvergelters, daß die kühnen Thaten, welche ihr im dritten Jahre des achtzehnten Jahrhundertes vollbrachtet, von euren würdigen Enkeln später so heldenmüthig nachgeahmt wurden. Durch euch und eure Nachkommen sind die Bewohner Tirols die Spartaner Deutschlands und allen guten Völkern Europas ein Muster und Vorbild von Fürstentreue, Bürgertugend und Vaterlandsliebe geworden. An der Seite eines Leonidas, Tell und Winkelried verdienen die Namen Laninger, Troyling und Hofer in der Weltgeschichte zu glänzen. Dort auf euren schauerlichen Felsenmassen wird ihnen und euch die gerechtere Nachwelt ein

unzerstörbares Ehrendenkmal errichten, der späte Enkel mit Bewunderung eure Thaten lesen, und eurem geheiligten Andenken eine patriotische Thräne weihen. Wir Zeitgenossen, die wir nur einige Lorberzweige zu dem Kranze eures erkämpften Ruhmes liefern können, haben schon genug gesagt, wenn wir allen Nationen Europas den Biedersinn, die Herzhaftigkeit, Offenheit des Charakters, die beispiellose Anhänglichkeit an den Thron des Monarchen, die Treue, den Gehorsam, die Redlichkeit des geraden Tirolers wünschen.

Karl der Große.

Mit dem Anfange des neunten Jahrhunderts hatte das unerforschliche Schicksal die seltene Laune, das erste und größte Genie jenes Zeitalters zum Regenten des größten und mächtigsten Reiches zu erheben, um durch ihn den Thron Augusts auf deutschen Boden (den einst von Römern genannten Wohnsitz der Barbaren) zu verpflanzen, und zugleich bei dem Beginne einer neuen Epoche allen künftigen Besitzern der Kaiserkrone ein glänzendes Vorbild der Nachahmung aufzustellen. Den Großen nennt die Geschichte so manchen Fürsten, aber keiner war noch dieses Beinamens würdiger als Karl der Erste, der Erste seines Namens und seiner Würde. Groß war er als Regent, als Held, als Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Glänzend und wohlthätig für Zeitgenossen und Nachkommen war seine Regierung; jede seiner Unternehmungen war mit dem Stempel eines hohen Geistes bezeichnet, und wenn er doch als Mensch der Menschenschwäche sich nicht ganz entledigen konnte, so war es einzig da, wo Religionseifer ihn manchmal bis zur Härte verleitete. Allein seine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Christen-

thums bestand nicht in kleinlicher Intoleranz, sondern in dem weisen Zweck, durch die reine Moral desselben zu sittlich besseren Menschen seine Unterthanen zu bilden. Darum errichtete er so viele Schulen und Bisthümer, und gebrauchte, da alle gelinderen Versuche mißlangen, das Schwert, die Götzenbilder der heidnischen Sachsen zu zertrümmern, deren Altäre mit dem Blute von Menschenopfern besudelt waren.

Was Karl als Regent und Eroberer unternahm, haben mehrere berühmte Schriftsteller glänzend beschrieben; der Gegenstand dieser Erzählung ist also nur ein Ereigniß seines häuslichen Lebens, wo er im Inneren seines Palastes als Vater handelte, und sich auch da nicht minder groß als auf dem Kaiserthrone bewies.

Karls geliebteste Tochter war Emma, das schlanke blondlockige Mädchen, deren großes blaues Auge der klare Spiegel einer schönen Seele, deren wogender Schwanenbusen die Hülle eines sanft und zärtlich fühlenden Herzens war. Er liebte sie um so inniger, da er an ihr die Erbin seiner Geistes- und Herzensschätze erkannte, indeß er an seinen Söhnen mit wehmüthigem Blicke in die Zukunft hieran eine traurige Dürftigkeit bemerkte. Karl, der wärmste Freund und Verbreiter der Wissenschaften, der großmüthigste Unterstützer ihrer würdiger Pfleger, beschloß, Emmas Seele mit eben so vielen Vollkommenheiten zu schmücken, als die Natur ihren Körper, durch die Hände der Grazien, mit allen weiblichen Reizen zierte.

Um diesen Zweck zu erreichen, ward ihr der Unterricht der gelehrtesten Männer seines Hofes zu Theil. Unter denselben befand sich auch Eginhard, der Geheimschreiber des Kaisers, ein junger schön gebildeter Mann, dessen Geistesfähigkeiten und besondere Talente unter seinen Zeitgenossen, wie der Mond unter den Sternen, glänzten. Durch Recht-

schaffenheit und seltene Verdienste hatte sich dieser Abkömmling eines armen Ritters aus dem Schooße ruhmloser Thätigkeit emporgeschwungen, daß er mit den wichtigsten Geschäften beehrt, Karls Liebling, der unentbehrlichste seiner Vertrauten ward. Nie mißbrauchte er, wie so viele Fürstengünstlinge, des Kaisers Zutrauen; denn sein Herz war ebenso gerade und bieder, als groß die Fähigkeit seines Geistes. Unbestechlich in seiner Gerechtigkeit, unerschütterlich in seiner Treue und durch eisernen Fleiß gewann er Schlachten und Länder durch die Züge — seiner Feder; er rettete oft Tausende der Menschenleben, und nützte so dem Vaterlande und seinem Fürsten mehr, als der Erste seiner Helden.

So manche schwere, verworrene, ermüdende Geschäfte hatte Eginhard glücklich vollendet; aber keines derselben war für ihn so gefährlich als der Befehl Karls, die schöne Emma in der Geschichte und Staatenkunde zu unterrichten. Hier — hier war es, wo jener das erste, das einzige Mal an die Pflichten gegen seinen Fürsten und Wohlthäter vergaß. Das schönste der Mädchen war Emma, der schönste der Männer war Eginhard am Hofe des Kaisers. Jugendliches Feuer schwoll in den Adern des Lehrers — hob und senkte schneller das Busentuch der empfänglichen Schülerin. — Denkt euch, zärtliche Schönen, denkt euch, gefühlvolle Jünglinge, die Lage dieser Beiden. — Harmonisch waren alle Saiten ihrer Herzen gestimmt, gleich erhaben war der hohe Schwung ihrer Geister. Er fand sich in ihr, sie fand sich in ihm. Täglich sahen sie sich, täglich konnte Seele an Seele sich schmiegen. — Und — wer ist so makellos, sie verdammen zu können? — wenn endlich die allmächtige Liebe die Schranken kalter Pflicht zerbrach, und den kühnen Sprung über den weiten Abgrund des Standes wagte.

Lange kämpfte Eginhard einen harten, fürchterlichen Kampf. Schaudernd überdachte er seine Verbindlichkeit gegen Fürsten und Wohlthäter — die Folgen — die Gefahren — die Zukunft. Fest war sein Entschluß zur Standhaftigkeit, beinahe errungen der Sieg der Vernunft. Wenn aber dann wieder die Lehrstunde schlug, ihm bei seinem Eintritte der Sonnenblick ihres freundlich lächelnden Auges entgegenstrahlte, bei einem Nerven durchbebenden Händedruck, der Grazienmund ihm ein himmlisch süßes Willkommen entgegen lispelte — da schwanden alle Vernunftschlüsse wie Irrwische dahin, und das schwache Herz behauptete seine Rechte. Immer schwächer und schwächer wurde der Widerstand; endlich erhielt die Liebe einen vollkommenen Sieg. Eginhard vergaß den Diener, Emma die Prinzessin; die Scheidewand des Ranges stürzte zwischen ihnen zusammen; sie sanken einander liebeglühend in die Arme, und schlürften mit Entzücken — taumelnd — Busen an Busen, Lippen an Lippen gepreßt, gleich Reben innig und zärtlich verschlungen — vom Wonnebecher der Liebe. Eine schönere Natur blühte nun um die Ueberglücklichen her. Gleichsam aufgelöst, wie zusammengedrängt ihr ganzes Wesen in das einzige mächtige Gefühl der Minne, schwand die ganze Schöpfung von ihren Sinnen, und sie begannen ein neues Dasein. Vergangenheit, Verhältnisse, Gefahren, Zukunft, alles verwischte Liebe von der Tafel ihres Gedächtnisses, und im seligen Vollgenusse der Gegenwart vergaßen sie eine Welt. — Emma sah und hörte nur ihren Eginhard, dieser hörte und sah nur seine Emma.

Die Stunden des Unterrichtes wurden dem Wonnegenusse der Umarmungen geweiht, und obschon letztere in dieser glücklichen Theilung immer den größeren Antheil errangen, so machte doch die liebende Schülerin unter der Anweisung eines so interessanten Lehrers die herrlichsten Fortschritte in

wissenschaftlichen Kenntnissen. Der ganze Hof erstaunte nun eben so sehr über die Gelehrsamkeit, als er bisher die Schönheit der Prinzessin bewunderte. Der arglose Karl überließ sich ganz den Empfindungen der Vaterfreude, und überströmte seinen Geheimschreiber mit Wohlthaten. Nach einem Jahre erklärte er, daß nun seine geliebte Tochter bei dem gesammelten Reichthum ihrer Kenntnisse keines ferneren Unterrichtes mehr bedürfe. Ein Blitzstrahl, so das Gebäude ihrer Seligkeit zerschmetterte, war diese Erklärung des Kaisers den Liebenden. Nun erkannten sie zuerst, daß der blinde Knabe in dem mit Rosen und Myrthen umkränzten Goldbecher nicht immer Honig nur, sondern auch Wermuth seinen Sklaven reiche. Das Feenschloß ihrer Freuden zerstiebte in der Luft; der Spielraum ihrer zärtlichen Gefühle verschwand; nimmer schlug sie, die selige Stunde, welche den liebenden Lehrer in die Arme der liebenden Schülerin rief, wo dann Amors wohlthätige Hand an jedem Tage die Glücklichen mit neuen, immer süßer duftenden Blumen bekränzte.

Mit dem Ende des Unterrichtes verlor Eginhard auch die günstige Gelegenheit, seine fürstliche Geliebte ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen. Der Nimbus ihres hohen Standes umgab sie nun beständig. Vergönnte ihm auch manchmal das Glück, sie auf einige Augenblicke zu sehen, so waren doch stets hundert Augen und Ohren bereit, Belauscher und Verräther ihres Geheimnisses zu werden. Kaum wagten es ihre Seelen, durch einen flüchtigen Feuerblick ein leises: Ich liebe dich! sich manchmal zuzuwinken. Schon vier Wochen, für sie vier Menschenalter, fesselte dieser marternde Zwang die Herzen der Liebenden mit Höllenqualen. Die Getrennten befanden sich jetzt in einem Zustande wie jene gefallenen Engel, als sie aus dem Wohnsitze des Lichtes in das Reich der

Finsterniß plötzlich hinabgeschmettert wurden. Freudenlos verschlichen ihre Tage, ohne Schlummer ihre Nächte, rastlose Folterschmerzen einer glühenden — unbefriedigten Sehnsucht befielen sie.

Es ist eine alte Erfahrung der Menschenbeobachter, daß das Weib unternehmender in der Liebe, der Mann aber thätiger in der Freundschaft sei. Dies bewies auch Emma. Einst, als Eginhard nach lästigen Tagesgeschäften einsam auf seiner Kammer saß, und seine Seele auf den Flügeln der geschäftigen Phantasie den Gegenstand all' seiner heißesten Wünsche umschwebte, pochte es leise an seiner Thür. Eine Sklavin brachte ihm eine himmelblaue, mit Silber gestickte Schärpe als ein Geschenk der Prinzessin. Mit Entzücken empfing der Liebende diese Gabe seiner Geliebten. Kaum hatte das Mädchen, reichlich beschenkt, seine Kammer verlassen so drückte er die Binde an sein Herz, an seinen Mund — feuriger, inniger, als die fromme Nonne die Reliquie ihres Ordensstifters. Glückliches Wesen! du kömmst von ihr. Ihre Hände haben dich berührt, ihre Augen ruhten auf dir, ihrer Seufzer süßer Hauch hat dich geweihet; dieses Kunstwerk ist eine Gabe ihres Herzens, geschaffen, Paradiese zu verschenken! So schwärmte Eginhard, und indem er jedes Fleckchen oft und wieder betrachtete, bemerkte das feinsehende Auge der Liebe, daß die Stickerei schön und künstlich verschlungene Buchstaben in griechischer Sprache enthalte. Er forschte und forschte, und las endlich die Worte: „Hast du Muth? Um die Mitternachtsstunde öffnet sich mein Schlafgemach". Nur Liebende können es fassen und fühlen, was jener Liebende in diesem Augenblicke empfand. Ich werde sie sehen! ja sehen werd' ich sie! — An mein brennendes Herz will ich sie pressen — mit diesen Armen sie umschlingen! — Dies waren jetzt

Eginhards Gedanken und Worte. Seiner Sinne nicht mächtig, hätte er in der Freudetrunkenheit die Wände seines Zimmers umarmen — hätte der ganzen Natur seine Wonne zujauchzen mögen.

Indessen verdunkelte sich der goldverbrämte Abend immer mehr und mehr. Die Nacht breitete allgemach über Burg und Stadt ihren schwarzen Teppich aus. Emma brachte die Abendstunden in Gesellschaft ihres Vaters zu. Nach geendigter Abendtafel eilte sie unter dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit früher als sonst in ihre Wohnung, welche sich in einem Seitengebäude des kaiserlichen Palastes, dem des Vaters gegenüber befand. Kaum hatte sie ihr Zimmer betreten, als sie sich zuerst bei der getreuen Sklavin um die richtige Bestellung ihres Geschenkes erkundigte, und dann alle ihre Dienerinnen zur Ruhe entließ.

Aber für die Liebenden gab es keinen Schlaf — keine Ruhe. Ungeduldig, voll süßer Phantasien und Hoffnungen, wünschte Eginhard sich Hände, die bis an den Himmel reichten, um die Gestirne von ihrer Stelle schneller fortrücken und die Ankunft der Stunde seines Glückes beschleunigen zu können. — Im weißen Nachtgewande, von ihren aufgelösten blonden Locken umwallt, lag Emma unruhig harrend auf ihrem Ruhebette. Süße Ahnungen machten ihren in Jugendfülle blühenden Busen emporwallen. An den immer heftigeren Schlägen ihrer Pulse, an dem immer heftigeren Pochen ihres Herzens zählte sie jegliche Secunde. Hoffnung und Furcht, Freude und Angst durchrieselte jetzt mit heißem, dann mit kaltem Schauer ihre schlanken Glieder. Sie wünschte den Schlag der glücklichen Stunde — und bebte doch vor ihrer Annäherung.

In diesem Zustande, mit diesen Gefühlen brachte sie die zehnte — so die eilfte Stunde zu. Eine düstere Lampe

schimmerte vor einem schönen Magdalenenbilde, dem Meisterstücke eines griechischen Künstlers. Eine zierliche Abschrift von Ovids Elegien, Einhards Geschenk, lag auf dem Nachttische und darin die interessantesten Stellen mit welken Vergißmeinnichtblümchen bezeichnet. — Endlich tönte sie langsam, die Mitternachtsstunde, durch die feierliche Stille. Mit dem ersten Tone durchfuhr sie etwas wie ein elektrischer Schlag. Sie raffte sich geschäftig auf, wankte bebend mit heftig pochendem Herzen zur Thür und zog langsam und lauschend den Riegel zurück. Sie spähte, sie horchte; ha, leises Gekniſter! — Knarrt nicht, ihr Angeln! jetzt öffnet sich die Pforte. — Er kommt — er kommt, der Geliebte! Die Thür schließt sich wieder, ohne Geräusch fährt der Riegel vor. — Emma! meine Emma! — Einhard! mein Erwählter! — Sie stürzen einander in die Arme. — Engel des Himmels, sprach Einhard, behaltet eure Paradiese, hier bin ich seliger als ihr.

Einhard (nach einer langen Pause des Entzückens sich endlich erholend). Emma! Geliebte! ist es wahr — ich habe dich wirklich wieder? Diese Arme umschlingen — drücken dich wieder an diesen liebeglühenden Busen? — O es ist mir wie ein Traum! — Aber so süß — so selig ist er, dieser Traum, daß ich Jahrhunderte ihn fortträumen möchte.

Emma (sie schmiegt sich fest an ihn, umschlingt mit dem linken Arme seinen Nacken und streichelt mit der rechten Hand seine bräunlichen Wangen). Ja, mein Trauter, wohl ist es nur ein Traum, flüchtig sein Dasein, kaum ein einziges schnell vorüber gleitendes Stündchen seine Dauer.

Einhard. So laſſ' uns dem Rade der Zeit in die Speichen fallen und die so schnell enteilenden Secunden zum Genusse unseres Glückes aufhalten. — Emma! (mit einem langen brennenden Kuß auf ihren Mund) Emma, liebst du mich?

— Ich weiß, du liebst mich — aber sage es mir. Alle Harmonien der Tonkunst liegen in den melodischen Worten: Ich liebe dich! wenn sie sanft von deinen Lippen lispeln und gleich Balsam mit wohlthätiger Heilkraft in die Tiefe meiner blutenden Seele träufeln.

Emma. Ob ich dich liebe? — Liebt diese Erde die Sonne, von der sie Leben und Wärme erhält? — Könnte ich Sprache diesen einsamen Wänden geben, sie würden dir erzählen von meinen gramvollen Tagen, von meinen traurig durchwachten Nächten, von meinen Seufzern, von meinen Thränen um — dich. Mein Eginhard! du mir Alles, du das Leben meines Lebens — das himmlische Ziel aller meiner Hoffnungen und Wünsche! Alle Diademe meines Vaters gäbe ich um den Besitz deines Herzens, denn der Strahl irdischer Kronen ist zu schwächlich, Thränen der Liebe zu trocknen.

Eginhard. Aber werden diese Gesinnungen nie von ihrer Kraft verlieren und dauerhaft sein? Emma, ich zittere vor der Zukunft. Was wird aus unserer Liebe werden? Könige und Fürsten werben um die Hand der schönen Kaiserstochter —

Emma (einfallend). Und die Kaiserstochter wird Emma — Eginhards Geliebte bleiben.

Eginhard. Des armen, macht- und würdelosen Stiefsohnes jener eigensinnigen Göttin, Glück genannt.

Emma. Hast du wohl Ursache, aufgebracht gegen Natur und Schicksal zu sein? Dieses edle, fühlende, für alles Schöne und Gute empfängliche Herz ist dein Königsschatz, diese erhabene, allumfassende, mit so vielen Kenntnissen bereicherte Seele dein Diadem.

Eginhard. O wie wenig gelten diese Schätze in einer Welt, wo das Gesicht des Pöbels zu kurz ist, Schein von

Wirklichkeit zu sondern, wo nur des blinden Zufalls Gaben geschätzt — gesucht werden.

Emma. Du hast mich in der Geschichte unterwiesen. Wie oft kamen wir auf Beispiele, daß Männer durch Muth und Talente sich aus dem Staube der Niedrigkeit zur höchsten Sternenhöhe des Ruhmes empor schwangen. Große Zwecke bedürfen großer Mittel. Fasse dich, Geliebter, bedenke deine Jugend — deine Kräfte. Günstling und Vertrauter des mächtigen Karl! hinan geht dein Pfad. Dringe nur muthig weiter; dort am Ziele erwartet dich — Emma.

Eginhard (fällt ihr um den Hals). Emma! Vollkommenes Meisterstück des Schöpfers! Sei du mein Schutzgeist! Alles wage ich um dich.

Emma (ernst und feierlich ihre Rechte in die seinige legend). So, mein Eginhard, bleibe standhaft und schiffe entschlossen fort, bis du den Hafen der Verdienste und des Glückes erreichst. Nütze, vermehre die Gunst meines Vaters durch große rühmliche Dienste; er ist ebenso erkenntlich als gerecht. Bei dem Bilde des Gekreuzigten, welches du hier siehst, schwöre ich dir: nie soll diese Hand einem Anderen zu Theil werden. Ich betrachte mich als ewig die Deine. Wenn du einst am erreichten Ziele stehen wirst, dann will ich öffentlich auftreten und der Welt zurufen: Emma belohnt mit ihrer Hand Eginhard, den treuen Diener ihres Vaters, die Stütze und Zierde des Vaterlandes.

Eginhard. Wenn ich aber bei dem rastlosesten Bestreben, bei allem Ringen unterläge? Wenn Zufall, wenn Zeit, wenn Verhängniß —

Emma (einfallend). Dann bleiben uns noch diese Herzen, dann gäbe es noch eine bessere Welt zur Heimat für unsere Liebe.

Ewige Treue, Standhaftigkeit in allen Gefahren und Schicksalen schwuren sie sich nun wiederholt vor dem Bilde des Gekreuzigten und überließen sich dann ganz dem Wonnegenusse an der Quelle des Lebens. — Der Schlag der zweiten Stunde nach Mitternacht erinnerte sie an die traurige Nothwendigkeit der Trennung. Sie bestimmten in Eile die Nacht des Wiedersehens und schieden endlich unter zahllosen Küssen und Umarmungen. Emma geleitete ihren Geliebten bis an die äußere Pforte.

Nicht wenig groß war ihr Schreck, als sie bemerkten, daß während der zwei glücklichen Schäferstunden ein neu gefallener Schnee das Pflaster des Hofes bedeckte. — Was war nun zu thun? Sie zitterten bei dem Gedanken, daß es leicht möglich wäre, durch die Spuren männlicher Fußtritte vor Emmas Gemach in ihrer nächtlichen Zusammenkunft verrathen zu werden. Sie sannen her und hin. — Endlich, nach langem Sinnen, kam das liebende Mädchen auf einen Entschluß, den hernach, Jahrhunderte später, auch die Weiber von Weinsberg vollzogen. Durch die Liebe gestärkt, faßte Emma ihren Erwählten auf — den Rücken, trug ihn so in tausend Aengsten über den Burghof zu seiner Wohnung und eilte dann wieder zurück.

Der große Karl, von hohen Planen, von Sorgen für das Wohl der Millionen seiner Unterthanen beunruhigt, hatte eben, wie so oft, eine schlaflose Nacht. Er verließ das Bett und setzte sich ans Fenster, wo der Mond zwischen vorübergleitenden Wolken freundlich auf ihn niederstrahlte. Lange saß er so, versunken in tiefe Gedanken, als er zufällig seine Augen gegen die Wohnung der Tochter wandte. Eben überlegte er, welcher wohl aus den Fürsten Deutschlands am würdigsten sei, diesen Gegenstand seiner zärtlichsten Vaterliebe als Gattin

zu besitzen, als er unten im Hofe jene Scene entdeckte, die er beim ersten Anblicke für ein Traumgesicht hielt. — Die Thür öffnete sich und er sah — er sah jenen sonderbaren Auftritt; er erkannte an der Lastträgerin — die Prinzessin.

Er spähte — rieb sich die Augen — spähte wieder und wußte noch nicht, ob er träume oder wache. Da er aber endlich auch die Zurückkehr seiner Tochter deutlich ausnehmen konnte, da schwanden seine Zweifel und der heftigste Unmuth bemächtigte sich seiner Seele. Rasch klingelte er seiner Dienerschaft, gab Befehle, Wachen vor Emmas und Eginhards Wohnung aufzustellen und mit anbrechendem Tage seine getreuesten Räthe zu versammeln. Eine martervolle Unruhe kochte Höllenqualen in seinem Busen; der beleidigte Stolz des größten Regenten auf dem Erdenrunde kämpfte grausam mit dem Vaterherzen. Bald wankte die Schale der Wage seiner Entschließungen dort — bald dahin. — Unter diesen stürmischen Gefühlen, bei diesem Drange in seinem Innersten erschien endlich der erwartete Tag. Es kam ihm die Nachricht, daß seine Räthe versammelt, ihn erwarteten. Unschlüssig, schweigend und düster ging er in den Saal, setzte sich unter den Thronhimmel, und nach einer langen feierlichen Stille begann er die Worte:

Karl. Ihr würdigen Stützen meines Thrones! nicht als Fürst und Richter — als Kläger, als gekränkter Vater erscheine ich heute in eurem Kreise. Ein ehrloser Bösewicht hat meine Gnaden und Wohlthaten mit schändlichem Undanke vergolten, hat den Ruhm meines Hauses befleckt, mein fürstliches Blut verunreinigt — hat meine Tochter geschändet. Ich selbst bin Augenzeuge des Verbrechens — und aus eurem Munde erwarte ich jetzt das Urtheil. (Die Räthe erblaßten. Karl gab einen Wink und Eginhard und Emma wurden herein geführt.)

Emma (stürzt schluchzend zu den Füßen Karls). Mein Vater! (Sie umschlingt seine Knie.)

Karl. Zurück! Du hast keinen Vater mehr. Hier sind deine Richter; ich klage dich als ehrlose Buhlerin an; vertheidige dich, wenn du kannst.

Eginhard (fällt auf ein Knie). Emma ist unschuldig — ich — ich allein bin der Verbrecher, bin ihr Verführer.

Emma. Nein! — nein, mein Vater! glaubt es nicht. Auf mir allein liegt die ganze Last der Schuld. Nie hätte Eginhard seine Pflicht verletzt, nie es gewagt, sich mir zu nahen, wenn nicht ich ihn gereizt, wenn nicht ich ihn angelockt hätte.

Karl. Beide seid ihr schuldig — beide sollt ihr den Lohn eurer Frevelthat empfangen.

Eginhard. Bei der Barmherzigkeit des ewigen Richters! Größter, gerechtester der Fürsten! nehmt euer Urtheil zurück. Begeht nicht die erste Ungerechtigkeit gegen euer eigenes Blut. Ich bin strafbar — mich opfert eurer gerechten Rache. Uebergebt mich dem Blutgerichte, laßt neue Todesqualen für mich ersinnen.— nur schont, schont eures Kindes. Verzeihung und Gnade eurer schuldlosen, geliebten Tochter!

Emma. Bei dem Martertode des Erlösers, hört ihn nicht! Laßt nicht unschuldiges Blut vergießen, das einst zum Himmel um Rache schreien — euch am großen Tage des Weltgerichtes entgegen strömen würde. Ich bin die Verbrecherin. Liebe machte mich zu seiner Verführerin. Frei gesteh' ich es; noch lodert diese Flamme in meinem Herzen und wird nur mit meinem letzten Hauche erlöschen.

Karl (er bemüht sich, die heftigen Bewegungen seiner Seele zu verbergen). Ihr Edlen, das Verbrechen ist erwiesen — (mit erzwungener Gelassenheit) sprecht das Urtheil!

Die Richter (nach einer Pause einstimmig). Das Henkerschwert für den Verführer — den Nonnenschleier für die Verführte.

Emma (im äußersten Affecte). Nein, nein! Eginhard, ich sterbe mit dir. (Sie fliegt an seinen Hals und umrankt ihn mit aller Kraft ihrer Arme. Alle Richter sind gerührt.)

Karl (betrachtet eine Weile diese Scene mit scheinbarer Gelassenheit; endlich drängt sich eine unwillkürliche Thräne des Mitleids in sein Vaterauge und er spricht mit gebrochener Stimme). Ich bin der Beleidigte — mir, ihr Edlen, überlaßt nun auch die Vollziehung des Urtheils. — (Er geht langsam und feierlich vom Throne herab und legt seine Hände auf Emmas und Eginhards Haupt.) Ich verzeihe euch. — (Stummes entzückenvolles Staunen erfüllt die Halle. Nach einer Pause spricht er zu Eginhard.) Da — nimm deine Trägerin. Ihre Strafe sei, dich dein ganzes Leben hindurch zu tragen. (Zu den Richtern.) Was staunt ihr, Männer? Ist es mir nicht leichter, diesen Menschen zu einem Stande zu erheben, daß er der Hand meiner Tochter würdig sei, als dieser das verlorne Kleinod der Ehre wieder zu verschaffen? — Dir, Eginhard, gebe ich meine Tochter zur Gattin, indem ich dich hiermit zum Grafen und zu meinem Kanzler erhebe.

Heil dem großen — Heil dem edlen Karl! scholl es jetzt von allen Lippen. Die Liebenden stürzten zu seinen Füßen, und Freudenthränen strömten von ihren Augen.

Der Erhabene beschenkte seinen Eidam mit einträglichen Ländereien, und dieser leistete ihm und dem Vaterlande in der Folge die größten und wichtigsten Dienste. Emma war sein Schutzgeist, Emma seine Leiterin zu allem Guten und Edlen. Eginhards Dankbarkeit erstreckte sich bis über die Schwellen des Todes in die Gefilde kommender später Jahr-

hunderte; denn durch seine Lebensbeschreibung dieses großen Regenten, welche noch jetzt mit Vergnügen und Bewunderung gelesen wird, errichtete er demselben ein unzerstörbares Erdendenkmal.

Möchten doch alle Fürsten diesem Karl — möchten doch alle Fürstengünstlinge diesem Eginhard gleichen!

Adelheid von Burgund.

Wenn die gekrönten Menschengebieter die Tage ihrer Herrschaft der hohen Bestimmung weihen, Wohlstand und Bürgerglück zu verbreiten, zu vermehren in den Ländern, die ihrem Scepter gehorchen, so verdienen sie allerdings, in die Zahl der guten Regenten verzeichnet, von ihren Unterthanen gesegnet, von der Nachwelt gewürdigt zu werden; aber die Völker nicht nur physisch, sondern auch moralisch glücklicher zu machen, ihren Geist zu bilden, ihre Sitten zu verfeinern, ihren Nationalgeist zu erwecken, ihre Körper- und Seelenkräfte zur Erfüllung höherer Menschenbestimmung hinzulenken, und sie auf solche Art im Ganzen auf eine höhere Stufe der Cultur empor zu leiten — dies ist die erhabenste, doch auch die schwerste Regentenpflicht, und wer sie erfüllt, wer es erreicht das hohe Ziel, der kann des schönen Lohnes versichert sein, daß der Genius der Menschheit seinen Namen mit goldenen Charakteren in das Buch der Unsterblichkeit schrieb.

Unter den Beherrschern der Deutschen, die auf solche Art den Kranz der Unsterblichkeit errangen, behauptet Kaiser Heinrich der Erste, der, weil er sich eben mit dem Vogelfang beschäftigte,

als man ihm die Nachricht seiner Erwählung brachte, der Vogler genannt wurde, einen vorzüglichen Rang. Barbarei, wilde Regellosigkeit hausten in Deutschland als er den Thron Karls des Großen bestieg. Selbst der kriegerische Geist der Deutschen war vom Heroismus zur niedrigen Raubsucht herabgesunken. Ihr hochberühmter Freiheitssinn entartete so sehr, daß sie sich nicht schämten, den Ungarn Tribut zu zahlen. Heinrich befreite sie von dieser Schmach, schlug die Ungarn und Slaven, erbaute befestigte Städte und errichtete die Markgrafschaften als Grenzfestungen zum Schutze des Reiches. Eines der herrlichsten Werke, wodurch er sein Reich fremder Dienstbarkeit entzog, jene Siege erkämpfte und dem Heldengeiste seiner Deutschen neue Schwungkraft zu einem edleren Ziele gab, war die Errichtung der Turniere. Durch diese kriegerischen Spiele erhielt der deutsche Adel neuen Unterricht in der Kriegskunst, der seine guten Wirkungen sehr bald in den Kämpfen für das Vaterland erprobte. Auch moralische Zwecke wußte der kluge Fürst damit zu verbinden.

Die Turniergesetze schlossen Jeden von der Theilnahme an diesen Spielen aus, dessen Ehre durch irgend eine Unthat befleckt war. Jene romantische Tapferkeit des Mittelalters, jener deutsche Biedersinn, jene strenge Erfüllung des gegebenen Ehrenwortes, jene schwärmerischen Minnedienste, jene zarte Behandlung der Frauen, jene Beschützung der Witwen und Waisen, jene unwandelbare Treue in der Liebe und Freundschaft wurden durch die Turniere erzeugt, genährt und tief gegründet in den Gemüthern des deutschen Adels. Selbst die Muse der Minnesänger verdankt den Turnieren ihre Altäre, ihre Priester. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die olympischen Spiele der Griechen dem klugen Regenten zum Vorbilde dienten bei der Errichtung dieser deutschen Kampfspiele, die, weil er sie nach dem Zeit-

geiste zu formen wußte, ebenso mächtig auf den Charakter der Deutschen als auf den der Griechen einwirkten.

Man kann sagen, daß sie nicht nur in der Kriegskunst, sondern noch mehr in der Denkungsart des Adels der meisten Staaten Europas große Veränderung hervorbrachten, indem sie allsobald auch in anderen Reichen nachgeahmt wurden. Da das Beispiel der Großen und Mächtigen mit magischer Kraft auf das Volk wirkte, so wurde ein großer romantischer Geist der Ritterschaft allgemein verbreitet, der den Gesinnungen der Nationen einen gewissen poetischen Schwung gab, Wunder von Heroismus und Edelsinn hervorbrachte, aber die Völker zugleich in jene Stimmung versetzte, die es anderthalb Jahrhunderte später einem schwärmerischen Mönche möglich machte, sie in unzählbaren Heeren nach Asien zur Eroberung des Grabes ihres Glaubensstifters zu führen, wodurch Europa entvölkert ward und besonders Deutschland große Veränderungen erfuhr.

Man denke sich unsere kühnen, nervigen, kriegerischen, kampfgeübten Altvordern bei einem Turniere versammelt. Diese Pracht, diese Herrlichkeit, diese blinkenden Stahlgewänder, diese wiehernden Streitrosse, diese stattlichen Männer in der Fülle ihrer Kraft, diese zarten Frauen und Jungfrauen, geschmückt mit allen Reizen blühender Jugend und Unschuld, diese Würdigung der Tapferkeit und Kriegskunst, diese an Anbetung grenzende Verehrung des zarten Geschlechtes, diese Auszeichnung der Sieger, diese Preisaustheilung durch die Hände der Schönsten aller Schönen, diese Liebe und Tapferkeit preisenden Lieder der Minnesänger! Welch' einen tiefen, für das ganze Leben unaustilgbaren Eindruck mußten diese Erscheinungen alle auf das Gemüth des Jünglings bewirken, der von der einsamen Felsenburg seiner Väter, aus dem Dunkel

der sie umgebenden Wälder das erstemal bei einem Turniere erschien und dort die Herrlichkeiten der Welt, gleichsam in Einem Brennpunkte vereinigt, sich so bezaubernd entgegenstrahlen sah! Die schlummernden Kräfte seiner Seele mußten zu einem glühenden Thatendrange mächtig aufgeregt werden. Sich ebenfalls in solchen Kampfspielen auszuzeichnen, Preise aus den Händen lieblicher Huldinnen zu empfangen und durch Heldenthaten sich die hohe Ehre zu erringen, in den Liedern der Minnesänger Unsterblichkeit zu finden, sah er nun für die höchste Bestimmung seines Daseins an. Hieraus entsprang jene romantische Lebensweise des Adels der Vorzeit, die uns in den Gesängen und Erzählungen der Dichter und Schriftsteller entwichener Jahrhunderte so wunderbar anspricht.

Ulrich von Lichtenstein gab uns hievon das lieblichste Bild. Wenn dieser edle Steiermärker nicht für seinen Regenten, sein Vaterland zu streiten hatte, zog er auf Abenteuer aus, wanderte von einem Turniere zum anderen, und die Weise seines Lebens, die er uns so interessant darstellt, zeigt, daß diese Kampfspiele, weil sie fast in allen Ländern Europas bestanden, die erste Gelegenheit darboten, Völker mit Völkern durch freundschaftliche Gastfreiheit näher bekannt zu machen. Himmlische und irdische Minne, Gott und den Frauen zu dienen, Witwen und Waisen zu schützen, waren der Ritterschaften heiligste Pflichten, die Heinrich der Vogler nicht nur dem Adel seines Reiches, sondern selbst seinen eigenen Söhnen zu erfüllen gebot. In Erfüllung dieses Gebotes zeichnete sich vorzüglich sein großer Sohn und Nachfolger, Kaiser Otto der Erste, aus. Zum Beweise dessen soll eine Episode seines thatenreichen Lebens der Gegenstand dieser Erzählung sein.

Das Verhängniß hatte das blühende Italien von jeher entweder zum Schauplatze innerer Kriege oder zum Zankapfel

und Kampfplatz äußerer Mächte bestimmt. In einer solchen Lage befand sich das schöne Land auch im zehnten Jahrhundert. Hugo, Graf von der Provence, den die Longobarden aus freier Wahl auf ihren Königsitz berufen, mit ihrer eisernen Krone geschmückt hatten, mußte gleich seinen Vorfahren gar bald die Wandelbarkeit der Gesinnungen dieses unruhigen Volkes erfahren.

Der endlosen Unruhen, der ewigen Empörungen müde, übergab er seinem Sohne Lothar die Regierung, kehrte in seine Grafschaft zurück und verlebte den Rest seiner Tage ferne vom niedrigen Weltgetriebe, alldort in einem einsamen Kloster. Unheilbringend war für Lothar das väterliche Geschenk der lombardischen Krone, deren Vasallen sich allgemein gegen ihn empörten und wider seinen Willen Berengar, den listigen, ränkevollen Markgrafen von Ivrea zum Statthalter des Königreiches ernannten, ihn, der schon unter Hugos Regierung an der Spitze der Rebellen stand und der verdienten Strafe nur durch die Flucht nach Deutschland entging. Die Treulosigkeit seiner Unterthanen brachte Lothar bis zum Wahnsinn. Seine kummervollen Tage verkürzte Berengar durch Vergiftung, und bestieg nun den Thron, wozu er sich den Pfad durch Empörung und Königsmord eröffnet hatte.

Die staatsklugen Plane des verruchten Kronräubers gingen nun dahin, seinen Sohn Albert mit der Witwe des Mannes zu verbinden, dem er in der Blüthe seiner Tage Reich und Leben gestohlen hatte. Doch Adelheid, die Königstochter aus Burgund, in der die Natur den schönsten Körper mit der schönsten Seele belebte, verabscheute ein Bündniß mit dem Sohne des Usurpators, der sie so früh zur Witwe machte. Fruchtlos waren alle Bewerbungen, alle Lockungen Berengars. „Nie wird die Witwe Lothars das weibliche Zartgefühl so

tief verletzen, sich mit einem Geschlechte zu verbinden, das ihrem unvergeßlichen Gatten Krone und Leben raubte.“ Dies war Adelheids Antwort auf die erste Brautwerbung. Als Berengars Gesandte abermals erschienen, ward ihnen zur schönen Witwe der Zutritt versagt. Da nun derselbe erkannte, daß er seinem Sohne die Hand dieser spröden Schönen durch gütliche Bestrebungen nicht verschaffen könne, entschloß er sich nach gewöhnlicher Despotenrohheit, sie mit Gewalt zu erringen. Mit einem ansehnlichen Heere erschien er vor Pavia, dem Witwensitze der Königin. Noch einmal ließ Berengar sie auffordern, die Gattin seines Sohnes zu werden. Doch das Blinken der Waffen von Tausenden schreckte Adelheid nicht; sie blieb standhaft in ihrer Weigerung. Eine Belagerung unternahm nun der verhaßte Brautwerber, und die heldenmüthige Braut übernahm selbst das gefahrvolle Geschäft, ihre Krieger in der Vertheidigung der Stadt anzuführen. Lang dauerte die Belagerung; tapfer kämpfte die Besatzung von den bezauberten Reizen ihrer Gebieterin zum muthigen Widerstand entflammt. Doch endlich siegte die Uebermacht, Pavias Mauern wurden erstiegen, die unglückliche Heldin, eines besseren Looses würdig, ward gefangen. Jetzt wähnte Berengar, die Besiegte würde sich glücklich schätzen, das früher Verschmähte anzunehmen; allein selbst das Unglück vermochte nicht, Adelheids Standhaftigkeit zu erschüttern. Mit festem Muthe sagte sie zu Berengar: „Wer meinem Gatten Thron und Leben stahl, kann auch mir Freiheit und Leben rauben; seines Sohnes Weib zu werden, kann keine Tyrannenmacht mich zwingen“. Zürnend befahl der König, seine Gefangene nach dem festen Schlosse Garda, am See gleichen Namens gelegen, zu bringen, und dort in enger Verwahrung zu halten. Er hätte sie seinem Grimme geopfert, wäre ihm nicht bekannt gewesen, daß noch

viele Herzen seiner Unterthanen die schöne, einst so wohlthätige Adelheid liebten, und hätt' er nicht gehofft, es würde mit der Zeit ihr harter Sinn in der einsamen Gefangenschaft endlich beugsamer werden. All' ihrer Dienerinen, all' ihrer gewohnten Bequemlichkeit beraubte man die Arme. Der einzige Gesellschafter, der sie in das Gefängniß begleiten, der auf dem Gardaschlosse neben ihr wohnen und sie täglich besuchen durfte, war Bruder Adalbert, ihr Beichtvater, ein würdiger Priester des Benedictinerordens vom Monte Cassino.

Schon drei Monate schmachtete die junge Königin auf dem einsamen Gardaschlosse. Oft mischten sich ihre Thränen mit den Wellen des Sees, der unter dem Fenster ihres Gefängnisses dessen Mauern bespülte; nicht selten vereinten sich ihre Seufzer, ihre Klagen mit dem Geräusche der Wogen, in die sie sich hinabzustürzen oft ein mächtiger Drang ihr Herz ergriff, um dort Freiheit oder Tod zu finden. Der fromme Adalbert, dem es im ersten Monate allerdings gelang, seine geistliche Tochter durch Trostgründe der Religion zu beruhigen, fing nun an zu bemerken, daß seine religiösen Arzneien nicht mehr zureichen wollten, ihrer kranken Seele genügende Stärke im Unglück einzuflößen. Immer heftiger regte sich die Sehnsucht nach Freiheit und Lebensgenuß in Adelheids jugendlichem Gemüthe, das die Natur so empfänglich für Frohsinn und alle sanfteren, edleren Menschengefühle geschaffen hatte. Adelheid klagte wenig, aber Adalbert bemerkte die Wolken, die ihr Antlitz umdämmerten. Er sah oft ihre großen blauen Augen in Thränen gebadet, sah ihr stilles Hinbrüten und das schnelle Welken ihrer Jugendblüthe, die sonst ihr ganzes Wesen mit einem unnennbaren Zauber, mit einer Art überirdischer Glorie bekleidet hatte. Inniges Mitleid für die unglückliche Fürstin, die er väterlich liebte, fühlte sein Herz, und

dieſes Gefühl erweckte in ihm zuerſt den Gedanken an Rettung. Lang überlegte, erwog er, ob vor dem Richterſtuhle der Moralität und Religion es ihm wohl erlaubt ſei, Adelheid den Klauen ihres ungerechten Verfolgers zu entreißen. Nur erſt dann, als eine innere Stimme laut ihm zurief: die Unſchuld zu retten, iſt Chriſten- und Menſchenpflicht; der Prieſter muß ſie nicht blos lehren, ſondern nach dem Vorbilde des göttlichen Glaubenſtifters auch ſelbſt erfüllen — nur dann erſt entſchloß er ſich zu einer kühnen That, die, wenn ſie mißlang, ihm das Leben, wenn ſie gelang, wenigſtens ſeinen guten Leumund koſten konnte. Mag der Tyrann mich tödten, mag die arge Welt mich verkennen, wenn nur jener ewige Richter über den Sternen, der in die tiefſten Tiefen der Menſchenherzen blickt, meine gute Abſicht kennt, und dieſe einſt am großen Tage des Weltgerichtes zur Rettung meiner Unſchuld bekannt wird! So ſprach Adalbert zu ſich ſelbſt; jetzt eilte er mit kühner Entſchloſſenheit zur Ausführung ſeines Planes.

An einem heiteren Frühlingsmorgen lag die traurige Adelheid am Fenſter ihres einſamen Gefängniſſes. Des Himmels reines Blau ſpiegelte ſich lieblich auf der Fläche des ſanftbewegten Sees. Ein mildes Lüftchen brachte ihr auf unſichtbaren Schwingen von nahen Ufern balſamiſche Blüthendüfte; fröhlich hielten die Schwalben über dem Gewäſſer ihre luftigen Tänze. Die Wiederkehr des holden Lenzes hatte die Sehnſucht nach Freiheit in Adelheids Gemüthe mit neuen Gluthen vermehrt. Ungeſtüm pochte das Herz in ihrem wogenden Buſen; ſie ſtreckte ihre Arme flehend hinaus ins Freie, beneidete die Schwalben um ihre Flügel, und dachte ſoeben an das ſchauderhafte Wagniß, ſich vom Fenſter hinabzuſtürzen in die Fluthen, und hinüber zu ſchwimmen nach jenen fernen Ufern, die ſo lieblich grünend freundlich ſie einzuladen, ihr

zuzuwinken schienen. In diesem Momente öffnete sich die Pforte ihres Kerkers und Adalbert erschien. In heftiger Gemüthsbewegung fand er die arme Leidenstochter, und bald erhielt er von ihr die Erklärung, daß sie ihren gegenwärtigen Zustand nicht länger ertragen könne. Ja, ich will dein Befreier sein, unschuldig Gefangene! erwiderte Adalbert mit den sanftesten Worten des Trostes. Er zog eine Strickleiter hervor, übergab sie ihren Händen und sagte: Wenn in kommender Mitternachtsstunde du aus der Ferne den Schlag einer Wachtel vernimmst, so befestige dieses Werkzeug der Rettung hier am Fenster deines Kerkers; steig hinab, bis hin, wo die Wellen des Sees diese Mauern bespülen. Mit einem Kahne erwart' ich dich dort, und hoffe dich mit Hilfe des himmlischen Beschützers der Unschuld zu retten. Eine plötzliche Verwandlung ihres Seelenzustandes brachte diese Kunde in Adelheid hervor. Sie war anfangs wie betäubt, stürzte dann auf ihre Knie, ergriff seine Hand, benetzte sie mit ihren Dankesthränen, und wie ein Bote des Himmels aus den Gefilden der Seligen zu ihrer Rettung abgesandt, erschien ihr jetzt der Mönch. Beruhige dich, meine Tochter, sagte Adalbert, damit nicht deine vorzeitige Freude die Verrätherin unseres Planes werde. Dir ist nicht unbekannt, wie genau man dich in diesem Schlosse bewacht. Adelheit dankte für diese Warnung, und der Edle, mit der Ausführung seines Zweckes beschäftigt, überließ sie bald ihren einsamen Betrachtungen.

In großer Gemüthsbewegung, bei einem unbeschreiblichen Wogen der Gefühle, wo bald Furcht, bald Hoffnung das Uebergewicht hatte, verging ihr dieser verhängnißvolle Tag. Endlich erschienen sie auf den blauen Himmelsgefilden, die freundlich blinkenden Sterne. Ein dunkles Schweigen verbreitete sich über die schlummernde Natur. Nur Adelheid

fühlte kein Bedürfniß, mit ihr dieſen Schlummer zu theilen. Mit bangendem Herzen erwartete ſie die Mitternacht; ſie lag auf ihren Knien und hob ihre gefalteten Hände empor, inbrünſtig betend zur himmliſchen Mutter der Bedrängten hiernieden, ihr Glück zu verleihen in der nahenden Stunde der Entſcheidung ihres Schickſals. Jetzt war es ihr ſo wunderbar im Buſen; die Bangigkeit ſchwand, eine unſichtbare Hand ſchien ihr wundes Gemüth mit einem ſtarken Labſal zu erquicken. In dieſem Augenblicke vernahm ihr Ohr den fernen leiſen Schlag einer Wachtel. Kaum hatte dieſer Wonneton ihr Innerſtes wonnig und ſchauerlich durchbebt, ſo ſprang ſie auf, befeſtigte die Strickleiter ſchnell an dem offenen Fenſter, bekreuzte ſich, und wagte ſich ohne Zaudern die gefahrvolle Stiege hinab in die nachtbedeckte Tiefe, woraus ihr der Wogen dumpfer Gruß entgegenrauſchte. Eben als ſie der Oberfläche des Waſſers nahe kam, erſchien Adalbert mit ſeinem Schiffchen, und nahm ſie auf. Er hatte ſich als gemeiner Landmann verkleidet, und auch ihr ein Gewand dieſer Art mitgebracht. Raſch trieb er nun ſeinen Nachen in die Breite des Sees, weit fuhr er hin zu einem fernen Ufer, das ein dichter Buchenwald begrenzte. In dem Innerſten dieſer düſteren, ſich lang ausdehnenden Waldung lag eine Felſenhöhle; dorthin brachte er die ſchöne Königswitwe, um ſie hier ſo lange zu verbergen, als wenigſtens die erſten heftigſten Nachſtellungen Berengars dauern dürften.

Kaum hatte der Wütherich Adelheids Flucht vernommen, als er tobte und raſte, Gardas unſchuldigen Caſtellan mit dem Tode beſtrafte, der Entflohenen auf allen Pfaden nachſetzen ließ, hohe Preiſe auf ihre Wiedereinbringung ſetzte, und den Mächten der Hölle es ſchwur, ſie, gleich ihrem Gatten, zu vernichten, wenn er ſie noch einmal in ſeine Gewalt bekäme.

Einer neuen, noch fürchterlicheren Gefangenschaft glich indessen Adelheids Aufenthalt in der schauerlichen Wildniß, aus der sie sich nicht hervorwagen durfte, worin sie selbst in jeglicher Secunde vor einer möglichen Entdeckung zittern mußte. Es mangelte ihr dort an allen Bequemlichkeiten des Lebens.

Der edle Adalbert mußte in seinem ärmlichen Bauernkleide an der Heerstraße die Vorüberziehenden um eine milde Gabe ansprechen, sich und die Witwe eines Königs vor dem Hungertode zu bewahren. Mehr als zwei Monate führten sie dies kummervolle Leben, bis endlich Adelheids Beschützer ausgeforscht hatte, daß man alle Hoffnung aufgegeben habe, die Entwichene noch in den Umgebungen ihres ehemaligen Gefängnisses zu finden. Jetzt erst wagten sie's, ihre weitere Wanderschaft anzutreten. In das Gebiet von Reggio zogen sie, und erreichten in ihrer Verkleidung endlich unentdeckt das feste Bergschloß Canossa, dessen Besitzer Markgraf Azo von Este, ein naher Blutsverwandter Adelheids war. Liebevoll ward sie von diesem aufgenommen; der edle Ahnherr des ältesten Regentengeschlechtes Italiens, vom wahren Rittergeiste beseelt, gab ihr sein Ehren- und Ritterwort, sie zu beschützen mit Leib und Leben vor ihren mächtigen Verfolgern.

Angenehme Tage der Ruhe, der Erquickung verlebte nun die schöne Königin mit ihrem getreuen Unglücksgefährten Adalbert auf Canossa. Allein noch hatte sie den bitteren Leidenskelch, ihr vom Schicksal bestimmt, nicht ganz geleert. Neue Tage schwerer Prüfung sollten erscheinen. Kaum hatte Berengar durch seine Kundschafter Adelheids Aufenthalt zu Canossa erfahren, als er einen Herold dahin sandte, von Azo die Herausgabe derselben zu fordern. Mit edler Entrüstung erwiderte nun der Markgraf, daß keine Macht der Welt ihn zu einer solchen Verletzung des Gastrechtes, der Blutsver-

wandtschaft, der heiligsten Ritterpflichten nöthigen könne. Der Herold zog ab; aber leicht war voraus zu sehen, es werde Berengar bald an der Spitze eines Heeres seine ungerechte Forderung erneuern. Azo säumte nicht, sich auf eine Belagerung vorzubereiten. Die Festigkeit seines Schlosses, welches damals in die Reihe der ersten Festungen Italiens gehörte, und die erprobte Tapferkeit seiner zahlreichen Besatzung flößten ihm zwar Zutrauen ein, doch der welterfahrene Mann kannte Berengars Macht, kannte die Launen des Kriegsglückes, kannte das dringende Bedürfniß der Wiedererscheinung der Deutschen, um den inneren Zerrüttungen Italiens ein Ende zu machen, und wollte sein und Adelheids Schicksal nicht allein den Mauern Canossas vertrauen, indem er sich zu schwach fühlte, dem Könige der Lombarden auf freiem Felde die Spitze zu bieten.

Schon erblickte man von den Thürmen der Festung das Blinken zahlloser Rüstungen, die, eine lange Staubwolke hinter sich lassend, langsam heranwogten, als der biedere Adalbert nach einer geheimen Unterredung mit Azo und Adelheid seinen Wanderstab ergriff, und mit raschen Schritten ernst und schweigend aus den Thoren Canossas ging, deren Zugbrücken hinter ihm sogleich rasselnd aufgezogen wurden.

Noch hatte die Sonne ihre glänzende Bahn nicht ganz vollendet, als schon Berengars Tausende die Festung umflutheten. Ein zweiter Herold verkündigte dem Markgrafen Azo Tod und Verderben, wenn er die Herausgabe Adelheids nicht in drei Stunden vollziehe. Lächelnd erwiderte Azo: „Drei Jahre verlang' ich Bedenkzeit, dann mag dein König wieder sich anfragen". Berengar war über diesen Trotz äußerst entrüstet. Er traf sogleich nachdrückliche Anstalten zur Belagerung. Was nur die Kriegskunst jener Zeiten vermochte,

versäumte er nicht, sich der Festung zu bemächtigen, deren Bewohner alle seiner blutdürstigen Seele zur Labung geschlachtet werden sollten. Doch bald erfuhr der Wüthrich, daß er eben kein so leichtes Werk unternommen habe. Er glaubte anfangs, den festen Platz durch einen raschen Angriff zu erobern, allein drei heftige Stürme wurden abgeschlagen, und mit dem Verluste einiger Tausende seiner Krieger erkaufte er theuer die Belehrung, daß er sich zu einer langweiligen Belagerung oder vielmehr zur Aushungerung Canossas entschließen müsse, das sein Besitzer für ein ganzes Jahr mit Lebensmitteln zu versehen nicht unterlassen hatte.

Indeß Berengar sich mit den Belagerungsmaßregeln beschäftigte und Azos Widerstand seine Wuth, seine Rachgierde mit jedem Tage mehr entflammte, hatte der getreue Adalbert bereits Deutschlands Grenzen erreicht. Hin nach Augsburg war er geeilt, weil ihm gesagt wurde, daß Kaiser Otto der Erste sich eben dort befinde. Kaum war er hier angekommen, so begab er sich in die Kaiserburg. Die grauen Haare, die edlen Gesichtszüge, von einer gewissen Verklärung umstrahlt, der ehrwürdige Anstand, die erhabene Ruhe, die in Geberden und Worten den Adel der Seele aussprach, zwangen den Höflingen Ehrfurcht für diesen Priester ab, der mit ernster Bescheidenheit geheimes Gehör beim Kaiser verlangte. Dieser große Regent, der es wußte, daß er mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören müsse, um die Wahrheit ohne Verunstaltung zu erfahren, ließ ihn sogleich vor sich.

Ohne Furcht betrat Adalbert das Gemach des Kaisers, verbeugte sich tief und zog zwei Briefe aus seinem Busen, die er demselben überreichte. Der eine war vom Markgrafen Azo, der den rechtmäßigen Oberherrn Italiens bat, sich dieses bedrängten Landes anzunehmen und mit einer Heeresmacht

als rettender Schutzgeist zu erscheinen, um dort Recht und Ordnung wieder herzustellen. Von Adelheid war das andere Schreiben, worin sie das Haupt der deutschen Ritterschaft nach den Turniergesetzen und Ritterpflichten dringend aufforderte, einer unglücklichen Königswitwe gegen ihren mächtigen Verfolger beizustehen. Otto hatte kaum die beiden Zuschriften gelesen, als Adalbert mit hinreißender Beredtsamkeit die traurige innere Zerrüttung des herrlichen Italiens, die gefahrvolle Lage der ebenso schönen als tugendhaften Adelheid zu schildern begann. Mächtig wirkten seine Worte auf des Kaisers Gemüth, das besonders durch die Erzählung von den widrigen Schicksalen der jungen Königin zur innigsten Theilnahme angezogen ward. Als am Schlusse seiner Rede Adalbert ihr Porträt dem Kaiser überreichte, wurde dieser so begeistert, daß er schwur, allsogleich zu ihrer Rettung nach Italien zu eilen.

Ottos rastlose Thätigkeit hatte bald ein Heer von fünfzigtausend Mann versammelt. Mit einem Theile desselben schickte er seinen Sohn Ludolph voraus; sobald er einige dringende Reichsgeschäfte erledigt hatte, eilte er selbst mit dem Reste des Heeres dem Jünglinge nach Italien nach. Schon hatte Berengar nach unsäglichen Anstrengungen die Festung Canossa auf das Aeußerste gebracht. Die Besatzung war bis auf fünfzig Reisige geschmolzen, der Vorrath an Lebensbedürfnissen aufgezehrt. Große Oeffnungen hatten bereits die feindlichen Belagerungswerkzeuge in den sonst so gewaltigen Mauern hervorgebracht. Die Noth war auf das Höchste gestiegen. Azo verkündete seiner Muhme, daß er am Morgen des folgenden Tages einen Sturm erwarte, den er mit seiner geringen Besatzung nicht mehr abzuschlagen vermöge. Er und seine Getreuen seien entschlossen, sich unter den Ruinen Canossas zu begraben; auch ihr bliebe keine andere Wahl übrig, als

sich Berengars Gnade zu überlassen oder mit ihren Beschützern den Heldentod zu wählen.

Zu dem letzteren entschloß sich Adelheids heroische Seele. In eine männliche Rüstung gehüllt, wollte sie kämpfen und fallen mit ihren Freunden. Es kam die Nacht, sie hüllte ihr schwarzes sternenloses Gewand über Canossas halbeingestürzte Mauern. Auf den Knien lag Adelheid in ihrer Kammer vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers. So durchwachte sie die Nacht — es sollte die letzte ihres irdischen Wandelns sein — in inbrünstigen Gebeten. Schon graute der Morgen, schon erhob sie sich, ihre zarten Glieder mit dem schweren Eisengewande des Krieges zu belasten. Da vernahm sie aus der Ferne, vom Fuße des Berges herauf, Waffengeklirre, Geschrei und verworrenes Getöse. Mit pochendem Herzen ans Fenster eilend, entdeckte sie, daß die Belagerer sich in vollem Kampfe mit einem Feinde befanden, der sie im Rücken angegriffen hatte. Jetzt stieg die Sonne empor.

Ha, welch' ein herrlicher Anblick! Die Schaaren Berengars stoben wie Spreu auseinander. Zweiköpfige Adler prangen auf den flatternden Fahnen der Sieger. Hoch zu Pferde zeigt sich in goldener Rüstung ein stattlicher Ritter in ihrer Mitte, dessen Schild den Beherrscher der Deutschen verkündet. An seiner Seite — wonniger Augenblick für Adelheid — entdeckte sie ihren abermaligen Befreier — Adalbert. Vor Freude außer sich, wollte sie soeben hinaus, hinunter eilen, als Azo hereinstürzte, ihr die Ankunft der deutschen Befreier zu verkünden. Beide eilten nun fort, ihren Retter zu begrüßen. Kaum hatten sie diese erreicht, so sank Adelheid zu des Kaisers Füßen. Freudenthränen waren die Verkünder ihres Dankes. Wie ein elektrischer Schlag wirkte ihre Schönheit auf Ottos Herz. Er hob sie auf, schloß sie in seine Arme; unwiderstehlich fühlte sich sein ganzes Wesen zu

ihr hingezogen. Drei Tage verweilte er bei Canossa, und diese Zeit genügte der Liebe, den Sieger vollkommen zu besiegen. Otto war durch den Tod Edithas von England in der Fülle seiner Manneskraft Witwer geworden. Er zog nun weiter, die Eroberung der Lombardie zu vollenden, die er in sehr kurzer Zeit bewirkte.

Nun kam er nach Canossa zurück und führte Adelheid im Triumphe nach Pavia, in ihre ehemalige Residenz zurück. Dort war es, wo er sie bat, seine Lebensgefährtin zu werden, mit ihm den Kaiserthron zu besteigen. Dankbar wankte sie in seine Arme und wurde seine glückliche Gattin. Adalberts Verdienste belohnte der Kaiser mit einem einträglichen Bisthume. Adelheid vergaß auch als Kaiserin nie, welchen Dank sie diesem, in der Noth erprobten Freunde schuldig sei.

Als Otto mit seiner schönen Gattin nach Deutschland zurückkehrte, übergab er seinem Tochtermanne, Conrad, Herzog von Franken, den Befehl des Heeres, mit dem Auftrage, Italien vollends zu beruhigen. Dieser brachte Berengar so weit, daß er mit seinem Sohne sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergab.

Auf dem Reichstage zu Augsburg erschienen die Flehenden. Adelheid war so großmüthig, ihren Verfolgern nicht nur zu verzeihen, sondern sogar ihre Fürsprecherin zu werden. Berengar behielt die Lombardie, mußte sie jedoch als deutsches Reichslehen erkennen, Verona und das Herzogthum Friaul abtreten und sich zu einem jährlichen Tribut von hundert Pfund Gold bequemen. Doch auch diese Begnadigung, die er sich auf dem Reichstage zu Augsburg kniend erbettelte, besserte den Bösewicht keineswegs. Er empörte sich abermals gegen den Kaiser, wurde geschlagen, gefangen, und starb mit seiner Gattin in Deutschland als Gefangener auf einem einsamen

Bergschlosse, wo es ihm nicht an Muße gebrach, sein lasterhaftes Leben zu bereuen.

Doch kein Strahl der Gnade, der himmlischen Erleuchtung drang je in das verstockte Gemüth des in Lastern ergrauten Böswichts, dem nur der Gram über die Unfähigkeit, noch mehr des Bösen in der Welt anzurichten, bis zum Tode die peinigende Furie seiner Gefangenschaft war

Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten.

(Jahr 1106.)

Erste Scene.

(Gegend bei Speyer. Man sieht in der Ferne die Thürme des prächtigen Doms. Heinrich wandelt in elender Gestalt und Kleidung an der Heerstraße von einem Knappen geführt.)

Heinrich. Halt an, halt an, lieber Treuhold! Nimmer vermag ich es, meinen müden Fuß zu erheben und diesen kranken Körper weiter zu schleppen. Siehe, hier ist ein Malstein, hier will ich ausruhen (setzt sich). — O, wie thut das so wohl! Wie sitzt sich's hier so gut! — Ach, ein brennender Durst hat meine Zunge wie Leder zusammengeschrumpft. — Gehe, guter Junge, hole mir einen Trunk kühlendes Wasser aus der Quelle, die dort im Thale rauscht.

Treuhold (für sich). Unglücklicher Fürst! (Wischt sich eine Thräne aus dem Auge und geht ab.)

Heinrich. Der Arme! Wie traurig er dahin schleicht! Eine Thräne des Mitleids glänzte in seinem Auge. — O Dank dir, allmächtige Gottheit, daß du mir noch diesen Schatz übrig ließest. Du nahmst mir viel — sehr viel. Aber noch bin ich nicht ganz elend, weil unter den Millionen, die ich

verlor, doch noch ein Freund mir übrig blieb, noch ein Herz für mich fühlt, noch ein Menschenauge mir des Mitleids edle Thräne weiht. Aber nur Einer blieb mir übrig von all' den Tausenden, die in dem Sommer meines Glücks sich an den Strahlen meiner Kaiserkrone erwärmten. — Alle, alle übrigen wichen vor dem Ungewitter meines widrigen Schicksals. Die Donnerkeile des dreifach gekrönten Machthabers der Kirche jagten sie von mir, daß sie flohen wie Sperlinge vor den Krallen des Geiers. — O Heinrich, Heinrich, wie tief ist der Abgrund, in den dich Priesterhaß und Kinderundank herabschleuderten! — O, wer kann den Ocean des Elends ergründen, in den dich zwei Päpste und zwei Söhne versenkten! — Die Menschheit schaudert zurück, die Natur empört sich, und die Teufel der Hölle selbst erröthen bei der Riesengröße dieser Bubenstreiche.

Treuhold (kommt zurück). Da, gnädiger Herr, labt euch. Es ist kühles, reines Wasser; ihr müßt schon aus meiner Blechhaube trinken, ich habe kein anderes Gefäß euch darzureichen.

Heinrich. Ach gib — gib nur (trinkt). Dank dir, lieber Treuhold. — O, wie das mundet! Besser als der köstlichste Wein, den mir einst mächtige Fürsten in goldenen Bechern reichten. Aber warum, guter Junge, siehst du so traurig auf mich? Was soll dieser Blick des Mitleids — diese Thränen, die auf deinen Augenwimpern schimmern?

Treuhold. Gnädiger Herr! Ich bin im Küraß zum Mann gewachsen, habe in blutigen Fehden und schrecklichen Schlachten gekämpft, habe Vater und Brüder an meiner Seite hinstürzen und das Blut aus meinen eigenen Adern fließen gesehen, aber nie kam eine Thräne in meine Augen. — Und nun, wenn ich euch betrachte, wenn ich all' die zahllosen

Ungerechtigkeiten überdenke, die man an euch verübte, so muß ich weinen wie eine schwache Dirne.

Heinrich. Gott wird dir's lohnen, biederer Knappe, daß du deinem unglücklichen Kaiser eine Zähre schenkst. Ach, wie gerne wollte ich deine Treue vergelten! Aber ich bin ein Bettler, kann dir nichts geben als diesen brüderlichen Händedruck des Dankes. — Ach, Treuhold, kein Menschenkind unter den Millionen, die auf dem Strome der Zeit aus der Urne der schaffenden Natur hervorrannen, hat so viel des Unglücks und der Leiden erduldet als ich! — Ich habe die Schlangen in meinem Busen erzogen und ernährt, die nun mein Herz mit giftigen Zähnen verwunden. Das Fleisch von meinem Fleische, das Blut von meinem Blute hat sich wider mich empört, und die, die ich mit zahllosen Wohlthaten überhäufte, rissen die Krone von meinem Scheitel, gaben mir diesen Stein zum Throne, diesen Stab zum Scepter und diese Bettlerlumpen für den kaiserlichen Purpur. — Unstät, geächtet, verlassen von allen meinen Kriegern und Höflingen, verfolgt von dem allvermögenden Fluche leidenschaftlicher Priester, muß ich umherirren in meinem eigenen Lande, wie ein Dieb, wie ein flüchtiger Mörder. — Jeder Gassenbube ist befugt, den Dolch in mein Herz zu stoßen und sich mit meinem Blute Ablaß seiner Sünden zu erwuchern. Meine eigenen Kinder haben mir Krone und Länder gestohlen und streben sogar nach meinem Leben. Selbst der mütterlichen Erde ist es verboten, mir eine Grabstätte zu verleihen, wenn der wohlthätige Tod das Gewebe meines Jammers zerreißt. — O Treuhold, Treuhold! Sage, wo ist ein Mensch in der weiten Natur, dessen Unglück das meinige erreicht, dessen Elend dem meinigen gleicht? Sag' es, sag' es, um Gotteswillen, daß ich nicht verzweifle.

Treuhold. Wovor euch Gott behüten wolle. Traut auf die göttliche Vorsicht, gnädiger Herr; sie wird euch nicht verlassen; sie lenkt den Gang aller Dinge, und nichts bleibt ihr verborgen.

Heinrich. Nichts, sagst du? Du irrst. — Auch ich lebte einst in diesem seligen Wahne. Aber die Erfahrung zeigte mir den Betrug. — Schau' umher in der weiten Natur! Siehe hier die unterdrückte — leidende Tugend! Siehe dort das siegende, triumphirende Laster! — Siehe hier einen tückischen Diener des Wortes, der hinter dem Schilde der heiligen Religion die Gesetze der Natur zu Boden tritt, Kinder gegen Väter, Väter gegen Kinder, Unterthanen gegen gute Fürsten empört und jeden nur denkbaren Gräuel verübt! Siehe dort einen undankbaren Sohn, welcher dem, der ihm das Leben gab, Habe und Leben raubt. — Siehe das alles und sage mir dann: kann eine gerechte Vorsicht bestehen und das alles ungestraft geschehen lassen? Nein! . . . . . sonst hätte ein Hildebrand nie das Licht des Tages erblickt.

Treuhold. Und doch, dünkt mich's, könne trotz dem allen eine gerechte Vorsicht bestehen. Der allmächtige Schöpfer verschiebt seine Strafen nur, die aber früh oder spät gewiß erfolgen. Starb nicht selbst Hildebrand im Elende? — Auch an euren Söhnen wird der Himmel den Undank rächen, den sie an euch verüben.

Heinrich. Wird er das? Glaubst du es? — Nein, er soll es nicht? Mag ihnen Gott verzeihen, so wie ich ihnen vergebe. Zwar herb ist der Wermuth, den sie in die Schale meines Lebens gossen. — Nie würden sie so tief gesunken sein, hätte sie nicht die Bosheit der Priesterschaft verführt! Die speite Gift in ihre unbefangenen Seelen, machte den Samen des Bösen in ihren Herzen aufkeimen und zerhaute

mit dem Schwerte einer lügenhaft verdrehten Lehre die heiligen Bande der Natur.

Treuhold. O wie seid ihr doch so gut, so edel! — Die beispiellose Verruchtheit eurer unmenschlichen Söhne vermochte noch nicht die Liebe des Vaters aus eurem Herzen zu tilgen. Nein, so hoch vermag sich meine Seele nicht zu erheben. — Glühende Wuth rollt durch jede meiner Adern, wenn ich daran denke, wie euer eigener Sohn euch mit bübischer List gefangen nahm, als ihr an der Spitze eines mächtigen Heeres ihm mit väterlicher Milde zum gütlichen Vergleich die Hand reichtet, und wie er selbst mit nie erhörter Unverschämtheit die Kaiserkrone von eurem grauen Haupte und den Reichsapfel aus euren Händen riß.

Heinrich. Laß' uns das vergessen, lieber Treuhold. Vielleicht werden sie einst ihr Unrecht erkennen und bereuen. Mögen sie es doch fürder glücklich genießen, was sie mir raubten. Ich vergönne es ihnen aus der Fülle meines Herzens, denn ich sehne mich nach Ruhe. — Die Größe, das Glück der Menschen ist ein Schiff, mit dem die Wellen des unbeständigen Schicksals spielen. — — Siehst du dort in der Ferne die prächtigen Thürme, die ihre Häupter majestätisch zum Himmel emporheben?

Treuhold. Wohl seh' ich sie. Es sind die Thürme des Doms zu Speyer.

Heinrich. Ja, das sind sie. — Diesen Dom habe ich mit Wohlthaten bereichert, habe dort der heiligen Jungfrau eine große Kirche erbaut, habe die Besitzungen dieses Stiftes bis zu diesem Male erweitert und dem Bischof, meinem Freunde, viele Gnaden erzeigt. — Dorthin will ich mich verfügen, will eine geistliche Präbende annehmen und das Geschäft meiner letzten Tage sei: für meine Feinde beten.

Treuhold. Ich folge euch, gnädiger Herr. Ich habe ein Gelübde gethan, das ich halten will, so gewiß als ich wünsche, daß Gott mir in meiner letzten Stunde gnädig sein wolle. Ich habe geschworen, euch nie zu verlassen bis der Tod uns scheidet.

Heinrich. Gottes Segen über dich, biederer Knappe. — Ja, du sollst mich begleiten, sollst mein Gefährte sein bis an die Schwelle des Todes; und sterbe ich einst, so schließe du meine Augen und bringe dem deutschen Vaterlande den letzten Gruß von seinem unglücklichen Kaiser. Vielleicht wird es einst meine Unschuld erkennen, wenn meine Asche längst ein Spiel verwehender Winde ist. — Komm', lass' uns unsere Wanderschaft fortsetzen, bald wird sie sich enden.

Treuhold. Der Himmel füge es. (Sie gehen ab.)

Zweite Scene.

(Kreuzgang im Stifte zu Speyer. Der Bischof in seinem Ornate, von vielen Domherren umgeben, geht stolz einher. Heinrich steht mit Treuhold schüchtern an der Pforte.)

Bischof (zu einem Domherrn). Die heurige Jahreszeit verspricht eine reichliche Weinlese. Wenn er gedeiht, so lasse ich euch die Becher des Vespertrunks vergrößern.

Alle Domherren (mit tiefer Verbeugung). Deo gratias.

Bischof. Bruder Schaffner, sagt den Stiftsknechten, daß sie das Frohngesinde mit größerer Strenge zur Arbeit antreiben. Man muß diese Hunde in der Zucht erhalten. Der Vogt soll die Gebühren des Stiftes mit mehrerer Genauigkeit eintreiben, sonst werde ich ihn seines Dienstes entsetzen. (Einer von den Domherren verbeugt sich und geht ab. Der Bischof erblickt Heinrich.) Was wollen die Leute dort? Vermuthlich ist's wieder ein lumpiges Bettelgesindel. Man muß den Thorwächtern

gebieten, dergleichen ſchlechtes Gepack von den Pforten wegzupeitſchen.

Heinrich (naht ſich ſchüchtern). Gott zum Gruß, ehrwürdiger Abt.

Biſchof (düſter). Was verlangt ihr, Fremdlinge?

Heinrich. Eine Gnade, frommer Biſchof. Ich bitte euch, nehmt uns auf in eurem Stifte. Wir wollen euch dienen. Ich habe einſt den Wiſſenſchaften obgelegen und kann noch im Chore beten und ſingen.

Biſchof. Welch' eine vermeſſene Bitte! Wer ſeid ihr, daß ihr euch erfrecht, ein ſo kühnes Geſuch zu wagen?

Heinrich. Wie? kennt ihr mich nicht mehr? — Iſt mein Name auch in Speyer ſchon vergeſſen? — O fragt die prächtigen Kirchen und Thürme dieſer Stadt! — fragt ſelbſt dieſe Wände, die euch umgeben! — Sie werden euch laut meinen Namen zurufen! ..... Biſchof! Du warſt einſt mein Freund, haſt mir bei deinem Prieſterthume ewige Treue und Freundſchaft geſchworen. Ich habe dich und deine Stadt mit Gütern bereichert — ach, habe nun auch Erbarmen mit mir, deinem Wohlthäter! Nimm mich auf in deinen Dom und gib mir nur eine geringe Pflege für mein kränkliches Alter, nur ein Plätzchen, wo ich mein graues Haupt zur Ruhe legen kann! Sieh', ich habe Reich und Hoffnung verloren. Die Feſſeln meines Sohnes haben meine Arme wund gerieben und dieſen alten Körper ſeiner letzten Kräfte beraubt. Um Gotteswillen, habe Mitleid! Erbarme dich des unglücklichen — verlaſſenen Heinrich, daß ſich einſt auch der Himmel deiner erbarmen möge! Nur eine einzige ſchlechte Zelle, täglich ein Stückchen Brot und einen Trunk friſches Waſſer iſt alles, was ich von dir verlange. Bei den Wunden des gekreuzigten Heilands, deſſen Prieſter du biſt, bitte ich dich, habe Mitleid, erfülle meine Bitte!

Bischof. Nein, bei der wunderthätigen Mutter des Herrn schwör' ich's, das werde ich nicht thun. — Wie? soll ich den Bannfluch unseres obersten Seelenhirten auch auf mich laden, der so schwer auf euch ruht? — Ihr seid ausgestoßen aus der Gemeinde der Gläubigen, weil ihr euch der höchsten Gewalt unserer allein selig machenden Kirche widersetztet und ihr die rechtmäßig ererbten Güter rauben wolltet. Der Fluch der ganzen Christenheit schwebt über euch. — Kein frommer Gläubiger darf sich eurer erbarmen. — Verdammt ist die Luft, die ihr athmet, verdammt die Quelle, die euch tränkt und verdammt die Speise, die euch nährt. — Flieht, flieht, Unglücklicher, aus dem Gebiete meines Bisthums, oder ich werde euch dem Rachesschwerte unserer heiligen Kirche und ihrer mächtigen Freunde überliefern! (Ab.)

Heinrich (aus einer stummen Betäubung erwachend). Allmächtige, gerechte und unbegreifliche Gottheit! Du siehst diesen grenzenlosen Frevel und brauchst deine Donner nicht, diese Ungeheuer zu zerschmettern? — Sind das deine Priester? — Priester eines Glaubens, dessen Grundfeste Sanftmuth und Liebe sein soll? — Nein, nein, das ist nicht Christus' Lehre! — Die Teufel der Hölle haben sich in seine Diener verwandelt, um seine heilige Religion mit unerhörten Schandthaten zu beflecken.

Treuhold. Kommt, gnädiger Herr, laßt uns fliehen aus diesem undankbaren Natternneste. Ich habe eine Mutter, die fern von hier in einem düsteren Walde eine kleine Hütte bewohnt. Dorthin will ich euch führen und die Arbeit meiner Hände soll euch ernähren.

Heinrich (fällt ihm um den Hals). Ja, ja, guter Treuhold, ich folge dir. Führe mich bis an das Ende der Welt, lasse Wurzeln und Kräuter meine einzige Speise, und Bären

und Wölfe meine einzigen Gesellschafter sein. Hinweg — hinweg von diesem verpesteten Wohnsitze des schwärzesten Undankes! — (Er will gehen, besinnt sich aber wieder, und sein Schmerz geht in Wehmuth über.) Treuhold! Was ist aus deinem Gebieter geworden? — Meine Kinder — meine Feinde haben nicht nur meine Krone gestohlen, diese Haare vor der Zeit gebleicht, sie haben selbst die Kräfte meiner Seele zerstört. Sieh', ich bin ein schwacher Mann geworden; kann mich noch nicht ganz losreißen von dem Glauben an die Menschheit, von der Hoffnung, unter meinen lieben ehemaligen Freunden, die ich mit Wohlthaten überhäufte, doch noch Einen zu finden, der mir auch im Unglücke dankbar die Hand reicht.

Treuhold. So laßt uns zu dem edlen Herzoge von Lothringen, der euch immer getreu blieb, oder zu Obert dem tugendhaften Bischof zu Lüttich ziehen.

Heinrich. Knappe! Ein Engel des Trostes, vom Himmel gesandt, legte diesen Rath in deinen Mund. Ja, zu dem frommen Obert will ich wandern, denn auf diesem Priester ruht der wahre Geist jenes göttlichen Lehrers der Duldung und der Liebe, der, leider, dieser Lehre wegen am Kreuze verschmachten mußte. — So sei denn dies mein letzter Versuch! Mißlingt auch der, dann, Treuhold, führe mich zu deiner Mutter in die tiefste Abgeschiedenheit von allen Menschen. Ich selbst will mir dort ein Grab bereiten. Deine Hand soll meine Augen zudrücken, wenn sie im Tod gebrochen sind. Die Bestien des Waldes sollen mir einen Grabgesang heulen, und keinem Weibgebornen sollst du es vertrauen, wo du die Gebeine des unglücklichen Heinrich verscharrtest, des Helden, der in zwei und sechzig Schlachten siegte und Deutschland sechs und vierzig Jahre beherrschte. (Beide ab.)

Theodorich der Zweite, Herzog zu Lothringen, einer der würdigsten Ahnherren des jetzigen österreichischen Kaiserhauses, und jener Bischof zu Lüttich hatten Edelsinn genug, ihrem Kaiser auch im Unglücke die Treue zu erproben, die sie ihm einst im Glücke zugeschworen hatten. Heinrich fand eine herzliche Aufnahme bei dem ersteren; doch das Waffengerassel und die Händel der Welt waren ihm ekel geworden, sie trieben ihn bald zu dem letzteren. Dort bei Obert fand der gekrönte Bettler endlich ein ruhiges Plätzchen zur Vollendung seiner irdischen Wanderschaft. Er verschied lebenssatt in den Armen seines gesalbten Freundes, der ihm, obgleich noch mit dem päpstlichen Bannfluche belegt, im Tode den letzten Trost der Religion nicht versagte. Viele Verfolgung mußte der fromme Bischof ob dieser Erfüllung seiner höheren Priester- und Menschenpflicht erdulden, man wollte ihm sogar seinen geistlichen Hirtenstab rauben. Obert ließ den unglücklichsten aller deutschen Kaiser, dessen ganzes Leben eine Kette wunderbarer, wirklich romantischer Schicksale war, in dem Münster St. Lambrecht zu Lüttich begraben, allein der Papst und der junge Kaiser, Heinrichs verführter Sohn, nöthigten ihn, den Leichnam wieder auszugraben und auf einen ungeweihten Platz setzen zu lassen. Später mußte der todte Heinrich eine Aufnahme an eben dem Orte finden, wo man sie ihm lebend versagte. Unbegraben lag er fünf Jahre lang in der St. Afracapelle zu Speyer bis ihn endlich Papst Paschal vom Banne lossprach und er im Jahre 1211 in der dortigen Kaisergruft eine geweihte Ruhestätte fand.

Die Inquisition in Deutschland.

Erste Scene.

Reichstag zu Frankfurt im Jahre 1234.

(König Heinrich, Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten, sitzt auf dem Throne, von vielen deutschen Fürsten, Bischöfen und Aebten in zwei Reihen zur Rechten und Linken umgeben. Nach einer feierlichen Pause erhebt er seine Stimme und spricht zu den Anwesenden.)

Heinrich. Edle, hochansehnliche, erhabene Fürstenversammlung! Ihr, Deutschlands feste, würdige Stützen, die ihr jetzt meinen Thron umgebt, um sich mit mir über die Wohlfahrt unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes zu berathen. Laßt uns nun mit leidenschaftsloser Eintracht dieses so wichtige Geschäft beginnen. Weisheit sei unsere Gefährtin, strenge Unparteilichkeit unsere Leiterin. Die ewige Vorsicht hat das Schicksal von Millionen deutscher Bürger unseren Händen anvertraut; groß wird also die Rechenschaft sein, die wir einst am Tage des Weltgerichtes dem König aller Könige werden zu leisten haben. Blind sei unser Auge, taub sei also unser Ohr den täuschenden Lockungen der Ungerechtigkeit. Kein Eigennutz, keine niedrige Leidenschaft beflecke den Spiegel unseres reinen Gewissens und ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse soll nur die gerechte Sache unseren vollen Schutz genießen. — Nun denn, im Namen des Herrn, Herolde, verrichtet

euer Amt und verkündet unter Trompetenschall den Anfang unseres hohen Fürstengerichtes.

(Die Herolde in ihren Prunkgewändern eilen auf die Altane und vollziehen den Befehl. Bald hernach treten Heinrich Graf von Seyn und Marquard Graf von Solms mit vielen Gefährten geistlichen und weltlichen Standes ein. Etwas später erscheint auch Conrad von Marburg, der Großinquisitor Deutschlands, mit vielem Prunke und einem zahlreichen Gefolge.)

Heinrich (nach einer Pause). Was sucht ihr hier an meines Thrones Stufen?

Seyn. Gerechtigkeit.

Heinrich. Die euch werden soll. — Wer seid ihr?

Seyn. Ich bin Heinrich Graf von Seyn.

Solms. Ich Marquard Graf von Solms.

Heinrich. Habt ihr eine Klage?

Beide. Wir klagen.

Heinrich. Gegen wen?

Seyn. Gegen Conrad von Marburg, den von Rom gesandten Inquisitor, der sich erkühnt, auf den Gefilden unseres Vaterlandes einen neuen Richterstuhl zu erbauen, der uns freie Deutsche jedes Standes grausamer denn die Saracenen Christensklaven behandelt, der ganze Schaaren unserer Mitbürger schuldlos verurtheilt, sie überliefert einem schrecklichen, schmachvollen Flammentode.

Conrad. Du lügst, schamloser Verleumder!

Seyn (mit Fassung). Dankt es eurem Stande, dankt es dieser erhabenen Fürstenversammlung, daß der Ritter und freie Reichsgraf euch diesen Schimpf nicht mit dem Schwerte vergelte. Ha, wenn ich lüge, so lügen auch die Augen aller jener Tausende, die auf deutschen Fluren eure offenbaren Gräuelthaten beschauen, so lügen auch jene zahllosen Scheiterhaufen, welche, von euch entbrannt, ringsumher gräßlich zu den Wolken emporlodern, jene Hügel eingeäscherter Menschen-

gebeine, jenes herzzermalmende Gewimmer der Unglücklichen, die ihr täglich zur Mordstätte schleppt.

Conrad. Die Pflichten meines heiligen Amtes gebieten mir, gegen das Nattergezücht von Ketzern, Zauberern und Ungläubigen eine ebenso nöthige als heilsame Strenge zu beobachten; aber wer erfrecht sich zu behaupten, daß ich jemals Schuldlose verurtheilte?

Seyn. Ich, Heinrich von Seyn.

Solms. Ich, Marquard von Solms, behaupte dies.

Seyn. Wir — wir selbst haben eure Ungerechtigkeit erfahren. Auch uns habt ihr vor euren despotischen Richterstuhl gefordert, auch uns schuldlos verurtheilt. — Und jetzt, gnädigster König, und ihr, gerechte Fürsten Deutschlands, jetzt verlangen wir Vernichtung des über uns ungerecht gesprochenen Urtheils, die Wiedererstattung unserer gekränkten Ehre.

Conrad. Verwegene! zu welcher kühnen Forderung erdreistet ihr euch? Ich unterstehe zwar diesem weltlichen Gerichte nicht, doch meine gerechte Sache scheut keinen Richter. — Wart ihr nicht selbst eures Verbrechens geständig?

Solms. Leider mußten wir es sein. Welches andere Rettungsmittel blieb uns übrig, euren Mörderklauen uns zu entreißen und einem grausamen Flammentode zu entgehen?

Seyn. Erzwungen ward jenes Geständniß, wir widerrufen es hier auf das feierlichste. O über eure schändliche, barbarische, nie erhörte Gerechtigkeitspflege! Abwesende verurtheilt ihr ungehört, und jeder Unglückliche, den ihr zum Gegenstande eurer Verfolgung erkiest, hat — sei er auch unschuldig wie ein Engel des Lichts — keine Wahl, als durch das Geständniß eines nie begangenen Verbrechens den Flammentod in eine entehrende öffentliche Buße zu verwandeln,

oder aber bei standhafter Behauptung seiner Unschuld rettungslos dem Scheiterhaufen zuzuwandeln.

Conrad. Sieben vollgiltige Zeugen waren es, welche euch Beide vor meinem heiligen Gerichte ketzerischer Grundsätze beschuldigten.

Solms. Und wir können mehr als siebenmal bezeugen, daß sie gelogen haben. — Wer sind sie, eure Zeugen? Sind es redliche, Wahrheit liebende, standhafte Männer? Sind sie uns ebenbürtig?

Conrad. Mein erhabenes Gericht kennt eure Rittergesetze nicht, ihm genügt das Zeugniß jedes frommen Rechtgläubigen.

Seyn. Ja, leider wissen wir dies, leider sind euch oft Gauner, Diebe, Leibeigene, Troßbuben und Hurensöhne als Zeugen willkommen.

Conrad. Unser Amt erlaubt keine Rücksicht auf den Unterschied des Standes. Auch solche Menschengattungen können zur Erhaltung der reinen Lehre beitragen, wofern ihre Glaubensgrundsätze kein Makel befleckt.

Solms. Abscheulich! Wo ist mehr in Deutschland Sicherheit zu finden, wenn das Schicksal jedes rechtlichen Mannes den Händen solcher Schandbuben, solcher Auswürflinge der Menschheit anvertraut ist?

Seyn. Nach alter geheiligter Sitte stünde es zwar in unserer Macht, eure aus der Hefe des Pöbels zusammengerafften, uns unbekannte Zeugen als ungiltig zu verwerfen, aber gestützt auf das Bewußtsein unserer Unschuld nehmen wir sie an, wenn sie hier erscheinen und ihre Aussage gegen uns vor diesem hohen Gerichte, nach einer neuen strengen Prüfung, eidlich wiederholen.

Heinrich. Conrad von Marburg! Die Forderung des Grafen von Seyn ist billig; laßt eure Zeugen erscheinen.

Conrad. Sie harren im Vorſaale. (Er gibt einem ſeiner Diener einen Wink; dieſer entfernt ſich und bald hernach treten ſieben Männer in armſeligem Anzug, blaß und zitternd ein.)

Heinrich (mit hohem Ernſt). Tretet vor! (Sie gehen furchtſam einige Schritte vorwärts und drängen ſich feſt aneinander.) Wißt ihr, wo ihr euch befindet?

Mehrere. Ach ja, Eure Majeſtät.

Heinrich. So redet die Wahrheit, vor Gott, eurem König und dieſer hohen Fürſtenverſammlung. — Sprecht, wer ſind dieſe Männer hier? (Auf die beiden Grafen zeigend.)

Conrad. Nun, was zaudert ihr? Ihr wißt ja, daß es die Grafen von Seyn und von Solms ſind.

Alle. Sie ſind's! ſie ſind's!

Heinrich. Seit wie lange kennt ihr ſie?

Einer. Seit dem hohen Oſterfeſte.

Ein Anderer. Als ſie mit abgeſchorenen Haaren öffentliche Kirchenbuße thun mußten.

Heinrich. Und ehevor kanntet ihr ſie nicht?

Alle. Nein.

Conrad. Furchtſame Memmen, was faſelt ihr da?

Heinrich. Conrad, ich befehle euch zu ſchweigen. — Sind das alſo jene Grafen von Seyn und von Solms, gegen die ihr vor dem Inquiſitionsgerichte als Zeugen aufgetreten ſeid?

Einer (ſtockend). Ja.

Heinrich. Warum geſchah dies?

Einer. Weil uns dieſer fromme, hochwürdige Herr hier ſagte, ſie wären Ketzer, gar abſcheuliche Ketzer.

Ein Zweiter. Nicht nur Ketzer, ſondern auch Ungläubige.

Ein Dritter. Sie erkühnten ſich ſogar, das heilige Inquiſitionsgericht zu verſchreien und ſeine Gerechtſame zu beſtreiten.

Ein Vierter. Und man könne sich, sagte der Hochwürdige, das ewige Seelenheil, vollkommenen Ablaß aller Sünden damit erwerben, gegen solche verruchte Menschen Zeugenschaft zu geben.

Heinrich. Also ihr selbst kanntet diese Männer nicht? Hattet auch keine Kenntniß von ihrem Lebenswandel?

Viele. Nein, sonst nicht.

Heinrich. Und dennoch gabt ihr Zeugenschaft gegen sie? Elende, wißt ihr die Strafe des Meineids?

Alle (fallen auf die Knie). Gnade! Gnade! Barmherzigkeit mit uns armen unglücklichen Leuten!

Heinrich. Geht. Eure blödsinnige Unwissenheit entzieht euch für diesmal der verdienten Strafe, erkühnt ihr euch aber noch einmal, eine solche Unthat zu begehen, so sollt ihr es mit dem Leben bezahlen.

Alle. Nein, nein! Nimmermehr!

Einer (zu Conrad). Hochwürdiger Herr, wir dienen euch nicht mehr. Seht euch nach anderen Füchsen um, die sich prellen lassen, uns erhascht ihr nimmer. (Sie gehen ab.)

Conrad (halblaut). Feiges Gesindel!

Heinrich. Ihr Grafen von Seyn und von Solms, habt ihr Bürgen eurer Unschuld?

Seyn. Hier stehen sie (auf seine Geleitschaft zeigend). Acht Bischöfe, zwölf Aebte, fünfzehn Priester, mehr denn fünfzig Ritter und Edle sind bereit, die Reinheit unseres Glaubens und Wandels zu beschwören.

Alle. Wir schwören! wir schwören!

Heinrich. Edle, hier versammelte Fürsten! Ich achte diese zwei Grafen für schuldlos, und wer mit mir gleicher Gesinnung ist, der hebe zum Zeichen der Beistimmung die Hand empor; wer jedoch einer anderen Meinung ist, verlange

das Wort und sage seine Gründe. (Alle stehen auf und erheben ihre Hände.)

Heinrich (nach einer Pause). So erkläre ich hiermit euch, Heinrich Graf von Seyn, und euch, Marquard Graf von Solms für unschuldig, vernichte das ungerechte Urtheil des heiligen Gerichtes, und befehle, daß dieser Schluß durch ganz Deutschland zur Ehrenrettung der beiden Grafen verkündet werde. (Alle Anwesenden, außer Conrad und seinem Anhange, rufen laut): Es lebe Heinrich, der König der Deutschen: Es leben die edlen Hohenstauffen! Es lebe die deutsche Freiheit!

Conrad. Ich verwerfe diesen willkürlichen Richterspruch und appellire an den römischen Stuhl.

Heinrich. Dieses Gericht, dem Könige gehorchen, erkennt keinen höheren Richter, als den, welcher über den Sternen thront.

Conrad. Und dessen Statthalter in Rom, der mich sandte, über Könige und Fürsten, seine Diener, zu wachen.

(Graf Conrad von Hohenstadt, Kurfürst von Cöln, erhebt sich von seinem Sitze und spricht:)

Gnädigster König, ich bitte um das Wort.

Heinrich. Es sei euch gewährt.

Kurfürst. Conrad von Marburg, ihr überschreitet eure Vollmacht. Euer Auftrag ist, auf die Reinheit des Glaubens in Deutschland zu wachen, nicht aber unter der Hülle eures Amtes, Ungerechtigkeiten zu begehen und Tausende schuldlose Menschen dem Flammentode zu opfern. Laßt ab von diesem gräßlichen Mißbrauch eurer Sendung, oder Deutschlands ganze Priesterschaft wird als euer Gegner auftreten.

Conrad. Wie? tragt ihr nicht auch das Gewand meines Standes? Kann ein Gesalbter des Herrn, kann einer der ersten Erzbischöfe Deutschlands diese Sprache führen?

Kurfürst. Ich bin der Gesalbte eines göttlichen Glaubensstifters, der noch auf dem Kreuze seinen Feinden verzieh, dessen Wandel und Lehre uns ein erhabenes Bild der Sanftmuth, Güte und Menschlichkeit darstellt. Die Menschen zu belehren und zu bessern, sie mit sanfter Hand auf dem Wege der Ueberzeugung zu dem wahren Christenthume zu leiten, sie durch unser Beispiel zur Nächstenliebe, zum Gehorsam gegen den Staat, zu einem tugendhaften Leben anzueifern, dies ist des Priesters erhabene Bestimmung. Die deutsche Priesterschaft bedarf eures fremden Gerichtes nicht, die Reinheit der Lehre des großen Menschenerlösers zu erhalten, der zuerst den Grundsatz aufstellte: man müsse selbst seine Feinde lieben. Treu hängen die Deutschen an dem Glauben, wie an den Sitten ihrer Väter, und sie beweisen dies durch ihre Thaten. Seht diese edle Fürstenversammlung, viele aus ihnen sind mit Wunden bedeckt, die sie sich auf Asiens Gefilden, im Kampfe für des Erlösers Grab erwarben. Kein Edelgeschlecht besteht in Deutschland, dessen Blut nicht schon in diesem heiligen Kampfe geflossen ist.

Conrad. Diese Sprache tönt erbaulich aus dem Munde eines Fürsten, der das Haupt eines Blutgerichtes ist, welches auf rother Erde seinen Hauptsitz hat, gehüllt in die Schatten der Mitternacht seine Sitzungen hält, und dessen Dolche durch ganz Deutschland Schrecken verbreiten.

Kurfürst. Dankt es eurem Stande, daß diese Dolche nicht schon euer Herz gefunden haben. Streng ist das Gericht der heiligen Vehme, aber gerecht. Den mächtigen Bösewicht zu bestrafen, den die Gesetze des Landes nicht erreichen, ist seine erhabene Bestimmung. Wehe den Richtern der Vehme, die einen Unschuldigen verurtheilen, ein schrecklicher Tod erwartet sie! Wenn der große Karl die Aufsicht über diese

geheimen Gerichte den Erzbischöfen von Cöln zur Pflicht machte, so wollte er nicht, daß sie ihre geweihten Hände mit Blut beflecken, sondern daß sie wachsam sind, damit kein unschuldiges Blut vergossen werde.

Conrad. Wir danken dem großen Karl, daß er uns dieses Vorbild gab. Der Herr, der mich sandte, hat auch euch zu gebieten. Alle Könige Europas müssen seinen Befehlen gehorchen, und nur ihm allein bin ich für meine Handlungen verantwortlich. (Er entfernt sich mit seinem Gefolge.)

Heinrich. Ein harter, trotziger Mann!

Solms. Ein Ungeheuer, möchte ich sagen.

Seyn. Gnädiger König und Herr, und ihr, hohe versammelte Fürsten, wir danken euch mit dem Gefühle der tiefsten Ehrfurcht für das gerechte Urtheil. Gerettet ist unsere Ehre, abgewaschen der häßliche Schandflecken, mit dem jener Söldner unsere Namen zu besudeln die Absicht hatte. — Verzeiht, daß ich mich erkühne, noch einmal meine klagende Stimme zu erheben. Doch nicht mehr zu meinem Behuf — für das Vaterland, für die unterdrückte Menschheit ertönt sie jetzt zu euren Ohren. Schon seit drei Jahren schmachtet Deutschland unter dem Sklavenjoche dieses schrecklichen Mannes und seiner gedungenen Henkersknechte. Ueberall, wohin euer Auge sich wendet, lodern Scheiterhaufen prasselnd zu den Sternen auf — tönt das Gewimmer der Unglücklichen euch entgegen, die man zum Flammentode schleppt. Fürsten Deutschlands, könnt ihr das dulden? — Bei der Gerechtigkeit des ewigen, allwissenden Richters, im Namen der unterdrückten Menschheit fordere ich euch auf, befreit uns von diesem Gerichte, rettet das Vaterland von dieser schmachvollen Geißel.

Heinrich. Graf von Seyn, mit blutendem Herzen muß ich euch bekennen, daß es nicht in unserer Macht steht, eure

Bitte zu erfüllen. Ihr werdet aus unseren Verhältnissen die Gründe leicht errathen.

Seyn. Leider errathe ich sie. — Wohl, so wird es noch Männer in Deutschland geben, die Patriotismus genug besitzen, sich für das Vaterland zu opfern. (Er und Solms beugen ihre Knie und gehen mit ihrem Gefolge ab.)

Zweite Scene.

Herberge zu Frankfurt.

(Die Grafen von Seyn, von Solms, von Manterscheid und von Seinsheim sitzen mit mehreren Rittern und Waffenbrüdern um einen Tisch herum und zechen.)

Seinsheim. Noch einmal, edle Freunde und Waffenbrüder, wünschen wir aus ganzer Herzensfülle euch Glück zum errungenen Siege gegen den Inquisitor.

Solms. Ein Sieg, schöner denn alle, die wir jemals mit unseren guten Klingen erfochten.

Seyn. Triumphirt nicht zu vorschnell, denn noch ist er kaum zur Hälfte erkämpft. Könnt ihr lesen im Buche der Zukunft? Gibt es Sicherheit auf deutscher Erde, so lange jener Unhold ungestraft darauf wüthen darf?

Manterscheid. Ist es denn volle Unmöglichkeit, seinem Unwesen Schranken zu setzen?

Solms. Ihr hörtet ja, was König Heinrich sagte.

Seyn. Kaiser Friedrich der Zweite und seine Fürsten bewilligten aus Sehnsucht nach Ruhe die Einführung der Inquisition in Deutschland. Nun sehen sie zwar ihre Schwachheit ein, allein sie vermögen nichts mehr dagegen, sie fürchten den römischen Donner.

Solms. Wir wären also das Versöhnungsopfer zwischen Friedrich und Gregor dem Neunten.

Seinsheim. Warum aber ruhen die Dolche der heiligen Vehme, die doch sonst keine Frevelthat ungeahndet läßt.

Seyn. Weil auch ihre Gerichtsbarkeit sich nur über Laien erstreckt. Hast du den Kurfürsten von Cöln nicht verstanden, der sich doch so deutlich aussprach?

Manterscheid. So gibt es keine Arme mehr in Deutschland —?

Seyn. Wohl gäbe es deren genug, aber feige Zaghaftigkeit hat sie gelähmt. — (Man hört Glockengeläute und Posaunenschall.)

Solms. Was bedeutet dies? (Alle springen auf und eilen an die Fenster.)

Seyn. Seht, Brüder, seht ihr dort?

Alle. Entsetzlich! Abscheulich!

Seinsheim. O die Unersättlichen!

Solms. Schon wieder neue Schlachtopfer!

Manterscheid. Es sind der Unglücklichen mehr denn fünfzig.

Seyn (grimmig). Ha, wie er dasteht, der dumme Pöbel, kalt und fühllos, wie die steinernen Bildsäulen auf den Kirchhöfen! — Staunt nur, gafft nur, bald kommt die Reihe auch an euch. — Enkel Hermanns, wie tief seid ihr gesunken!

Solms. Ha! und die Scene dort? Seht, Brüder, seht!

Seinsheim. Ein Weib mit zerrissenen Kleidern und wild fliegenden Haaren stürzt sich dem Zuge nach.

Manterscheid. Verzweiflung zuckt in allen Muskeln ihres verzerrten Gesichtes.

Seinsheim. Jetzt — jetzt stürzt sie sich einem der Verurtheilten an den Hals — die Kinder umklammern seine Knie — vermuthlich der Gatte und Vater.

Manterscheid. Hu, Gott, welch' ein Anblick! — Jetzt eilen die Henkersknechte hinzu — sie reißen die Unglücklichen auseinander. — — Wie sie sich sträubt — wie sie ringt — wie die armen Kinder an sein Todtengewand sich anklammern —!

Solms. Ach, nun sind sie getrennt, sie schleppen ihn fort.

Seyn. Allsehende Gottheit, gibt es keinen Donner mehr, diesen Gräuel zu rächen? (Er wirft so grimmig das Fenster zu, daß die Flügel desselben klirrend ertönen und geht mit weiten Schritten zähneknirschend und mit feuersprühenden Augen auf und ab.)

Seinsheim. Wieder ein neuer Auftritt. Eine weibliche Gestalt läuft athemlos —

Manterscheid. Auf uns zu. — Sie winkt uns!

Solms. Sie stürzt in das Haus herein.

Seyn (halblaut für sich). Nein, nicht länger halt ich's aus. Und sollten auch diese Knochen auf dem Schindanger vermodern, ich will — mein Genius ruft — ich muß. — (Ein schönes achtzehnjähriges Mädchen springt hastig herein. Seyn fährt bei ihrem Anblicke erschrocken zurück.) Maria!

Solms. Maria von Leiningen, seid uns willkommen!

Die Uebrigen. Willkommen, willkommen, edles Fräulein!

Seyn. Sprich, welche Veranlassung führt dich hierher? So allein — ohne Geleitschaft? Wo dein Vater?

Maria. Im Kerker.

Seyn. Wie?

Maria. Im Kerker der Inquisition. (Alle Ritter fahren zusammen.)

Seyn. Gott, auch er — auch er?

Alle Ritter. Unser Vater, unser Freund, unser Waffenbruder! Auch er?

Seyn. Dieſer fromme biedere Greis? Ich faſſe den Gedanken nicht. Sprich, wie ging das zu?

Maria. Ein Kundſchafter jenes Gerichtes ſchlich ſich unter der Maske eines bettelnden Eremiten in unſere Burg ein. Mein gutherziger Vater gab ihm Speiſe und Obdach. Aber der ſchamloſe Heuchler lohnte mit ſchändlichem Undank. In der dritten Nacht ſeines Aufenthaltes ſchlich er ſich in meine Schlafkammer und wollte von mir mit Gewalt — — Ich ſchrie; mein Vater eilte herbei und ſtieß in der erſten Aufwallung ſeines Zornes dem Verletzer des Gaſtrechtes den Dolch in die Kehle. Zwei Tage nachher ward der unglückliche Greis vor die Inquiſition gefordert.

Alle Ritter. Entſetzlich!

Seyn. Ha, das Maß iſt voll, die Schale der Wage ſinkt!

Maria. Heinrich, du mein Geliebter, mir beſtimmt zum Gemahl, und ihr, edle Ritter, deren heiligſte Pflicht es iſt, unterdrückte Unſchuld, Weiber, Witwen und Waiſen zu ſchützen, ich beſchwöre euch bei dem Throne des Allvergelters, bei eurer geheiligten Pflicht, bei Allem, was euch theuer iſt hiernieden — erbarmt euch eines hilfloſen Mädchens, rettet meinen Vater! (Sie liegt auf den Knien, weinend die Hände ringend.)

Seyn (mit feierlicher Entſchloſſenheit). Stehe auf, Maria! (Er hebt ſie empor und umſchlingt ſie mit ſeinen Armen.) Mit dieſem Kuſſe beſiegle ich den Schwur: Ich rette deinen Vater und — (drückt einen Kuß auf ihre Stirn).

Maria (fällt ihm um den Hals). Heinrich, mein Erwählter!

Seyn. Deutſche Männer, Freunde und Waffenbrüder, habt ihr Muth, mit mir eine kühne That zu unternehmen?

Alle Ritter. Ja, ja.

Seinsheim. Zweifelſt du?

Seyn. Weil es kein Wageſtück nach gewöhnlicher Ritterſitte iſt.

Solms. Verlange, ich folge dir in die Hölle.

Alle. Wir folgen dir — wir folgen dir!

Seyn. Wohlan, Freunde, ſo laßt uns einen Streich vollziehen, wodurch wir uns ewigen Nachruhm, den Segen der Zeitgenoſſen und der ſpäteſten Enkel erwerben.

Manterſcheid. Und der wäre?

Seyn. Vertilgung der Inquiſition. — Ihr ſtaunt? — erblaßt? — Enkel Hermanns, der einſt die Römer ſchlug! Römer und Griechen hatten Patrioten, die freudig ihr Leben für das Vaterland opferten; ſoll Deutſchland, unſer Vaterland, keine Helden dieſer Art erzeugen? So hört denn meinen unwandelbaren Entſchluß: Wenn ihr auch alle mich verließet, ſo ſtünde ich noch allein als Deutſchlands Brutus da —

Alle Ritter. Nein, keiner weicht von dir.

Solms. Sprich, wie deinen Zweck erreichen?

Seyn. Frage nicht um das Wie. Heute beim Schlage der Mitternachtſtunde entdecke ich euch meinen Plan. — Alſo — ihr ſeid entſchloſſen?

Alle. Ja, mit dir in den Tod.

Seyn. So laßt uns ihn ſchließen, den Todesbund. (Er nimmt einen Becher mit Wein, ritzt mit ſeinem Dolche ſeinen linken Arm und läßt einige Blutstropfen hinein träufeln. Der Becher geht umher, jeder Ritter thut ſchweigend ein Gleiches. Endlich kommt er wieder in des Grafen Hände zurück, der ihn feierlich empor hebt.) So wie in dieſem Becher unſer Blut ſich einigt, ſo innig ſei auch unſer Schickſal aneinander gekettet. Brüder, ich ſchwöre bei dieſem Blute, Habe und Leben zu opfern für's Vaterland! (Er trinkt.)

Alle. Habe und Leben für's Vaterland! (Der Becher geht umher; jeder trinkt und wiederholt diese Worte.)

Seyn. Jetzt, Freunde, bestellt eure Geschäfte. Eine Stunde von hier, an der Heerstraße, die gegen Marburg führt, liegt ein dichtes Eichenwäldchen; dort erwarte ich euch um Mitternacht.

Alle. Wir kommen — wir kommen.

Seyn. Dich, Maria, geleite ich jetzt zu einem sicheren Nonnenkloster, wo du den Ausgang unserer Unternehmung abwarten sollst. Begünstigt uns die ewige Vorsicht, so bringen wir morgen den Vater in deine Arme zurück.

Maria. Gott segne euer Vorhaben! (Alle ab.)

Dritte Scene.

(Waldige Gegend außer Frankfurt, durch welche die Heerstraße sich schlängelt. Die Morgendämmerung schwindet allgemach. Conrad von Marburg mit seinem Geheimschreiber, nebst einigen Dienern, kommen gemächlich daher geritten.)

Geheimschreiber. Seht dort, ehrwürdiger Herr, wie die Morgenröthe den östlichen Himmel so prachtvoll mit Gold und Purpur malt. Es gibt doch kein schöneres Schauspiel, als der hehre Anblick des majestätischen Sonnenaufganges gewährt.

Conrad. Doch kenne ich noch ein herrlicheres; das ist, wenn unseres heiligen Gerichtes hoch auflodernde Flammen an den Wolken des Himmels durch den rothen Widerschein eine neue Morgenröthe bilden.

Geheimschreiber. Allerdings gewährt auch diese Scene einen prachtvollen Anblick, wenn nur nicht das Gewimmer der Brennenden und das Jammergeschrei ihrer Angehörigen für mich — ich kann die Gefühle nicht unterdrücken — so etwas Widriges hätten.

Conrad. Gerade dies erhöht, vollendet die Pracht des Spectakels. Harmonien sind derlei Töne meinem Ohre. Jüngling, wann wirst du dich endlich der menschlichen Schwächen entledigen?

Geheimschreiber. Verzeiht, noch gelang es mir nicht so ganz die Stimme meines Herzens zu unterdrücken.

Conrad. Desto eifriger soll dein Bestreben sein, dich zur erforderlichen Seelengröße empor zu schwingen. Abgerissen von allen Banden der Menschheit, Natur und Verwandtschaft, welche sonst die schwachen Sterblichen fesseln, sei dein ganzes Dasein einzig deinem hohen Berufe geweiht. Mitleid ist ein Vergehen für den strengen Richter, Menschlichkeit eine Seelenschwäche, wenn dein Amt dich zur heilsamen Gefühllosigkeit auffordert.

Geheimschreiber. Wohl ist sie nöthig die Strenge, unser heiliges Gericht in voller Wirksamkeit zu erhalten, sonst würden sich bald mehrere erfrechen, dem Beispiele jener zwei vermessenen Grafen zu folgen.

Conrad. Ha, diese Tollkühnen! Aber sie sollen ihrem Schicksale gewiß nicht entrinnen. Bis in des Todes Hallen wird sie meine Rache verfolgen. Nicht ruhen will ich, bis ich sie wieder erhasche. Weiden wird sich dann mein Auge an ihren verrenkten Gliedern, und bei jedem Ach, das ihren Lippen entfährt, will ich ihnen zudonnern: So rächt sich Conrad von Marburg!

Geheimschreiber. Sie verdienen diese gerechte Vergeltung. Unbegreiflich ist es, wie König Heinrich nebst den Fürsten unser heiliges Gericht zu Gunsten jener Vermessenen einer so öffentlichen Entehrung preisgeben konnten?

Conrad. Ist dieser Heinrich nicht auch ein Hohenstauffen? War nicht eine seiner Ahnfrauen die Tochter jenes

vierten Heinrichs, der sich zuerst erkühnte, die verjährten, geheiligten Rechte der Theokratie zu bekämpfen? Sein Geist, seine Grundsätze leben noch fort in diesem schwäbischen Geschlechte, welches er aus der Niedrigkeit empor hob. Darum soll sie stürzen die Eiche Hohenstauffen und in ihrem Falle alle Ghibellinen mit zu Boden reißen. Was der siebente Gregor nicht ganz zu Stande brachte wird der Neunte vollenden, und unsere Pflicht ist es, zur Erreichung dieses hohen Zweckes mitzuwirken.

Geheimschreiber. Es wird schwer sein, einen Baum zu Boden zu bringen, der in allen Herzen der Deutschen seine Wurzeln hat. (Unter diesen Gesprächen nahen sie sich dem Walde immer mehr. Plötzlich sprengt ein Haufe vermummter Reiter aus demselben hervor und umringt sie.)

Conrad (erschrocken). Wer seid ihr? Was wollt ihr?

Ein Reiter. Wir sind arme Reisende und bitten um euren Segen, frommer Mann.

Conrad. Reisende, und übernachtet in Wäldern?

Reiter. Weil ein hoher Schwur uns verbindet, nicht eher über eine Schwelle zu treten, bis wir unser Gelübde erfüllt haben.

Conrad. Und dieses Gelübde?

Reiter. Ist — euch zu geleiten.

Conrad. Mich, mich? Kennt ihr mich?

Reiter. Wer sollte den weltberühmten Mann nicht kennen, vor dem ganz Deutschland zittert?

Conrad. Nur Zauberer, Ungläubige und Ketzer haben Ursache, vor mir zu zittern. — Doch zieht eures Weges, ich bedarf eurer Gesellschaft nicht.

Reiter. Ihr irrt euch.

Conrad (einfallend mit Stolz). Ich irre mich nicht. Mein Amt und meine hohe Würde geben mir der Sicherheit genug. — Geht.

Reiter. Nein, wir gehen nicht.

Conrad. Wie, Vermessene, ihr erkühnt euch?

Reiter (geschmeidig). Euch zu bitten, unsere Geleitschaft anzunehmen. Eure ebenso nöthige als heilsame Strenge vermehrt die Zahl eurer Feinde fast mit jeder Stunde.

Conrad. Diese elenden Würmer. Mit einem Fußtritte zerstampfe ich sie.

Reiter. Und doch — man kann nicht wissen — noch gibt es der Bösen viele in Deutschland, noch ist mancher Verruchte euren geweihten Flammen entronnen.

Conrad (zutraulich). Wäre es möglich? Ihr wüßtet welche? Könntet sie mir anzeigen?

Reiter. Allerdings.

Conrad (zutraulich). O so redet, redet!

Reiter. Wir kennen einen Mann, der in ganz Deutschland das Aergerniß aller wahren Rechtgläubigen ist, dessen schwarze Seele mehr denn tausend Menschenmorde belasten, dessen Hände sich täglich mit Christenblut besudeln, der den göttlichen Stifter unseres geheiligten Glaubens, welcher nur Güte, Liebe und Sanftmuth lehrte, als eine grimmige — Gott verzeihe mir's — als eine feindselige Gottheit den Gläubigen öffentlich darstellt.

Conrad. Wie, so ein Ungeheuer sollte meinen rastlosen Nachforschungen noch entgangen sein?

Reiter. Leider!

Conrad. O so nennt — nennt mir diesen Bösewicht.

Reiter. Ihr verlangt also wirklich den Namen dieses Bösewichts — wie ihr ihn selbst nennt — zu wissen?

Conrad. Ja, ja; wozu dieſes Zögern?

Reiter. So hört alſo: Dieſes Ungeheuer, dieſer Böſewicht heißt — Conrad von Marburg.

Conrad. Was?

Reiter. Soll ich's euch noch einmal wiederholen? — Er heißt: Conrad von Marburg. (Alle Reiter ſchlagen jetzt ihre Mäntel zurück).

Geheimſchreiber. O weh!

Conrad. Ha, Verruchte, jetzt erkenne ich euch.

Reiter. Alſo jetzt erſt erkennſt du in mir den Grafen von Seyn und in dieſen Männern hier ſeine Gefährten?

Conrad. Tollkühne, fort — verlaßt mich!

Seyn. Nein, noch nicht.

Alle Ritter. Nein, nein, nein!

Seyn. Wiſſe, Conrad, wir ſind jetzt hier, dich zu geleiten.

Conrad. Wohin?

Seyn. Ueber die Grenzen unſeres Vaterlandes, deſſen Geißel du biſt. Gehe zurück zu dem, der dich ſandte und ſage ihm, Hermanns Geiſt ſei noch nicht ganz von ſeinen Enkeln gewichen.

Conrad. Ha, Frevler, ihr zittert vor der Strafe nicht, die eurer harrt?

Seyn. Wir zittern? Komm', folge uns, und wenn du hold deinem Leben biſt, ſo erkühne dich nie wieder, mit deinem Fuße deutſche Erde zu berühren, die ſich ſchämt, daß du auf ihr geboren wurdeſt.

Conrad. Ich? mit euch? — Ich bleibe, und ſollte das Gewölbe des Himmels über mich einſtürzen, unter mir die Erde ſich öffnen, ich bleibe.

Seyn. Du mußt fort.

Conrad. Muß? — Zehnfach schrecklicher würde meine Wiederkunft sein, wenn ihr es wagtet, mich mit Gewalt hinweg zu schleppen.

Seyn (entschlossen). Jetzt sprachst du selbst dein Todesurtheil. Nun wohlan, so fahre zur Hölle, Scheusal der Menschheit! — Freunde, die Stunde der Vergeltung schlägt — das Vaterland ruft zur Rache. — (Alle Ritter zücken ihre Dolche.) Nieder mit dir! (Er stößt Conrad den Dolch in die Brust.)

Alle Ritter. Nieder — nieder mit ihm! (Sie durchbohren ihn vollends.)

Conrad (indem er sterbend vom Pferde sinkt.) Mörder! — Hilfe! — Rache! — Rache! (Er stirbt.)

Geheimschreiber (springt vom Rosse und fällt auf die Knie; ein Gleiches thun alle Uebrigen von Conrads Gefolge). Gnade, Barmherzigkeit mit uns Armen!

Seyn. Elende, ihr seid nicht würdig, mit eurem Schurkenblute unsere Dolche zu besudeln. Aber als Geisel sollt ihr uns dienen, schmachten in den Kerkern unserer Burgen bis der letzte Unglückliche eurer Ketten entledigt sein wird.

Geheimschreiber. Mitleid, ihr edlen Ritter, das geheime Siegel der Inquisition ist in meinen Händen; ich will euch Entlassungsbefehle für die Gefangenen ausfertigen.

Seyn. Gut. Um diesen Preis kannst du deine Freiheit sogleich erkaufen. (Zu den Rittern.) Waffenbrüder, seid ihr fest in eurem Entschlusse, nie mehr eine Inquisition auf deutschem Boden zu dulden?

Alle Ritter. Ja, wir sind es, ja, ja.

Seyn. Wohlan, so laßt uns schwören bei dem Blute dieses Geschlachteten: Ein gleiches Schicksal treffe Jeden, der es wagt, seine Bahn zu betreten und in unserem Vaterlande

jenes abscheuliche Gericht zu erneuern. Tod und Verderben über ihn! (Er zieht sein Schwert und berührt damit Conrads Leiche.)

Alle Ritter (thun ein Gleiches). Wir schwören!

Das Vaterland segnete seine kühnen Retter. Ungerügt blieb diese That. Die Inquisition schwand auf ewig aus Deutschlands Gefilden. Jetzt, wo auf allen Thronen und Kanzeln des christlichen Europa die humane Ueberzeugung herrscht, daß die Religion der Liebe ihre Göttlichkeit nur durch Sanftmuth und Duldung bewähren müsse, kann diese Scene aus der Geschichte des Mittelalters nur noch insoweit für uns ein Interesse haben, als sie uns zeigt, daß der deutsche Genius seinen Nacken nie in das Joch fremder Knechtschaft beugte.

Reiſeſkizzen aus Steiermark.

Das Mürzthal.

Graz, den 1. Mai 1813.

Sie verlangen von mir, geliebter Freund, einige hiſtoriſche Nachrichten und Ortsbeſchreibungen des Mürzthales, weil deſſen romantiſche Naturſchönheiten Sie auf Ihrer ſchnellen Reiſe von Graz nach Wien ſo gemüthlich anſprachen und es ihnen bekannt iſt, daß ich einſt in dieſem Thale meine Lebenswanderſchaft begann. — Mit einem wehmüthigen Vergnügen, umſchwebt von den ſüßen Erinnerungen an die längſt entflohenen, nie mehr wiederkehrenden Blüthentage meiner Jugend, befolge ich Ihre Aufforderung; nur bitte ich Sie, Ihre Erwartungen zu beſchränken, da ich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren jene heimiſchen Gefilde nicht mehr bewohne, ſie nur ſelten durchreiſe und daher nur zu demjenigen meine Zuflucht nehmen muß, was die Vergangenheit auf der Tafel meines Gedächtniſſes noch nicht verwiſchte. Zwar ſind es gerade die Erſcheinungen und Erfahrungen der Jugendjahre, die ſich ſo feſt, ſo tief in unſere Seele prägen, daß ſie uns gewöhnlich, ſelbſt durch das Greiſenalter, bis zum Grabe begleiten, allein dieſe Erinnerungen in ein liebliches Gewand der Sprache zu hüllen, die Welt unſeres inneren Ichs ebenſo lebendig und

warm wie sie im Busen lebt und webt auf das kalte Papier, auf die todte Leinwand hinzuzaubern — ach, diese seltene Gabe verleihen die Musen in höherem Grade nur wenigen ihrer auserwählten Lieblinge! Aus dem Herzen in den Kopf, und von hier bis in die Fingerspitzen, welche die Feder oder den Pinsel führen, ist ein so weiter Weg, daß — wie selbst die Geweihten der Kunst bekennen — darauf viel, oft sehr viel verloren geht. Verzeihen Sie daher, wenn meine Darstellungen für Ihre Erwartungen zu wenig Merkwürdiges haben sollten. Jeder Mensch hat seine eigenen Ansichten, und bei der Erinnerung an unsere Jugenderscheinungen haben oft Kleinigkeiten für uns ein hohes Interesse, welches wohl in einer fremden Brust schwer zu erwecken ist.

So nehmen wir denn, Freund, unsere Pilgerstäbe und treten ganz gemächlich die Wanderschaft von Graz bis auf den Semmering an; doch müssen wir dem Beispiele jenes Engländers folgen, der, um die Welt näher und besser kennen zu lernen, sie zu Fuß durchwandelte, obschon er reich genug gewesen wäre, seine weiten Ausflüge auf eine bequemere Art zu unternehmen. Eigentlich sollten wir unsere ideale Fußreise erst zu Bruck an der Mur beginnen, weil aber die Frühlingssonne so lieblich und mild auf uns niederstrahlt und die verjüngte Natur in ihrem Brautgewande uns so freundlich anlächelt, so wollen wir die Pilgerschaft gleich von hier aus unternehmen und, längs den Ufern der Mur hinschlendernd, uns über einige dem Auge sich darstellende Objecte freundschaftlich besprechen.

Endlich haben wir uns dem Geräusche der Stadt entwunden, wo ein rastloses Drängen und Ringen nach Brot und Vergnügen die Menschen wie Ameisen in ewiger Bewegung erhält und der Leidenschaften elektrische Kraft desto

mehr Funken sprüht je mehr Reibungen und Anstoßungen das nahe Zusammenwohnen der Menge verursacht. — Sehen Sie hier, Freund, das schöne Schloß Gösting mit seinem angenehmen Garten? Wie so seelenerquickend wäre es, zuweilen der Stadt hierher entfliehen zu können, sich hier den Musen zu weihen und Wollust zu saugen aus den heiligen Brüsten der Mutter Natur, vergessend die Welt und ihre Armseligkeiten alle, eingewiegt in süße, selige Träume eines besseren Götterlebens. — Ach, nur wenigen Sterblichen ward ein so glückliches Loos zu Theil, und die, denen die blinde Göttin es gewährte, haben selten das Zartgefühl, es zu genießen, zu würdigen. — Dort oben auf einer schroffen Felsenhöhe verkündigen uns die traurigen Ruinen der alten Burg Gösting die Vergänglichkeit aller Menschenwerke. Ein Jahrtausend ist auf dem Strome der Zeit dahingeflossen, seitdem ein kühner Geist den Entschluß faßte, sich hier einen Wohnsitz zu bauen. Der Erbauer gab diesem Schlosse seinen Namen und seine Nachkommen blühten durch vier Jahrhunderte unter den edelsten Geschlechtern der Steiermark. Das tragische Erlöschen dieses Heldenstammes hat uns Kumar (ein eifriger Forscher in der Vaterlandsgeschichte) rührend beschrieben. In der verfallenen Burgcapelle ruhen die Gebeine der unglücklichen Anna von Gösting, die, als ihr Geliebter im Kampfe um ihren Besitz von der Hand eines Nebenbuhlers fiel, sich jenseits von einer schwindelnden Höhe hinabstürzte, um in den Wogen der Mur auf ewig zu kühlen das brennende Weh ihres Herzens. Der Tochter schreckliches Ende gab auch dem ergrauten Vater den Tod, und er war der Letzte seines Stammes. Bald werden wir den leukadischen Fels erblicken, über den sich diese steiermärkische Sappho hinabstürzte und der noch jetzt der Jungfernsprung genannt wird. Ein späterer Besitzer dieser Burg, welcher

unter der Regierung Kaiser Ferdinands des Zweiten mit dem größeren Theile des Adels sich zu Luthers neuer Lehre wandte, mußte dieserwegen manche Verfolgung erdulden. Der fromme Kaiser, welcher vielleicht voraussah, daß diese Reformation die erste Veranlassung zu dem Verderben Deutschlands durch Gründung einer inneren, sich forterbenden Zwietracht geben werde, suchte ihre Verbreitung zu hemmen, und besonders trug er seinen Gewaltsträgern auf, die Religiosität des zum Lutherthum sich neigenden Adels scharf zu beobachten. Vorzüglich war es den Adeligen verboten, an Sonn- und Feiertagen die Messe zu versäumen und dafür die Zeit auf der Jagd zuzubringen; da nun jener Besitzer von Gösting überwiesen ward, an einem Sonntage einen Hirschen geschossen zu haben, so wurde er zu einer Strafe von hundert Ducaten verurtheilt, welche Summe für jene Zeiten sehr viel betrug. Als später der Kaiser nach Graz kam, ward allen Adeligen befohlen, in ihren theuersten Gewändern bei Hofe zu erscheinen. Der Monarch bemerkte an dem Besitzer von Gösting ein hirschledernes Beinkleid und sagte zürnend zu ihm: „Ihr habt meinen Befehl nicht erfüllt". Doch der Ritter erwiderte: „Ich habe ihn nicht verletzt, denn diese Beinkleider sind mein theuerstes Kleidungsstück, sie kosten mich hundert Ducaten". Bald nachher mußte derselbe mit vielen anderen Adeligen das Land der Religion wegen verlassen, und es war in der Steiermark besonders die Familie Eggenberg, deren feste Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, nicht nur mit der fürstlichen Würde, sondern auch mit den Gütern der Ausgewanderten belohnt ward.

Wie oft werden die Herren von Gösting und die Herren von Graz in den grauen Tagen der Vorzeit auf ihren hohen Burgen einander zu Ritterspielen und Prunkgelagen eingeladen,

oder durch Zeichen in Stunden der Noth um Hilfe angerufen haben! Schon lange war diese Burg Gösting ein Wohnsitz der Raben und Eulen, als noch ihre Nachbarin, sich erhebend über die Hauptstadt des Landes, stolz auf sie hinüber blickte. Endlich traf auch diese Beherrscherin des Landes ein gleiches Loos und nun rufen beide Ruinen einander zu: Alles hiernieden muß seinen Tag erleben! Alles Endliche muß früher oder später sich enden!

Durch das All der Schöpfung waltet
Der Natur geheime Kraft,
Die zerstöret und umstaltet,
Immer neue Formen schafft.

Eig'ne, wie der Menschen Werke,
Weiht sie der Vergänglichkeit;
Taucht sie, spottend ihrer Stärke,
Unter in den Strom der Zeit.

Diese Distel auf der Heide,
Jenes Schloß von Erz und Stein —
Früher später müssen beide
Der Zerstörung Opfer sein.

Schwacher Mensch, was frommt dein Streben,
Ihr zu trotzen, der Natur?
Aus dem Tode keimt das Leben,
Alles ist Verwandlung nur.

Den 2. Mai.

Weil wir gestern unsere Wanderschaft so spät begannen, mußten wir auch schon in dem Gasthause nahe an der Weinzettelbrücke, welches von den Grazern gerne besucht wird, ein Nachtlager suchen. So wollen wir denn aufbrechen, um doch heute einen weiteren Raum zu durchwandeln.

Sehen Sie dort, mein Freund, das schöne Landhaus jenseits der Mur? Es ist St. Gotthard, welches so freundlich, so einladend auf uns herüber lächelt. Die Freundschaft hat, wie mit einem Zauberstabe, diesen alten Mönchswohnsitz verjüngt, in den Feenpalast einer Armide verwandelt. Die Grazien scheinen selbst den Plan zu seiner neuen Gartenanlage an dem Ufer der Mur entworfen zu haben. Wenn die Natur diesem Kunstwerke einst die Vollendung gegeben hat, wird es allerdings den Gärten gleichen, die uns Tasso mit ihrer schönen Besitzerin so bezaubernd geschildert hat.

Dort die Ebene vor St. Gotthard war der Platz, wo die Steiermärker gewöhnlich ihrem Herzoge feierlich entgegen kamen, wenn er zur Huldigung sich nach Graz begab. Ach, auch dieses heilige Erneuerungsfest eines uralten Bundes wird nicht mehr gefeiert.

Wir stehen jetzt an der Weinzettelbrücke, welche gleichsam die untere mit der oberen Steiermark verbindet. Die Rebenhügel, an deren Fuß wir vorbei wandelten, sind die letzten dem fröhlichen Weingotte geweihten Gärten, deren zarte Pflanze weiter hinauf, in den rauheren Lüften der oberen Steiermark nicht mehr gedeiht. — Dieser Weg, welcher links, ehe wir die Brücke erreichen, hier mit der Landstraße sich verbindet, führt nach der Cistercienserabtei Rein, deren Aebte Erbhofcapläne in der Steiermark sind. Sie halten noch gegenwärtig an dem sogenannten Postulatenlandtage das feierliche Hochamt im Landhause, wie es schon unter der Regierung der Traungauer geschah. Rein war einst eine eigene Grafschaft, deren Gebiet sich nahe bis an Graz erstreckte. Waldo Graf von Ruen, der Letzte seines Geschlechtes, vermachte diese Grafschaft dem Ottokar Grafen von Steier mit der Verpflichtung, dort ein Cistercienserstift zu erbauen. Leopold, Ottokars Sohn, der,

weil er mehrere Grafschaften, in die das Land zertheilt war, unter seine Herrschaft brachte, der erste war, der sich einen Markgrafen nannte, erfüllte den Willen des letzten Grafen von Ruen, indem er das Stift im Jahre 1128 vollendete. Dort ruht die Asche dieses glücklichen Beherrschers der Steiermark, aber sein Grabstein ist nicht mehr zu finden. Ober dem Hauptthore des Stiftes ist noch sein Bild, wie er in voller Rüstung auf einem gepanzerten Pferde reitet, zu sehen. Nahe ober dem Stifte stehen noch einige Ruinen der alten Veste Ruen, durch welche sich ein Bach mit melodischem Geräusche herabstürzt und die Phantasie des sinnenden Wanderers noch mehr in melancholische Träume einwiegt. In einer Seitencapelle der schönen Stiftskirche ruhen in einem marmornen Sarge die Gebeine Ernst des Eisernen, der seine ihn liebenden Steiermärker, die er auch im Tode nicht verließ, keineswegs eisern beherrschte. — Wie fast in allen Abteien, sind auch in Rein die Gemälde der Aebte zu sehen, die diesem Stifte vorstanden. Auffallend ist es, unter denselben einen Weltlichen zu sehen, der im ritterlichen Gewande ganz trotzig dasteht. Es ist Hans Freiherr von Ungnad, welcher vom Jahre 1540 bis 1557 Landeshauptmann in der Steiermark war. Er nöthigte den Abt und die Conventualen, seinen noch unmündigen Sohn zum Nachfolger und künftigen Abte zu ernennen. Als nun der Abt starb und der indessen herangewachsene Jüngling das eiserne Rittergewand mit der Mönchskutte nicht vertauschen wollte, erklärte sich der Vater, des Sohnes Stelle zu verwalten, ohne jedoch in den geistlichen Stand zu treten. Dieser weltliche Abt soll dem Stifte vielen Schaden zugezogen haben. Man sieht hieraus, daß zur Zeit der Reformation die Geistlichkeit Vieles erdulden mußte.

Wir haben endlich Peggau, die erste Poststation, erreicht. Dieses Landhaus an der Straße mit einem freundlichen Garten erbaute und besaß ein um die Steiermark verdienstvoller Mann (Herr von Heipl), der als Besitzer eines in dieser Gegend befindlichen silberhaltigen Bleibergwerkes sich als einen besonders geschickten Bergmann auszeichnete. Alle durchreisenden Montanistiker, die dieses Bergwerk besuchen, bewundern die von ihm erfundenen und erbauten Maschinen, die noch gegenwärtig von seinen Erben benützt werden. — Sehen Sie dort im Hintergrunde einer Oeffnung der steilen Gebirge dieser Gegend die alte Veste Peggau melancholisch von ihrer steinigen Höhe herabschauen? Viele Jahrhunderte steht sie schon so einsam da und sah sie kommen und schwinden die Generationen der Menschen, die auf dieser Straße vorüber wandelten. Lange war sie ein Eigenthum der einst reichen und mächtigen Grafen von Pfannberg, die sich auch öfters von ihr die Herren von Peggau schrieben. Der Bach, welcher hier zwischen den Bergen herausfließt, verliert sich bei Semriach (einem kleinen Markte am Fuße des Schöckels) in einer Berghöhle, und erscheint hier wieder auf der Oberwelt.

Dort jenseits der Mur, auf dem senkrecht sich erhebenden Felsen, dessen Fuß ihre schnell hinrauschenden Wogen bespülen, schaut das alte Schloß Rabenstein feierlich ernst auf uns herüber. Mich däucht, ich sehe noch auf dem kahlen Felsen den Raben sitzen, der den ersten Erbauer bestimmte diesen Namen zu wählen. Drei Jahrhunderte hindurch hausten hier die Herren von Rabenstein; doch jetzt lugt kein goldlockiges Fräulein mit den großen blauen Augen mehr herüber auf die Heerstraße, mit pochendem Herzen und wogendem Busen den Geliebten erwartend.

Jetzt erweitert sich das Thal. Wir stehen am Eingange der Allee, welche zu jenem schönen in der Ebene liegenden Schlosse führt. Geschmackvoll ist der Bau, angenehm die Lage und der Garten dieses modernen Landsitzes, welcher von den hier rechts auf einem hohen Berge liegenden Ruinen den Namen Pfannberg führt. Dort oben war der Stammsitz der Grafen von Pfannberg, berühmt in der Geschichte meines Vaterlandes. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen hier eine Stelle aus dem Ehrenspiegel des alten Freiherrn von Stadl anzuführen, wo er uns Folgendes erzählt:

„Bernhard Graf von Pfannberg und Heinrich Graf von Pfannberg haben gelebt im Jahre 1250. Im Jahre 1269 hat Herr Friedrich von Pettau bei Ottokar König in Böhmen, als derzeit Landesfürsten in der Steiermark, heimlich mehrere Landesherren angegeben. Daher ließ der König selbe eines Tages vor sich berufen, und befahl dem von Pettau, er sollte nun öffentlich die Klage wider die Herren vorbringen, die er ihm zuvor in geheim angezeigt habe. Der Pettauer vollzog diesen Befehl und beschuldigte sie, daß sie dem Könige wollten ungetreu werden. Sie hätten ihn aufgefordert, sich auch zu ihnen zu gesellen, um dem Könige das Land Kärnthen wieder entwenden zu helfen. Der König glaubte diese Anklage ohne rechtliche Untersuchung. Die Beschuldigten läugneten zwar und sagten, Friedrich von Pettau wäre ein Verläumder, er wäre vor dem Könige mit Lügen umgegangen. Sie boten ihm in königlicher Gegenwart einer nach dem andern den Kampf an, um dadurch ihre Unschuld und des Anklägers Falschheit zu beglaubigen; auch entschuldigten sie sich bei dem Könige auf das beste.

Es wollte aber keine Entschuldigung bei ihm haften, wie er dann alle diese Herren, als Bernhard Grafen von Pfannberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg, Heinrich

von Lichtenstein, Otto von Lichtenstein und Heinrich Grafen von Pfannberg in das Gefängniß werfen und dann jeden auf ein besonderes Schloß führen ließ. Friedrich von Pettau verlor dabei ebenfalls des Königs Gnade, der ihn gefangen setzte. Die Landherren in Steier mußten ihre Kinder als Geisel nach Prag schicken. Der König that den Freunden und Verwandten der Gefangenen zu wissen: wenn sie solche ihre Mitglieder des Landes erhalten wollten, so müßten sie ihm geben alle Schlösser und Burgen, die sie im Lande Steier hätten, welches auch also geschah. Bernhard Graf von Pfannberg mußte hergeben das Schloß Pechlarn, Pfannberg und St. Peter der Lyzlmayer Veste. Heinrich Graf von Pfannberg Kaisersperg, Straßeck und Losenthal. Ihm blieb noch Rabenstein. Herr Seyfried von Mährenberg brachte zu Wege, daß man dem Grafen Heinrich von Pfannberg die Haspel anlegte, bis daß er gab seinen Theil an Pfannberg, Losenthal, Straßeck und Pechlarn. Diese Schlösser ließ der König alle zerbrechen. Der von Lichtenstein mußte geben Murau, Lichtenstein, die ließ er auch zerbrechen. Hartneid von Wildon überantwortete Eppenstein, Radkersburg und Gleichenberg. Eppenstein ließ der König unbeschädigt ausgehen. Wülfing von Stubenberg ließ er drei Schlösser abreißen: Kapfenberg, Wülfingstein und Stubenberg. Dem Friedrich von Pettau nahm er Wurmberg, und befahl, daß man solches zerbrach und den Graben mit den Ringmauern ausfüllte. Ingleichen nahm er ihm Schwanberg. Da alle diese Herren sechs Wochen lang gefangen lagen, brachten sie endlich eine Tagsatzung zu Prag aus. Allda wurden sie am Palmsonntage aus der langen Gefangenschaft entlassen, und als sie nach Hause kamen, fanden sie ihre Schlösser zerbrochen, welche große Tyrannei dem König bei den Landständen großen Haß brachte."

Diese Unthat mußte König Ottokar, neun Jahre später, auf dem Marchfelde mit seinem Leben bezahlen.

Den 3. Mai.

Der Ort, in dem wir heute übernachteten, ist der unglückliche Markt Frohnleiten, welcher in der trauervollen Kriegsepoche des Jahres 1809 größtentheils ein Raub der Flamme ward. So wie der Tod das größte physische Uebel aller lebenden Wesen, so ist der Krieg das größte Uebel aller Völkervereine, die man Staaten nennt. Ach, wann wird unser armes deutsches Vaterland einmal von dieser schwersten aller Menschenplagen befreit werden? Selige Tage unserer Jugend, wo wir unter dem Schatten der Friedenspalme so ruhig den Musen und Grazien huldigten, mit harmlosem Herzen jedes Blümchen pflückten, das uns am Lebenswege entgegen nickte! Auf ewig seid ihr verschwunden, und eine Felsenlast drückt immer die beklemmte Brust, von Angst und Sorgen gefoltert. Wahr ist's, was jener König sagte: Eisern ist die Zeit, in der wir leben! Selbst in der Musen heiligsten Wohnsitzen erschallt der Kanonendonner, das Mordgeheul der Kämpfenden; die armen neun Göttermädchen wissen in ganz Europa kaum mehr ein Plätzchen der Ruhe zu finden; wilde Leidenschaften des Hasses und der Parteiwuth trennen die Gemüther der Menschen; die sanften Gefühle der Liebe und Duldung sind aus allen Herzen gewichen; Sklavensinn und Egoismus kämpfen im Solde der Tyrannei gegen alle Hochgefühle der Menschheit, und es gibt nur Eine Kunst mehr, die geachtet, mit Diademen belohnet wird: — die Kunst zu morden. — Doch lassen Sie uns, Freund, unsere Wanderschaft fortsetzen, in dem Anblicke

der Gegenstände, die uns umgeben, das Entfernte, in der Erinnerung an die Vorzeit die traurige Gegenwart vergessen!

Die Gegenden, welche wir jetzt durchwandern werden, sind noch ernster, düsterer als jene, von denen wir kommen. Dieses enge Thal, mit seinen steilen Bergen und dunkeln Wäldern, spricht uns so melancholisch an. Man sieht es, daß vor Jahrtausenden die schnell hinrauschenden Wogen der Mur sich hier mit Gewalt eine Bahn eröffneten. So sind nicht nur die Werke der Menschen, selbst die der Natur der Veränderung unterworfen, und sogar die äußere Gestalt unserer Mutter Erde ist wandelbar. Selbst diese Sonne, die jetzt so freundlich unseren Pfad erhellt, wird erlöschen, und die Weltkörper, die sie umtanzen, werden sich in todte Massen verwandeln — vielleicht in Staub zerfallen, vielleicht als Mondsteine auf andere Planeten niedersinken. Armseliger Menschenstolz, der sich ewige Monumente erbauen will! Was ist diese Ewigkeit gegen die Dauer des großen All's der Schöpfung? — Das Leben eines Schmetterlings. Was sind wir kleine Herren dieses kleinen Erdballes gegen das Ganze? Winzige, zänkische, räuberische Insecten, auf die der große Werkmeister mitleidig lächelnd zuweilen einen Blick wirft, und, wenn sie es ihm zu arg treiben, nur ein paar frostige Tage kommen läßt, um sie zu Hunderttausenden auf ewig erstarren zu machen.

Jenes Gebäude, welches wir dort in einem engen Seitenthale zwischen den Bäumen erblicken, ist das alte, selten von der Sonne bestrahlte Schloß Weyer. Wie oft werden dort einst die Tempelherren, die es besessen haben sollen, den müden Wanderer gastfrei angenommen, ihn durch Speis und Trank erquickt, begleitet und gegen Räuber geschützt haben! Die ganze Gegend scheint noch zu trauern über das tragische Ende

ihrer ersten Bewohner. Der edle Orden mußte fallen, weil er dem Geiste seines Zeitalters zu weit vorausgeeilt war. Ewig merkwürdig wird in der Geschichte der wichtigste Anklagspunkt seiner Feinde sein: die Tempelherren leben so keusch und nüchtern; nun ist aber dies der menschlichen Natur zuwider: also müssen sie geheime Verbrechen begehen. Dieser so moralische Vernunftschluß, dem das Blut der biedersten Männer ihrer Zeit geflossen ist, ward in Gallien ersonnen.

Wir haben jetzt die zweite Poststation zurückgelegt, welche, weil die Berge hier so reich an röthlichem Marmor sind, davon den Namen Röthelstein erhalten hat. In einigen der Berge, an denen wir bisher vorbeigewandelt sind, gibt es Höhlen und Grotten, die für den Naturforscher nicht ohne Interesse sind; doch da sie nicht zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen dieser Art gehören, und ohnehin schon von Anderen beschrieben wurden, so wollen wir uns nur mit Gegenständen beschäftigen, die sich auf der Oberwelt uns darstellen. Auch von den vielen Werkstätten Vulcans, mit denen die obere Steiermark gleichsam übersäet ist, vermag ich Ihnen nichts Neues zu sagen. Da in meinem Vaterlande jährlich bei viermalhunderttausend Centner Eisen erzeugt werden können, und noch vor wenigen Jahren wirklich erzeugt worden sind, und auch die schon bei den Römern bekannt gewesene Qualität desselben nirgends besser gefunden wird, so können sie sich wohl vorstellen, daß dieses Metall der Gegenstand des wichtigsten Activhandels der Steiermark sein müsse. Mit dem Gelde, welches der obere Steiermärker für sein Eisen aus dem Auslande bezieht, erkauft er sich Wein und Getreide von dem unteren Steiermärker. So ist beider Subsistenz auf den Absatz dieses Erzeugnisses gegründet, welcher leider durch die Zeitereignisse eine solche Beschränkung erhalten hat, daß der

Patriot mit bangem Herzen das Uebel der Gegenwart beseufzet, und einer noch traurigeren Zukunft entgegensieht.

Sie fragen mich, wie dort auf der Anhöhe jenes Schloß heiße, zu welchem eine Brücke über die Mur hinführt? Es heißt Bäreneck (Pernegg), und ich bitte Sie, Ihre Augen zu erheben, um über dem neueren Schlosse, hoch auf dem Berge, die Ruinen der alten Burg zu bemerken. Dort wohnte einst die schöne Agnes von Habsburg, und harrte acht Jahre — eine Ewigkeit dem liebenden Herzen — der Wiederkehr ihres innig-geliebten Wülfing von Stubenberg. Wie oft wird sie mit vor Sehnsucht glühendem Herzen auf die Heerstraße — auf die Brücke herabgeschaut haben, ihn zu erspähen, den holden Ritter ihrer ersten Minne! Welche Angst, welche Herzens-wehen wird sie dort erduldet haben, als der harte Bruder sie zwang, seinem Freunde Kuenring die Hand zur Verlobung zu reichen! Hier auf diesem Platze, wo wir stehen, erhielt vielleicht der wiederkehrende Stubenberg die erste Kunde, daß eben heute der Verlobungstag seiner Agnes sei. Dort in jenen verfallenen Mauern, wo jetzt nur Eulen und Füchse wohnen, wurde das Hochzeitfest gefeiert, tanzte Wülfing mit Agnes, gab sich ihr zu erkennen durch Vorzeigung der Geschenke ihrer Liebe. Auf einer weiten, vom Mürzthale aus zu sehenden, erhabenen Ebene des Gebirges, welches zwischen Bäreneck und Ober-Kapfenberg liegt, kämpfte Stubenberg mit Kuenring. Ein Haufen zusammengelegter Steine bezeichnet das Grab des Letzteren; und der Ort, wo sie kämpften, wird noch jetzt das Rennfeld genannt. Gerne verweilt der Jäger bei Kuenrings Grabe, weil dort ein Lieblingsaufenthalt der Schildhähne ist, deren krumme Federn er so gerne zur Zierde seines Hutes wählt. Acht Jahrhunderte haben die blonden Haare der schönen Agnes, die sie ihrem scheidenden Geliebten schenkte, noch nicht

ganz verzehrt. Ich hatte das silberne, ebenfalls wie ein Zopf geformte Gefäß in meinen Händen, worin Wülfing das Andenken seiner Geliebten um dem Helme trug. Es war einst vergoldet, und man bemerkt in seiner inneren Rundung, daß es durch einen langen Gebrauch geglättet wurde. Das Andenken dieses Zopfes ist in dem Wappen der Familie Stubenberg verewigt. Auch Wülfings und seines Pferdes Rüstung habe ich — leider in einem rostigen, verwahrlosten Zustande — auf Ober-Kapfenberg gesehen. Ein tiefer Schwerthieb — vermuthlich von Kuenrings Faust — ist auf dem Helme zu bemerken, der noch keine Spur zeigt, einst mit Federn geschmückt gewesen zu sein. Diese Ritterzierde war also am Anfange des eilften Jahrhunderts, unter der Regierung des heiligen Kaisers Heinrich des Zweiten, noch nicht bekannt.

Als später die Grafen von Traungau Beherrscher der Steiermark wurden, schenkten sie diese Veste Bäreneck einem Abkömmling ihres Geschlechtes, der von ihr den Namen annahm, und der Stammvater einer Familie wurde, die dem Vaterlande viele tapfere, edle und weise Männer erzeugte. Auch dieses Geschlecht ist längst erloschen, und nur wenige Vorbeireisende werden sich erinnern, von wem einst jene Ruinen bewohnt wurden. Nach dem Absterben der Herren von Bäreneck kam diese Herrschaft an die Grafen von Leslie, die sich dort in der Ebene jenseits der Brücke eine Familiengruft erbauten. Auch dieses Geschlechtes letzter Zweig ward schon von dem Tode zerknickt, und ruht dort neben der Asche seines Ahnherrn, des berühmten Generals Leslie, der uns aus dem dreißigjährigen Kriege bekannt ist. Lange wird dieser schon an Wallensteins Seite die Gefilde eines Landes durchwandeln, in welches man nur über den Strom der Vergessenheit gelangen

kann, wohin der Leidenschaften häßliche Furien uns nicht zu folgen vermögen.

Wir verlassen endlich das enge Thal, welches wir längs den Ufern der Mur durchwandelten, und kommen in eine freiere Gegend, die von den Bergen in einem etwas weiteren Kreise umgeben ist. Hier, das am Wege freistehende Gebäude, dessen sonderbare dreieckige Form allen Reisenden auffällt, war (der Sage nach) eine dem heiligen Geiste geweihte Capelle der Tempelherren, die hier einen Wohnsitz hatten, von dem aber keine Spuren mehr zu sehen sind. Möge dieses sprechende Denkmal eines so berühmten Ordens wenigstens der Zerstörung entgehen, da es der Entweihung nicht entgehen konnte! — Die Stadt, die uns düster freundlich entgegenlächelt, und gleichsam eine Nachtherberge anbietet, ist die Kreisstadt Bruck an der Mur. Im schwermüthigen Ernste und malerisch schön erheben sich über ihr die Ruinen der alten Veste Landskron, die einst die Beschützerin dieser Stadt war, welche am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Belagerung erdulden mußte. Wir stehen jetzt auf der Brücke, nahe am Stadtthore. Sehen Sie dort, mein Freund, wie sich die Silberwellen der forellenreichen Mürz muthig in die dunkel hinrauschenden Wogen der Mur hineinstürzen? — Lassen Sie uns die Stadt besuchen. Hier links führt die Straße nach der höheren Steiermark — hier geradeaus aber nach dem Ziele unserer Wanderschaft, dem romantischen Mürzthale. Wir werden morgen dieses schöne Thal betreten, darum lassen Sie uns heute noch dem würdigen Kreishauptmanne, Edlen von Werner, einen Besuch abstatten, und ihm herzlich für den warmen Patriotismus danken, mit dem er unsere neue vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, unterstützt. Möge diese junge Schöpfung eines seiner erhabenen Ahnen an Geist und Herzen so würdigen

Prinzen, unter Franzens mildem Herrscherschutze, solcher Freunde und Beförderer viele finden! Mögen sie schwinden die Vorurtheile, die noch gegen dieses Institut in einigen finsteren Gemächern wohnen, und der besseren humaneren Ueberzeugung weichen, daß die Tendenz seiner Gründung die edelste und alles einseitige Geschwätz aus der Luft gegriffen sei, als ob zum Behufe derselben von den Bewohnern der Steiermark jemals ein gezwungener Beitrag wollte gefordert werden. Nur freiwillige Beiträge von rein patriotischen Herzen sind dem Institute willkommen, welches sich stets bestreben wird, den Vorwurf einer Vermehrung der Landesanlagen nicht zu verdienen.

Der Ursprung der Stadt Bruck verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die früheren Regenten der Steiermark wohnten oft längere Zeit in der alten Burg, die später in eine Kaserne verwandelt ward. Dort starb Erzherzog Ernst der Eiserne; dort wurden mehrere wichtige Landtage gehalten. Durch Feuer und feindliche Invasionen hat diese Stadt in den neuesten Zeiten viel erduldet.

Den 4. Mai.

Wir haben jetzt die Ufer der Mur verlassen, um an denen der freundlich hinmurmelnden Mürz ihr liebliches Thal zu durchwandeln, welches mit Recht das Arkadien der oberen Steiermark genannt werden kann. Wenn man die traurigen, eine gewisse Schwermuth aussprechenden Gefilde von Graz bis Bruck zurückgelegt hat, thut es dem Herzen so wohl, in die blühenden Fluren des Mürzthales zu gelangen, wo die Natur den Wanderer so gemüthlich, so lächelnd anspricht. Die fruchtbaren Felder, die balsamisch duftenden Wiesen, die, von kleinen

Bächen getränket, mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit dem Vieh das beste Futter gewähren, die muthigen, wohlgenährten Hengste, das besonders schöne weißgraue Hornvieh, die fröhlichen Menschen, und rings umher die Spuren des Fleißes und einer hohen Cultur in der Bearbeitung des heimischen Bodens, gewähren dem Oekonomen, dem Patrioten, auch dem gefühlvollen Freunde der Natur und der Menschen, durch ihren Anblick wonnige Seelengenüsse.

Der erste Ort, den wir im Mürzthale durchwandeln, ist der Markt Kapfenberg, in dessen Mitte seine Grundherrschaft (Unter-Kapfenberg) steht. In der Pfarrkirche dieses Ortes ruhen die Gebeine vieler berühmter Männer der Vorzeit aus dem Geschlechte der Herren von Stubenberg. Die Herrschaft Unter-Kapfenberg ist ein abgerissener Theil der großen Herrschaft Ober-Kapfenberg, die hier in dem an der Straße liegenden Schlosse Widen verwaltet wird, deren Ursitz aber jene alte Ritterburg jenseits der Mürz ist, die so ehrwürdig von ihrer steilen Höhe auf uns niederschaut. Es gab einst Herren von Kapfenberg, die in den Zeiten Karls des Großen sich dort oben einen Wohnsitz erbauten; aber schon am Ende des zehnten Jahrhunderts starb der letzte dieses Geschlechtes, und hinterließ seinen Stammsitz Kapfenberg seinem Neffen, eben jenem Wülfing von Stubenberg, welcher im Jahre 1009 um den Besitz der schönen Agnes kämpfen mußte. Von dieser Zeit an, durch achthundert Jahre, ist die Herrschaft Ober-Kapfenberg ein Eigenthum der Herren von Stubenberg, die von dem Schlosse Stubenberg (im Grazer Kreise), welches jetzt zur Herrschaft Herberstein gehört, ihren Ursprung haben. Schon zu den Zeiten der ersten eigenen Beherrscher der Steiermark waren die Herren von Stubenberg Erblandmundschenke, und diese Würde, welche ihnen ein Regent aus dem Hause der Grafen von Steier

verlieh, bekleiden sie noch jetzt in der Steiermark. In der Vaterlandsgeschichte erscheint dies Geschlecht unter allen noch blühenden Edelgeschlechtern am früheſten, und in jeder wichtigen Epoche der früheren Zeiten spielten die Stubenberg eine ausgezeichnete Rolle. Ich habe bereits erzählt, wie König Ottokar von Böhmen, mit anderen Landesedlen, auch einen Wülfing von Stubenberg in das Gefängniß schleppen, und seine Veſte niederreißen ließ. Dieſes alte Schloß wurde also erſt in späterer Zeit erbaut, und hinter demſelben ſind noch Ruinen des älteren zu ſehen, in deren Mitte die Capelle ſteht, deren Altar mit einigen alten Panieren der Familie geſchmückt iſt. Ein ähnliches Loos, wie jenen Wülfing, traf (unter der Regierung Kaiſer Albert des Erſten) einen Friedrich von Stubenberg.

Der alte Geſchichtſchreiber Hagen erzählt uns dieſe Begebenheit mit einer ſo ſimplen Naivität, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, Ihnen eine Stelle hier anzuführen.

„Da Herzog Albrecht von Oeſterreich viel Gutes hätt gegen Ungern verkrieget, das wollt er nun verſparen, und fuhr auf die Steiermark. Das Landvolk ihn ſchön und herrlich empfing, und ſie baten ihn fleißig, er ſollte ſie bey den alten Rechten belaſſen, die ihnen hätte gegeben Markgraf Ottokar, die auch Kaiſer Friedrich hätt beſtätigt, und Kunig Rudolph ſein Vater baß gehalten, wie er bisher gethan hätt. Sie ſprachen auch, ſie hätten ihn darum auch nicht (früher) gebeten, dieweil er große Geſchäfte gehabt hätt, daß man ſie darin nicht hätte gemerket (nicht hätte Zeit gehabt, ſie anzuhören). Darum bäten ſie ihn nun fleißig, daß er ſie nun ihrer getreuen Dienſt ließ genießen. Wollt er aber des nicht thun, ſo wollten ſie ihm in keinem Dienſt fürbaß nachreiten (die Heeresfolge leiſten).

Der Herzog darumb zu Rath ward mit seinen Rathsherren. Da rieth Herr Eberhard von Walsee, er sollt die Landleut zu Steier (die Landstände) mit guten Willen bey ihm behalten, weil sie das wohl umb ihn hätten verdienet. Da sprach der Abt (Heinrich) von Admont: Ich weiß wohl, was der Landleut Suchung ist. Sie meinen, daß die Münz bleibe fünf Jahre unverschlagen (unverändert) dessen Ihr nehmt großen Schaden. Das andere ist, daß sie meinen, welcher sterbe, so soll sein nächster Freund, und auch die Töchter zu seiner Hab erben, und was Euch nun (an Lehen) ledig worden ist, oder noch ledig wird, daß ihr ihnen das gebt hinwieder. Da sprach der Marschall von Landenberg: Wollten (konnten) sie ihre Rechte nicht kräftigen (behaupten), dieweil sie waren in des von Ungern, und in des von Böheim Gewalt, so sollte der Herzog ihms nicht lassen abdrohen. Des andern Tags namen die Landleut gemeiniglich (einstimmig) zu einem Redner Bischof Leupolten von Seckau. Der redete also mit dem Herzog, daß er die Landleut also in den Sachen ließ wissen, seine gnädige Bedächtniß (Entschluß). Da antwortete der Herzog: Sein oberster Rath wäre dießmal zu Oesterreich davon (darum) möchte er ihm antworten nicht so schnell. Da sprach Bischof Leupolt: Es war billig, daß Ihr etliche Herren von diesem Land in Euren Rath auch nähmet. Doch um die Sachen, die dieses Land betreffen, sonderheitlich: Sie riethen Euch das Best, daß sie könnten und wißten. Nun seht, gnädiger Herr, ob Ihr uns nicht anders wollet antworten gnädiglich. Da sprach der Herzog: Wollt ich das gethan haben, das wär nun (schon) beschehen. Der Bischof sprach: Herre, so wisset, daß alle Leute wollen ledig seyn ihrer Eid und Treue, die sie Euch gethan haben, wann der Tenor also lautet der Hand-Vesten. Da sprach der Herzog: Recht also

(So wie) mein Vater dieſe Land hat funden in der Gewalt Kunig Ottokars nimmer noch mehr (weder weniger noch mehr), alſo will ich ſie laſſen bleiben. Da ſprach der von Stubenberg: Herr, gedenket Euer gnädiglich! Wann hätt in dem Lande nicht als (ſehr) viel Uebles gethan Kunig Ottokar, er möcht noch heut ſicherlich haben Land und Leben. Da die Sach nicht möcht gewinnen ein ander End, da ſchieden ſie ſich, und ritten heim die Landherren ohne alle Urlaub." — Leider entſtand ein innerer Krieg, an welchem der Erzbiſchof von Salzburg und der Herzog von Baiern Antheil nahmen, wodurch das Land viel Ungemach erduldete.

Der Erzbiſchof begab ſich nach der Steiermark, und ſchloß auf ſeiner Veſte Landsberg mit den Mißvergnügten folgenden Vertrag:

„Wir Kunrad von Gottes Gnaden, Erzbiſchof zu Salzburg, Legat des Stulls zu Rom: und Wir Graf Ulrich von Haimburg, und Wir Graf Ulrich von Pfannberg, und ich Heinrich von Wildon für mich und für Herrand meinen Vettern, und ich Friederich von Stubenberg für mich, und für Otten und Wilfing von Ernfels, ich Rudolph von Räß und Friederich von Weißeneck. Vergehen und thuen kund allen den, die dieſen Brief anſehend oder hörend leſen, daß wir Uns mit einander veraint, und verlobt haben, und auch mit Aiden beſtättiget, daß wir mit einander mit Leib und mit Gut, und mit allen unſern Hilf Uns nimer laſſen ſollen, noch laſſen wollen, und iſt das geſchehen zu Beſchedigung und zu Schuz der Hand Veſte, und der Freyungen und der Rechten, die das Land zu Steier hat, von alten Rechten, die es hat von Herzogen Ottocarn und Herzog Leopolden, und Kaiſer Friderichen und darzu der Beſtedigung und der Befreyung, die König Rudolph darüber gegeben hat, dem Gott Gnad, als

es in ihr Hand-Best geschrieben stehet, und der Landsherr und daß Willen ist behalten, und zu bestedigen, wir loben auch unter einander bey demselben Aiden, daß wir das Gottes Hauß von Salzburg an sie sollen schirmen und ohne Hilf nicht lassen sollen, wir loben auch bey demselben Aid, daß wir Uns mit dem Landsherrn nimer versenen noch geben sollen, ohne unser gemein willen, und rath, wolt nun der Landsherr Uns darumb beschulden darum es geschehen ist, oder noch geschieht, Unser einen oder Uns allen dessen beschweren, und wollt von dem nach unsern Rath nicht Besserung nehmen, den seint wir denselben Hilf gebunden, als sie davor geschriben stehet, und soll auch derselbe oder dieselben Ansprach derenthalben gegen Uns folgen, und an der gegen den Landsherrn ist aber, das der Landsherr sich mit Uns versteht und veraint, und Uns unser Recht bestediget, und behaltet Uns unser Lands-Böst, so haben Wir doch Forcht von den Krieg, den er mit Uns gehabt hat, und auch hat, daß er uns ein oder Uns alle hiran noch beleidigen wolt, umb welche Sach daß were, darumb haben wir Uns derselben Aids und desselben Gelibts, als vorgeschrieben stehet, gebunden zu behalten, von dem Eberweihtag zu fünf Jahren, wir sein auch gebunden die vorgeschriebene Hilf und Gelibte, allen den die sich Uns binten mit ein Aid, und mit ihren Brief, den sie mit Uns haben wollen, reich oder arm, so sie genannt seind, und daß das Gelibt stets und unzerbrochen bleibe, haben wir Unsere Insigl an diesen Brief gehangen, zu einer wahren Urkund, dieser Brief ist geben zu Lansperg an Eberweihstag, da von Christi Geburt war 1291 Jahr."

Diese Verbindung hatte einen unglücklichen Ausgang zur Folge. Friedrich von Stubenberg, als er von einer Zusammenkunft der Verbundenen zu Wolkenstein nach seinem Schlosse

Kapfenberg reiten wollte, stieß mit dem Marschall Hermann von Landenberg (berühmt aus der Schweizergeschichte) zusammen, und es entstand bei dem Dorfe Kraubat ein hitziges Gefecht. Dem Marschalle wurde der Schenkel durchstochen, und er mußte aus dem Treffen getragen werden; aber seine Reisige kämpften fort. Stubenbergs Reisige wichen; ihm ward das Pferd unter dem Leibe durchstochen. Noch zu Fuße kämpfend rief er seinem Leibknappen zu, ihm seinen Hengst zu überlassen; allein dieser (den Hagen Völkel von Pühel nennt) sprengte davon, und so mußte sich Stubenberg mit Niklas dem Stadauer, Otto dem Moskircher, nebst mehreren anderen Freunden, gefangen geben. Sie wurden nach Judenburg geführt, und wie Hagen sagt, riethen die Schwaben dem Herzoge, er sollte mit nichte den von Stubenberg lassen leben, dem jedoch das getreu gütige Herz des Herzogs nicht wollte folgen. Als Albert den Kaiserthron bestiegen hatte, versöhnte er sich mit den Steiermärkern, bestätigte ihre Rechte, und Stubenberg erhielt, auf Fürsprache seines Oheims, Grafen Friedrich von Ortenburg, die Freiheit wieder, mußte jedoch die verlorenen Herrschaften Gutenberg, Kötsch und Kapfenberg um die damals sehr große Summe von 4000 Mark zurücklösen. Beinahe zwei Jahrhunderte später verband sich einer von Friedrichs Nachkommen, Hans von Stubenberg, mit Andreas Baumkircher, dessen Eidam er war.

Den 5. Mai.

Bevor wir unsere Wanderschaft fortsetzen, bitte ich Sie noch, einen Blick nach jenem über der Mürz in einer angenehmen Ebene liegenden Schlosse zu werfen, welches Krotendorf heißt. Es war einst das Eigenthum eines edlen Herrn

von Lierwald, der wegen seiner Kenntnisse, seines Biedersinnes und vortrefflichen Charakters von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt ward. Seinen wohlthätigen Bemühungen haben wir die Verbesserungen der Straßen in der Steiermark zu verdanken. Ruhe sei seiner Asche! Stets werde ich mich der angenehmen Gespräche erinnern, die ich einst mit diesem weisen Biedermanne hatte, als noch die Gluth der Jugend durch meine Adern rollte. Ach, die Zeit und bittere Erfahrungen machen es endlich erlöschen, dieses Jugendfeuer; und nach so mancher vereitelten Hoffnung wandeln wir, schwer gedrückt von der Lebensbürde, matt und kalt dem Grabe zu!

Nachdem wir endlich den ziemlich langen Weg über eine waldige Anhöhe zurückgelegt haben, erweitern sich die Gefilde wieder, und die schönste Gegend des Mürzthales begrüßt uns so freundlich, wie ein blühendes Mädchen den Jüngling, der zuerst den schlummernden Amor in ihrem Busen weckte. — Bemerken Sie dort rechts, hoch auf dem Berge, eine Kirche? Es ist der Wallfahrtsort Maria Rehkogel, den ich einst mit meiner Mutter als Knabe besuchte. Ich kann Ihnen die frommen und doch so süßen Gefühle nicht aussprechen, in denen meine Seele sich wiegte, als ich vor diesem Bilde der Mutter unseres großen, göttlichen Glaubenstifters kniete. Besonders beschäftigte sich mein kindliches Gemüth mit dem frommen Rehe, welches dieses Bild nie verlassen, es oft auf seinen Knien verehrt haben soll. Meine rege Phantasie glaubte die Mutter des Welterlösers auf diesem hohen, einsamen Berge wirklich sitzen zu sehen, den Leichnam ihres inniggeliebten, einzigen Sohnes auf dem Schooße wiegend, versunken in die tiefsten Mutterschmerzen, wie ihr, verlassen von der ganzen Welt, nur dieses unschuldige Reh Gesellschaft leistet, und Theilnahme an ihren Leiden bezeigt. — Lächeln Sie immerhin, mein

Freund, über den schwärmerischen Knaben! Es war ihm wohl — sehr wohl dabei. Möchten sie doch nie aus unserem Herzen schwinden, diese reinen, kindlichen Wonnegefühle! Die wahre Religion ist Liebe, sie wohnt nur in dem Herzen: was kann also der kalte, klügelnde Verstand für einen Ersatz geben, indem er uns dieser so erquickenden, so tröstlichen Empfindungen beraubt? Alle seine ärmlichen Entschädigungen sind negativ — positiv keine. Er kann höchstens sagen: dies ist es nicht; aber was es sei, sagt er uns nie. Selbst der stärkste Menschengeist hat keine Fackel, das Dunkel der Zukunft zu erhellen. Und doch müssen wir sie durchwandeln diese Pforte der Finsterniß! Auf dieser bitteren Lebenswanderschaft ist Religion — ist tröstliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft — ein dringendes Bedürfniß des leidenden Herzens: warum wollen wir leichtsinnig diesem armen Herzen einen Trost rauben, der ihm so wohl thut? Wir können nur eine schöne Hypothese gegen eine traurigere vertauschen. Und wäre auch Alles nur poetische Täuschung: warum sollten wir ihn nicht träumen diesen süßen Traum, der uns so glücklich macht? Unser ganzes Erdenglück, besteht es nicht vielmehr in Träumen, als in der schalen Wirklichkeit? Die Wesenheit der Religion der Liebe beruht in dem Gesetze: Liebe Gott und deinen Nächsten! — Wer sollte sie nicht lieben — wer nicht anbetend vor ihr in den Staub hinsinken, vor ihr, der großen Urkraft, die diese zahllosen Welten in einen unendlichen Raum hingesäet hat?! — Welches Marmorherz fühlt nicht in seinem Inneren den mächtigen Drang, seine Menschenbrüder zu lieben, und hat die Natur nicht selbst den Lohn für Handlungen dieser Liebe in unsere Brust gelegt? — Wäre aber auch alles dieses nicht, so sagt uns selbst der kalte, so gerne verneinende Verstand, daß man in einer ungewissen Sache das Sichere dem Ungewissen

vorziehen müsse. Entweder der ewige Richter über den Sternen fordert einst von uns, daß wir hier die Gesetze seines Abgesandten erfüllten, oder er fordert es nicht. In dem ersten Falle erfüllten wir unsere Pflicht, wenn wir diese wohlthätigen Gesetze befolgten — in dem zweiten Falle fehlten wir wenigstens nicht: denn die Erfüllung der Gesetze der Liebe kann nie ein Verbrechen sein. — Verzeihen Sie, Freund, daß ich Ihnen meine innere Individualität, meine Ansichten und Gefühle so treuherzig aufschließe! Jeder trägt eine eigene Welt in seinem Busen, und nur harmonisch gestimmte Herzen können sich verstehen.

Hier zur linken Seite unseres Weges, jenseits der grünenden Felder und blühenden Wiesen, die des breiteren Thales sonnige Ebene bedecken, begrüßen uns drei freundliche Schlösser aus der Ferne. Das erste, im weiteren Hintergrunde, ist Rechelheim, die Fideicommißherrschaft der Herren von Fraydeneg, einer würdigen Familie, die schon seit langen Jahren eine Zierde des Ritterstandes meines Vaterlandes ist. Das zweite, Ober-Lorenzen, gehörte zur Zeit, als ich dieses Thal bewohnte, einem Freiherrn von Pichl, dessen Familie aus dem Mürzthale entsproß. Das dritte, von einem Teiche umschlossene Schloß ist Spiegelfeld, welches schon früh in den geschichtlichen Urkunden des Vaterlandes genannt wird. Manche seiner Besitzer ruhen dort in der Kirche der Dechantei St. Lorenzen. Dieses Schloß gab seinen Namen, und wurde die Fideicommißherrschaft einer freiherrlichen Familie, welche sich auf eine vorzügliche Weise auszeichnete, dem Staate in Civildiensten Männer zu liefern, die ihres Amtes würdig, durch Kenntnisse und einen unermüdeten Diensteifer dem Monarchen und seinen Ländern nützlich sind.

Je näher ich meinem Geburtsorte komme, je traulicher sprechen alle Gegenstände mich an. Selbst die Luft, die ich

einathme, scheint mich als eine altbekannte Freundin zu umsäuseln. Diese Straße, diese Felder, diese Bäume, selbst dieser Hohlweg, von Gesträuchen überschattet, den ich hier zur Linken erblicke — alles ist mir so bekannt, scheint mich freundlich zu begrüßen und erweckt in meinem Gemüthe süße Jugenderinnerungen. Es ist doch sonderbar, daß die Erfahrungen aus der Blüthenzeit, ja selbst aus der Kindheit unseres Daseins, daß sogar unbedeutend scheinende Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Seele zurücklassen, indeß die späteren Erscheinungen, wenn sie auch wichtiger sind, einen schwächeren Eindruck auf unser Gedächtniß machen. Jeder Mensch hat eine gewisse Lebensepoche, deren Ereignisse für ihn, das ganze Dasein hindurch, die merkwürdigsten bleiben und ihn gleichsam abstumpfen für das, was später seinen Sinnen sich darstellt; daher wissen die Greise immer so viel von den für sie so merkwürdigen Zeiten ihrer Jugend zu sprechen, indem sie gleichsam theilnehmungslose Fremdlinge werden in der Generation, die sich um sie her erneute. Das Gedächtniß des Menschen scheint einer Schreibtafel zu gleichen, auf welcher so viel angemerkt wird, daß sich endlich die Charaktere vermengen und verwirren. Schwer ist es daher, mit dem Geiste der Zeit vorzuschreiten, und wer mit ihm nicht vorwärts geht, der geht zurück, und ein weiter Raum trennt ihn bald von dem Genius seines Jahrhunderts.

Wir haben jetzt den ansehnlichen Markt Kindberg erreicht, wo die Geister genossener Jugendfreuden aus dem Grabe der Vergangenheit sich emporheben und mir in bleichen Gestalten eine bittersüße Erinnerung zuwinken. Hier war es, wo ich mit meinen vertrautesten Freunden und Schulgefährten in den zwei herbstlichen Ruhemonaten so manchen glücklichen

Tag verlebte. Ohne Plato, unserem Lehrer, und Agathon, unserem Ideale, ungetreu zu werden, liebten wir gemeinschaftlich das Vergnügen des Tanzes mit den schönen Bürgerstöchtern, woran damals der Markt ganz besonders reich war. Der Nationaltanz der Obersteiermärker behauptet unter den Tänzen aller Völker einen vorzüglichen Rang. Amor und die Grazien scheinen ihn erfunden zu haben, um die süßen Tändeleien der Liebe mit der edelsten Simplicität und den mimischen Ausdrücken einer herzlichen Fröhlichkeit zu vereinen. Die Musik des gewöhnlichen deutschen Tanzes hat nur Töne ohne Worte, die des obersteiermärkischen Tanzes bezieht sich gewöhnlich auf muntere Volksgesänge, deren Gegenstand die Liebe ist. Mit Verwunderung hörte ich oft, wie junge, lustige Bauernbursche bei dem Tanze aus dem Stegreife neue Lieder, mit oft witzigen Anspielungen ersannen und sie den Spielleuten vorsangen. Dieser Tanz, gut gespielt, hat eine magische Kraft auf die Gemüther und reißt, wie ich oft bemerkte, selbst bejahrtere Menschen zu einer fröhlichen Theilnahme hin. Diese Wirkung bringt er aber nur dann in höherem Grade hervor, wenn das Eigenthümliche seines Charakters nicht verletzt wird. Die Violine ist zwar das tonangebende Instrument dieses Tanzes, aber das sogenannte Hackbrettel und die Baßgeige müssen unerläßlich ihre Gefährten sein. Auch muß der Vorgeiger einen gewissen Strich — ein gewisses, nicht zu schnelles Tempo beobachten, welches Eigenthümliche zu treffen oft dem größten Künstler auf der Violine schwer wird. Daher hat auch der Tanz der Obersteiermärker seine eigenen Componisten und Virtuosen, an denen besonders das Mürzthal fruchtbar ist. Aufgeweckt wie ihr Tanz ist auch die Gemüthsstimmung der oberen Steiermärker. Besonders die Mägde lieben es sehr, bei ihrer Arbeit zu singen. Sie haben zahllose

Volksgesänge, welche jedoch nur in einer Strophe mit zwei Reimen bestehen.

Die Steiermark wird, wie bekannt, von Deutschen und Wenden bewohnt; ich möchte jedoch diese Bewohner in Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Sitten und Lebensweise lieber in Ober-, Mittel- und Untersteiermärker abtheilen. Als vor tausend Jahren Karl der Große, den unter seinen Nachahmern, wenigstens im Guten, noch keiner erreichte, die wilden Avaren aus der oberen und mittleren Steiermark verjagt, die unterjochten Wenden aber tiefer in die untere Steiermark hinabgedrängt hatte, da kamen deutsche Ansiedler nach den von den Avaren verlassenen Gefilden, obwohl vielleicht auf den Gebirgen sich noch einige ältere Deutsche erhielten von denen, welche früher den Avaren weichen mußten. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die deutschen Einwanderer unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern die Ursitten der deutschen Provinzen mit sich brachten, aus denen sie kamen; allein die Zeit und die Lebensweise, welche aus den klimatischen Verhältnissen hervorging, mußten allgemach eine große Veränderung in den Sitten ihrer Nachkommen hervorbringen.

Der Landmann der zwei obersteiermärkischen Kreise, Bruck und Judenburg, besitzt noch die alte deutsche Redlichkeit in höherem Grade als sie bei den Bewohnern der Ebenen zu finden ist; nur wird sie nicht selten von jener Derbheit begleitet, welche allen auf einsamen Bergen wohnenden Völkern eigen ist. Der Obersteiermärker lebt von dem Verkaufe seiner Kohlen an die zahlreichen Eisenfabriken und von der Viehzucht; wird ihm also der Absatz dieser beiden Erzeugnisse gehemmt, so muß er darben und kann seine Steuern nicht bezahlen. Das Getreide, welches er erbaut, muß er größtentheils der Natur sehr mühsam abnöthigen. Fast jeder Gebirgs-

bauer hat zweierlei Waldungen, von denen ein Theil zur Verkohlung, der andere aber zur Brändung, wie man es nennt, verwendet wird. Die letztere Gattung von Waldungen besteht nur aus Gesträuchen und jungen Bäumen oder Anflug. Der Grundbesitzer haut alljährlich einen Theil dieses Gesträuches nieder und verbrennt es. Die Asche düngt den Boden, der im ersten Jahre mit Roggen, im zweiten mit Hafer bebaut, und dann wieder so lange unbenützt gelassen wird, bis, nach Anwachs eines neuen Gebüsches, ein anderer Brand gemacht werden kann. Der Landmann hat diese Waldungen gleichsam in Schläge so eingetheilt, daß er alljährlich einen Brand vornehmen und, wenn er das eine Ende erreicht hat, im folgenden Jahre bei dem anderen wieder beginnen kann. Da diese Brände so steil sind, daß man keinen Pflug und kein Zugvieh benützen kann, so muß der Grund durch Menschenhände behauen werden. Dieses Brandhauen ist die beschwerlichste Arbeit des Obersteiermärkers, und man muß wirklich seinen Fleiß bewundern, wenn man die steilsten Höhen auf solche Art als Aecker benutzt sieht. Die Natur belohnt aber hier den Fleiß ziemlich reichlich. Mancher Brand gibt zu hundert bis zweihundert Metzen Roggen oder Hafer, und die Qualität dieser Früchte ist von vorzüglicher Güte. Noch eine zweite, für den Obersteiermärker beschwerliche Arbeit ist das sogenannte Graßen. Da das Stroh größtentheils geschnitten und, mit dem Heu vermengt, dem Vieh verfüttert wird, so werden die zarteren Aeste des Nadelholzes als Streu benützt, indem sie einen guten Dünger geben, wenn sie, mit dem thierischen Dünger vermischt, von dem Vieh abgetreten und eine Zeit hindurch der Gährung überlassen werden. Mit einer besonderen Geschicklichkeit, gleich einem Matrosen, klettert der Obersteiermärker, seine Steigeisen an den Füßen, die

höchsten Bäume hinan, um sie ihrer Aeste zu berauben, welches jedoch immer mit der Vorsicht geschieht, dem Leben des Baumes nicht zu nahe zu treten, der dann auch im folgenden Jahre wieder neue Aeste austreibt. Vorzüglich müssen die Wipfel der Bäume verschont bleiben. Wenn der Obersteiermärker diese seine Arbeit an einem Baume vollendet hat, so ersteigt er die höchste Spitze desselben und schaukelt sich so geschickt, daß er endlich den Wipfel des nächsten Baumes erhascht und sich auf denselben hinüber schwingt, wodurch er das oftmalige Hinab- und Hinansteigen erspart. Der Obersteiermärker geht früh zur Arbeit, liebt aber die nächtlichen Beschäftigungen nicht. Da er mehr Hirt als Ackersmann ist, so wendet er eine große Sorgfalt auf die Benützung seiner Wiesen, welche zu bewässern und dadurch fruchtbar zu machen, er eine besondere Geschicklichkeit zeigt, die dem Untersteiermärker mangelt. Es werden an den Bächen wie bei den Mühlen eigene Wasserwerke erbaut, die Wiesen mit Gräben durchschnitten, und die Verbreitung des Wassers auf alle Theile der Wiese wird als eine besondere Geschicklichkeit angesehen. Der Obersteiermärker ist gut gekleidet und gut genährt. Ein Stück geräuchertes Fleisch ist (außer den Fasttagen) seine tägliche Nahrung. Er liebt die fetten Speisen so sehr, daß eine Bäuerin, welche Schmalz verkaufen will, es heimlich thun muß, um nicht mit ihren Knechten und Mägden in Zank zu gerathen. Dieses fette Essen und das kalte Wasser mögen wohl die Ursache der vielen Dickhälse sein, die man in der oberen Steiermark findet. Das weibliche Geschlecht strotzt von Fülle der Gesundheit. Man sieht gemeine Dirnen, denen die Natur ein schöneres Weiß und Roth auf das Antlitz malte als sich unsere Städterinnen durch die Kunst zu verschaffen vermögen. Die Obersteiermärkerinnen sind fröhlich, arbeitsam und sehr gewandt,

ihr besonderer Vorzug aber ist die Reinlichkeit. Ich bemerkte oft, daß sie selbst nach ländlichen Beschäftigungen, die mit keiner Verunreinigung verbunden sind, zum Bache oder zum Brunnen eilten, sich zu waschen. Da der Obersteiermärker in den Sommermonaten sein Vieh auf die Alpen treibt, so werden gewöhnlich weibliche Individuen zur Aufsicht erwählt, weil die Kühe gemolken werden müssen und die Butter zu machen ist. Nicht selten sind es die jüngsten und schönsten Mägde, die sich recht gern dem Loose unterwerfen, drei Monate hindurch auf einer hohen Alpe in einer kleinen Bretterhütte zu leben, weil sie wohl wissen, daß sie je zuweilen von einem trauten Freunde besucht werden, der um den süßen Minnesold den weiten Weg nicht scheut.

Den 6. Mai.

Der deutsche Mittelsteiermärker, im Grazer Kreise und einem Theile des Marburger Kreises, ist — je weiter er sich von der oberen Steiermark entfernt — auch mehr und mehr in der Lebensweise verschieden, obschon der deutsche Nationalcharakter sich überall deutlich ausspricht. Hier spendet die große Wohlthäterin Natur Obst und Getreide mit freigebiger Hand ihren arbeitsamen Menschenkindern und läßt auch des Bacchus wohlthätigen Saft an der wärmeren Sonne gedeihen. Auf den Gefilden von Graz bis an die Grenzen Ungarns — vorzüglich im Raabthale — ist der beste ergiebigste Getreideboden der Steiermark. Der Anbau des türkischen Weizens, dieser so wohlthätigen Frucht, gewährt dem Landmanne große Vortheile. In dem Laßnitz- und Sulmthale und vielen anderen Gegenden des Marburger Kreises ist diese Frucht die Hauptnahrung des Landmannes, daher man auch zwei Dritttheile

aller Aecker mit ihr bepflanzt sieht. Besonders sind es die kleinen Grundbesitzer, die ihren oft einzigen Acker alljährlich düngen und mit dieser Frucht besäen, weil keine andere Fruchtgattung ihnen einen so reichlichen Ertrag gewährt, der noch durch die Bohnen und Kürbisse vermehrt wird, die zugleich mit dem türkischen Weizen auf dem nämlichen Felde erzeugt werden. Der deutsche Wein steht zwar in der Steiermark dem wendischen nach, doch gibt es Gegenden in der mittleren Steiermark, die sich hierin durch eine besondere Fruchtbarkeit und gute Qualität auszeichnen. In den von Deutschen bewohnten Gegenden des Marburger Kreises wächst zum Theile ein Wein, welcher, weil die Weingärten mit weißen und rothen Weinstöcken vermischt bepflanzt sind, eine röthlich schillernde Farbe hat und daher Schilcher genannt wird. Diesen starken, aber nicht süßen Wein zieht der Landmann jener Gegend allen anderen Weinen vor und der Besitz eines solchen Weingartens wird von ihm sehr gesucht, weil das Joch durch gute Cultur bis zu einem Ertrage von zehn Startin, oder hundert Eimer, gebracht werden kann. Ein solcher Weingarten ist also, nach Verhältniß seiner Größe, viel einträglicher, als irgend einer in den besten Gebirgen der unteren Steiermark. Auch mißräth dieser sogenannte Schilcher nur selten und hat immer, nach seiner Qualität, einen besseren Preis als die Weine, welche in der unteren Steiermark erzeugt werden, obgleich diese besser sind. Zu der Wohlhabenheit des mittleren Steiermärkers ist vorzüglich nothwendig, daß er nebst seinem Bauergrunde einen Weingarten besitze. Der Grund ernährt ihn mit seinen Angehörigen und gibt ihm so viel, die Steuern zu bezahlen; er gibt ihm ferner den nöthigen Dünger für den Weingarten, der mit eben jenem Dienstgesinde bearbeitet, welches er zur Bearbeitung des Grundes nöthig hat. Auf

solche Art verursacht ihm der Weingarten wenige Kosten und das für verkauften Wein gelöste Geld kann er entweder zur Bezahlung seiner Schulden oder zur Capitalsanlegung verwenden. Auch der Obstbau gewährt dem Mittelsteiermärker ein nicht unbedeutendes Erträgniß. Der Birnbaum, welcher die sogenannten Mostbirnen trägt, verdiente allerdings auch in der oberen Steiermark cultivirt zu werden, und es ist an seinem Gedeihen alldort um so weniger zu zweifeln, als er in der mittleren Steiermark noch auf hohen Gebirgen wächst. In der Epoche seiner vollen Lebenskraft gibt ein solcher Baum so viele Birnen, daß daraus bis zu fünf Eimer Most gepreßt werden können. Es gibt Bauern, welche jährlich zu zwei- bis dreihundert Eimer Birnenmost erzeugen. Dieser Most ist sehr süß, hat eine reine Goldfarbe und dient den Gastwirthen nur allzuoft zur Verfälschung des Weines. Einer meiner Freunde, den der Zufall aus Oesterreich in unsere Gegend führte, gerieth sogar in die Versuchung, diesen goldperlenden, begeisternden Most für eine Gattung Champagner zu halten, und ich war auch späterhin Augenzeuge, daß ein bekannter Weinkenner auf ähnliche Art getäuscht ward. Bei Schätzungen der Bauerngründe gibt selbst die größere Zahl solcher Mostbirnenbäume einen höheren Capitalswerth; daher haben auch die jungen gepelzten Bäumchen dieser Frucht einen höheren Preis als andere gemeine Obstgattungen.

Auch der Mittelsteiermärker ist, nach der Mehrzahl, bieder und gut. Wenn der Gutsbesitzer oder Verwalter durch Humanität, Gerechtigkeit und strenge Unparteilichkeit einmal des Unterthans Vertrauen erworben hat, so gehorcht ihm derselbe gern und sieht ihn gleichsam wie einen zweiten Vater an. Trockene Machtsprüche wollen ihm jedoch nicht behagen; der deutsche Bauer will belehrt, überzeugt sein, ehe er gehorcht.

„Ich bitte um einen Verweis", ist in vielen Gegenden der mittleren Steiermark der gewöhnliche Eingang seines Vortrages, wenn er in die Kanzlei kommt. Dann muß man sich's freilich gefallen lassen, seine lange, vom Ei der Leda beginnende Erzählung, die, wie bei allen ungebildeten Menschen, sich gewöhnlich zu Gegenständen verirrt, welche nicht zur Sache gehören, ganz geduldig abzuwarten. Ist endlich der lange Vortrag geendigt, so kommt es erst darauf an, durch sokratische Fragen das punctum juris herauszufinden, und der darauf folgende Bescheid muß ebenfalls weitläufig und so motivirt sein, daß der Unterthan die Beweggründe faßt. Geht er endlich seiner Wege, so besteht sein Abschied gewöhnlich in den Worten: „Ich bedanke mich; jetzt habe ich nichts mehr zu befehlen". Hat er dann auch seinen Zweck nicht erreicht, so sagt er doch beruhigt zu seinen Nachbar: „Wir haben einen guten Herrn; er läßt gut mit sich reden". Die sogenannten wirthschaftsämtlichen Verhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen den Unterthanen sind eine weise Verfügung der Regierung. Es kommt hier vieles auf die Benehmungsweise des Landbeamten und auf das Vertrauen an, welches er sich erwarb. Ich war zu verschiedenen Epochen in vier Kreisen meines Vaterlandes begütert und erinnere mich kaum, drei Fälle erlebt zu haben, wo gegen einen meiner Unterthanen ein förmlicher Proceß geführt und nicht wenigstens durch einen Vergleich geendigt wurde. Ueberhaupt sind die Unterthanen hierin glücklicher als ihre Herren, die ihre Rechtsstreite nur auf einem langen und kostspieligen Wege zu Ende bringen; sie haben einen Vertreter, einen Beschützer, ihr Herr aber muß sich sozusagen auf gewisse Art selbst beschützen. Der alles Alte verachtende Zeitgeist sucht jetzt die Feudalverfassung in ein gehässiges Licht zu stellen und die durch die graue Vorzeit

geheiligten Bande zwischen Grundherren und Insassen immer mehr zu schwächen; allein sind wohl jene Völker glücklicher geworden, wo man die Feudalverfassung aufhob? Soll der Landmann in so vielen Reichen des Auslandes, wo aller Grund und Boden dem Staate oder den Güterbesitzern gehört und der Bauer nur ein ärmlicher Pächter ist, wohl besser daran sein, als zum Beispiele in der Steiermark, wo er seinen Grund eigenthümlich besitzt, ihn vererben oder verkaufen kann? Sind wir nicht dadurch, daß wir die Miethgründe in kaufrechtliche verwandelten und dem Unterthan ein liegendes Eigenthum geben, den auswärtigen Nachbarn an wahrer Humanität und Menschenwürdigung vorgegangen? Hat hierdurch die Cultur der Länder nicht außerordentlich gewonnen, da es ein natürlicher Egoismus des Menschen ist, sein Eigenthum besser zu pflegen und zu erhalten als fremdes? — Möchte man doch diese heiligen, ehrwürdigen, fest mit der Staatsverfassung verschlungenen und verwebten Bande nicht leichtsinnig immer mehr zu lockern und zu schwächen trachten, nicht den Gutsherrn in den Augen seiner Unterthanen zu einem lästigen Gläubiger herabwürdigen! — Wenn ich mir einen solchen wackeren Gutsbesitzer mitten unter seinen Unterthanen wandelnd denke, wie er ihr Beschützer, ihr Vater, ihr aufrichtiger Freund zu sein sich bestrebt, wie er dann zuweilen nach der Stadt reist, um die Landtage zu besuchen und dort mit edler Freimüthigkeit, nicht sowohl für sein Interesse, als vielmehr für das Wohl seiner Unterthanen, deren Vertreter er ist, zu sprechen: so muß ich gestehen, daß mir dieses Bild sehr schön, sehr patriarchalisch vorkommt. Man wird mir einwenden, es werde dieses Ideal nur selten mehr realisirt gefunden; allein wenn eine Verfassung in sich moralisch gut ist, warum soll sie verworfen werden,

weil Manche dagegen handeln und alle Menschen nicht so sind, wie sie sein sollten? Was einst da war, kann wieder kommen. Es ist wenigstens denkbar, daß der Edelmann wieder auf seinen Landsitz zurückkehre, sein Vermögen nicht mehr in Städten verschwende, seine Unterthanen nicht mehr der Willkür habsüchtiger Pächter überlasse. Wäre ich am Steuerruder des Staates, so würde ich, mit Beziehung der Stände, alle Verpachtungen der Unterthanen verbieten, obschon mir unter den Pächtern würdige, liberale Männer bekannt sind. Das Interesse des Pächters ist und muß es sein, den Moment so gut zu benützen als er kann — das des Eigenthümers aber sorgt auch für die Zukunft, und ohne diese Sorge würden die Länder sich bald in Wüsteneien verwandeln. Der Bäume süße Früchte würden uns sehr kärglich erquicken, hätten unsere Vorfahren nicht für uns gesorgt, indem sie die Bäume pflanzten. Sie werden sich verwundern, Freund, daß ich so warm an dem Alten hänge. Ich liebe die Neuerungen, insofern sie Menschen- und Ländercultur, wahre Aufklärung, wahres Fortschreiten des menschlichen Geistes in allen Künsten und Wissenschaften zum Zwecke haben, aber in den Landesverfassungen führen die Neuerungen nur selten zu etwas Besserem. Das Altgewohnte, von den Vätern Ererbte ist uns lieb und theuer geworden, die Erfüllung der Gesetze beruht größtentheils auf der Gewohnheit, auf den alten Formen, und selbst der Throne Festigkeit beruht auf diesem Grunde.

Die Nahrung des Mittelsteiermärkers ist nicht so schmackhaft als die seines höher wohnenden Nachbars. Die weinerlichsingende Sprache desselben wird nur durch die Gewohnheit erträglich. Dem weiblichen Geschlechte steht der selbst verfertigte Strohhut ganz gut, aber es mangelt ihm die Reinlichkeit und die Gewandtheit der Obersteiermärkerinnen. Das

schmutzige Werktagsgesicht erscheint nur anders am Sonntage, wo es gewaschen ist.

Der Wende in der unteren Steiermark, des tieferen Marburger und des ganzen Cillier Kreises, ist wie an Abkunft so auch an Sprache, Sitten und Gewohnheiten von dem deutschen Steiermärker sehr verschieden. Er ist lebhafter, gesprächiger, aber minder arbeitsam als dieser. Wenn er zur Herrschaft kommt und gefragt wird, was er wolle, so bedankt er sich für die Erlaubniß, reden zu dürfen. Er ist jedoch mehr gewohnt, trockenen Befehlen zu gehorchen als überzeugt zu werden. Da der Wende einst durch die Waffen in die Dienstbarkeit der Deutschen kam, so möchte ich fast glauben, daß die etwas harte Behandlung unserer Vorfahren auf seinen niedergehaltenen Nationalcharakter Einfluß hatte. — Der Buchweizen ist eine vorzügliche Nahrung, der Weinbau das wichtigste Geschäft der wendischen Steiermärker. Es gibt Gegenden im Cillier Kreise, besonders an der Grenze Croatiens, wo die Weingärten keines Düngers bedürfen und doch sehr fruchtbar sind. Ueberhaupt gibt es dort sehr gesegnete Gefilde, allein der Fleiß der Menschen steht gewöhnlich mit der Freigebigkeit der Natur im entgegengesetzten Verhältnisse. Die Männer haben einen schlanken Wuchs und bei dem weiblichen Geschlechte findet man edle, geregelte Gesichter, denen das weiße Tuch um den Kopf eine eigene Anmuth gibt. Sie kleiden sich fast ganz in Flachs, und ihr Busen ist meistens sehr voll, weil er von Kindheit an keine Einengung erhält. Wenn zur Winterszeit die Schweineschlachtung vorgeht, besuchen sich die Nachbarn wechselseitig, und bewirthen sich so lange, bis fast Alles verzehrt ist; auch wird dabei wacker gezecht. Der wendische Bauer ist minder sparsam als der deutsche, und wenn in einem Jahre der Wein mißräth, so ist er außer

Stande, seine Steuern zu bezahlen. Es befinden sich fast in allen Gegenden des Cillier Kreises größere und reichere Bauern, die für ihre ärmeren Nachbarn oft die Steuern vorschießen oder sie sonst unterstützen; allein diese Unterstützung ist mit einer Art Abhängigkeit verbunden, die dem Unterstützten nicht selten theuer zu stehen kommt. Der Boden des Cillier Kreises ist für den Wein- und Getreidebau, selbst für die Viehzucht sehr segensreich, aber der Absatz der Erzeugnisse ist dort beschwerlicher, als in den übrigen Landeskreisen, weil er größtentheils nur nach dem benachbarten Illyrien seinen Ausweg findet. Die Steiermark erstreckt sich in die Länge, die Entfernung des Cillier Kreises von der oberen Steiermark ist für den inneren Verkehr zu entlegen, und die dazwischen liegende mittlere Steiermark ist selbst sehr fruchtbar. — Im Cillier Kreise findet man noch Herrschaften, die nasse Grenzen und ihre Unterthanen auf einem Platze beisammen haben, wo hingegen in den übrigen Kreisen eine solsche Vermengung besteht, daß oft jeder Bauer eines Dorfes einer anderen Grundherrschaft dient. Der Ursprung dieser Vermengung ist historisch noch nicht genug ergründet. Bei den deutschen Bauern hat der Amtmann, wozu die Herrschaft gewöhnlich einen wohlhabenden, etwas gebildeten Unterthan wählt, einen bedeutenden Einfluß und sie begeben sich in minder wichtigen Angelegenheiten gern zum Vater Amtmann, wie sie ihn nennen; der Wende hingegen kommt wegen jeder Kleinigkeit unmittelbar zur Herrschaft, daher an einem Amtstage oft zwei, auch drei Beamte vollauf beschäftigt sind, alle Parteien abzufertigen. Einst kam ich an einem solchen Amtstage in die Kanzlei, sah ein Fenster geöffnet und zwischen zwei brennenden Kerzen ein Crucifix auf dem Tische stehen. Als ich den Beamten um die Ursache dieser Erscheinung fragte,

zeigte er mir ein Weib, welches ein anderes um eine Schuld klagte, die, nach der Versicherung der Beklagten, schon bezahlt wurde. Er forderte nun die Klägerin auf, zu schwören, daß sie das Geld nicht empfangen habe; wenn sie aber falsch schwöre, so sollte der Huditsch allsogleich durch das offene Fenster hereingeflogen kommen, ihr den Hals umdrehen und sie zur Hölle schleppen. Mit sichtbarer Angst wich das Weib immer weiter zurück und nahte sich der Thür, indem sie stotternd sagte, sie wolle die Schuld lieber schenken als schwören. Der Beamte verwarf aber ihre Schenkung und forderte, daß sie entweder schwöre oder bekenne, gelogen zu haben. Nach einigem Zaudern gestand sie endlich, daß sie bereits bezahlt sei. Diese Formalitäten bei Eidesablegungen sind auf dem Lande keineswegs überflüssig. Ich sah in der Kanzlei einer Herrschaft ein altes Bild, worauf neben einem wahr schwörenden Bauer ein Engel steht, der falsch schwörende aber vom Teufel fortgeschleppt wird; und man versicherte mich, daß dieses Gemälde schon manchen falschen Eid abgewendet habe. — Möchte doch auch mancher Städter noch so viele Furcht vor dem Teufel haben!

Verzeihen Sie, Freund, diese weiten Abweichungen von meinem Wege. Da ich weiß, daß Sie an meinem Vaterlande so vieles Interesse finden, so glaubte ich, es dürfte Ihnen nicht unangenehm sein, auch etwas von den Sitten seiner Bewohner zu erfahren. Erlauben Sie mir, heute bei meinem alten Jugendfreunde Salmutter zu übernachten, und ich will Sie morgen zu dem schönen Schlosse Ober-Kindberg hinanführen.

Den 7. Mai.

Welch eine schöne Aussicht stellt sich unseren Blicken dar! Sehen Sie, wie die Mürz gleich einem breiten Silberbande durch das fruchtbare Thal sich hinschlängelt, und neben ihr die Völker verbindende Landstraße? Hier unten wohnen gute, bewerbsame Menschen. Vernehmen Sie das dumpfe, monotone Gehämmer der geschäftigen Eisenfabriken? Sehen Sie die hohen Feueressen, welche des Nachts Vulcanen gleichen, die Feuer ausspühen? — Dort aus der Ferne schaut die alte Veste Ober-Kapfenberg so traurig und schaurig auf uns herüber und scheint ihre Nachbarin hier zu beneiden, welche durch den Bruder des gegenwärtigen Besitzers, der auch das Theater und den Tanzsaal in Graz erbaute, eine so geschmackvolle Verjüngung erhielt. Ober-Kindberg, vereint mit den Gütern Hart und Lichteneck, ist jetzt eine Fideicommißherrschaft der Grafen Inzaghi. Die ersten Erbauer dieses Schlosses führten seinen Namen. Schon im zwölften Jahrhunderte erscheint ein Herr von Kindberg als Zeuge. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes wurde dieses Schloß ein Eigenthum der Herren von Schrott, die durch Jahrhunderte hier hausten. Einer derselben schrieb eine Chronik der Steiermark, welche jedoch nie gedruckt wurde, und da wir gerade bei dem ehemaligen Wohnsitze des Verfassers sind, wo er die ländliche Muße zu seiner Schriftstellerei benützte, so glaube ich, es sei hier der schickliche Platz, Ihnen eine Stelle aus dieser Chronik anzuführen, wo sie uns etwas von den alten Grafen von Aflenz und Mürzthal erzählt. Bekanntlich war das Land, welches gegenwärtig die Steiermark heißt, nach der Eroberung der Carolinger bis in das eilfte Jahrhundert in einzelne Grafschaften zerstückelt, und ein nicht unbeträchtlicher Theil gehörte damals noch zu Kärnthen. Kaiser Otto der Dritte

trennte zuerſt dieſen Theil von dem Herzogthume Kärnthen und ſchenkte ihn mit der Grafſchaft Aflenz ſeiner Muhme Beatrix, die ſich mit Albero Grafen von Mürzthal verehlichte. Dieſer Graf wurde hierdurch unter ſeinen Nachbarn mächtig und gefürchtet. Das Gefühl ſeiner Macht gab ihm das Verlangen, noch mächtiger zu werden; und indem, wie ein großer König ſagte, der Appetit kommt, indem wir eſſen, ſo kam auch dem Albero das Verlangen, ſeine großen Beſitzungen noch mehr zu vergrößern, welches uns die Chronik dieſes alten Herrn von Schrott in folgenden Worten erzählt:

„In dem Jahre 1036 kam dem Markgrafen Albero (er hatte den Titel eines Markgrafen angenommen) eine große Begierde, ſeine Herrſchaft zu erweitern, und ſich von dem Joch und den Anſprüchen der Herzoge von Kärnthen vollſtändig loszumachen. Als er aber durch Güte mit ihnen nichts richten konnte, da fing er gleich an, als ein öffentlicher Feind und Straßenräuber, alle Orte im Lande Kärnthen zu bedrängen, ja alle Wege und Straßen, worauf dem Herzog Conrad oder ſeiner Hofhaltung etwas zugeführt wurde, auszuplündern und zu verlegen, welches unter den Landleuten einen ſolchen Schrecken verurſachte, daß ſie ihr Hab und Gut verließen, ſich mit Weib und Kind zu ihrem Herzog verfügten, ſolchen um Hilfe und Beiſtand anriefen, und des verſprochenen Schutzes erinnerten. Aber Herzog Conrad, dem dieſer unverhoffte Einfall des Markgrafen mehr als ihnen allen zu Herzen ging, erſchrak ob dieſer Kunde ſehr hart, daß er eine geraume Zeit kein Wort ausſprechen konnte. Endlich fing er doch an, kümmerlich zu reden, und damit er ihnen allen ein Herz machte, nahm er ſeine Wehr und Waffen zu ſich, zog damit dem Feinde zu, in der Meinung, denſelben unvorbereitet zu ertappen, und aus dem Lande zu vertreiben. Als ihm aber unterwegs geſagt wurde,

daß der Feind sehr stark sei, und er mit den Seinigen nichts ausrichten könne, da schickte er seine Botschaft zum Kaiser Conrad, dieses Namens der Zweite, und ließ ihn unterthänigst bitten, daß er ihm zu Hilfe erscheinen, und ihn vor der Gewalt des hochstrafmäßigen Albero schützen wolle. Widrigenfalls er dies nicht thun würde, so müßte er nothgedrungen seine und des Reiches Feinde, die Ungarn und Böhmen, um Hilfe anrufen, und sich mit ihnen, als den nächsten Nachbarn, wider Willen verbinden. Als der Kaiser diese Botschaft angehört hatte, erließ er ein gemessenes Mandat an den Grafen Albero, er sollte die Waffen allsogleich ablegen, und in sein Land zurückziehen, widrigenfalls er von ihm und dem gesammten römischen Reiche als ein Friedbrüchiger ungestraft nicht bleiben würde. Als dieses bei dem Albero nichts half, und er hierüber nur noch wüthender ward, hat ihn der Kaiser sodann mit Gewalt und Heeresmacht, an die 53.000 Mann stark, überzogen, sich erstlich vor der Veste Karlsberg, darnach vor den Städten Judenburg und Leoben gelagert. Allein der Graf war zu seinem Glücke dem Ungewitter schon entgangen, denn als er benachrichtigt wurde, daß der Kaiser eine so große Mannschaft bei sich habe, da begab er sich allsobald in das hohe und rauhe Gebirge gegen Salzburg, wohin er schon zuvor seine geraubten Schätze geflüchtet hatte. Das Nachsetzen machte dem Kaiser solche Mühe und Aengsten, daß er gezwungen wurde, einen Unterhändler zum Grafen abzuschicken, ihm freundlich zuzusprechen, daß er sich mit dem Kaiser in der Güte versöhne, und die dargebotene kaiserliche Gnade annehme. Aber Albero wollte diesem Antrage nicht trauen, er habe denn zuvor einen Contract gefertigt, in den Händen, daß der Kaiser ihm und seinem Sohne Marquard das Eroberte für eigen übergebe, und ihm sonst alles, was in diesem

Tumult Mißfälliges vorbeiging, herzlich verzeihe. Es mußten daher die Abgeordneten unverrichteter Sache zurückkehren, und sie brachten dem Kaiser nichts anderes, als noch mehr Aengsten und tiefe Sorgen, diesen Handel zu schlichten. Wie aber der dritte Tag verflossen, und fast nichts mehr vorhanden war, das kaiserliche Volk zu verpflegen, zumalen der Graf alle im Lande vorfindigen Lebensmittel schon bevor in seine Schanze bringen ließ, da ergriff der Kaiser seine Feder, und schrieb seinem Feinde einen langen Brief mit dem ausdrücklichen Versprechen, wenn er ihn für seinen Herrn und Kaiser erkennen, die kaiserlichen Völker unberührt zurückkehren lassen, und seine eigenen Leute alsdann sobald abdanken würde; so wolle er ihm von Stund an, nicht allein die Grafschaft, sondern auch Alles, was er in dieser Zeit den Herzogen von Kärnthen abgenommen, als freieigen überlassen.

Graf Albero wollte auch diesem Briefe noch nicht trauen, indem er meinte, derselbe wäre ihm nur zum Schein und aus List geschrieben worden; wenn er den Worten traue, und in das flache Feld sich begebe, da würden die Kaiserlichen über ihn herwischen, und sich seiner Person bemächtigen. Er ließ demnach all die Seinigen zu Rathe berufen, mit dem Begehren, ihm hierinfalls treulich zu rathen, wie er sich auf dieses Schreiben gegen den Kaiser zu verhalten habe. Als nun alle Räthe der einstimmigen Meinung waren, des Kaisers Worten sei zu glauben, und der Graf habe nichts Widriges zu befürchten, da ging dieser zu dem Kaiser, und bat ihn unterthänigst, sein gnädigster Herr und Kaiser verbleiben, und ihn zur vorigen Gnade aufnehmen zu wollen. Der Kaiser, welcher seines Mißtrauens willen mehr, als wegen seiner anderen Vergehungen wider den Grafen erzürnt war, konnte sich bei dem ersten Anblicke nicht mäßigen, daß er ihn nicht

mit scharfen Worten anfuhr, und ihn etwas demüthigte; endlich nahm er ihn doch zu Gnaden an, und damit sich derselbe keiner Bevortheilung beklagen durfte, gab er ihm nicht allein die versprochene Begnadigung, sondern auch die Grafschaft, welche Albero bis zum Jahre 1059, wo er starb, glücklich beherrschte."

Es ward also auch an den romantischen Ufern der so friedlich hinrauschenden Mürz ein Eroberer geboren, der schon vor beinahe achthundert Jahren eine Strategie ausübte, die uns jetzt, wo sie wieder angewendet wird, so neu vorkommt. Zum Glücke der Menschheit war jener steiermärkische Eroberer genügsam, und lebte, als er sein kleines Gebiet erweitert hatte, ruhig mit seinen Nachbarn.

Marquard, Alberos Sohn, wurde ein Schwiegersohn Kaiser Heinrich des Vierten, der ihm das Herzogthum Kärnthen verlieh, jedoch gegen die Verpflichtung, das väterliche Erbe abzutreten, wovon dieser Kaiser den größeren Theil einem Grafen von Steier schenkte, der also der Stammvater der nachherigen Markgrafen und Herzoge der Steiermark, aus dem Geschlechte der Grafen von Traungau, wurde, und von denen mein Vaterland seinen Namen erhielt.

Wir sind jetzt, geliebter Freund, durch das Kindthal in die Gegend von Wartberg gekommen. Sehen Sie dort links auf dem Berge ein verfallenes Schloß, von der Sonne freundlich bestrahlt? Es ist die alte Veste Lichteneck, welche der Stammsitz eines edlen Geschlechtes war, was diesen Namen führte. Nach dem Erlöschen der Herren von Lichteneck wurden die Freiherren von Stadl Besitzer dieses Schlosses, die es in den unglücklichen Zeiten der Reformation ihrer Glaubensveränderung wegen verloren haben sollen. Jetzt ist diese Herrschaft mit der von Ober-Kindberg vereint, zu welcher es ein

Graf von Inzaghi von zweien Fräuleins von Krollolanza erkaufte.

Diese Brücke über die Mürz führt uns zu dem Dorfe Wartberg, dessen freundliche Kirche mich als einen alten Bekannten begrüßt. Sie war einst eine Localie der Pfarre Krieglach, und ist jetzt selbst die Pfarrkirche, in deren Sprengel mein Geburtsort liegt. Ach, mein Freund, verzeihen Sie, wenn ich mich in diesen Gefilden, wo ich mein Sein begann, wo ich die seligen Tage meiner Jugend durchlebte, zu sehr den schwärmerischen Empfindungen überlasse, die mich bei dem Anblicke so vieler altvertrauten Gegenstände zu einer traurigen Wehmuth stimmen! Wie leichtsinnig, wie kalt, wie fühllos müßte der Mensch sein, der nach langem Umherirren in der weiten Welt endlich wieder in die Heimat zurückkehrte und in seinem Busen keine Regungen empfände! Meine Phantasie ist zu lebhaft, zu gefühlvoll mein Herz, um einer solchen Kälte fähig zu sein. — Nur edle Seelen können, werden mich verstehen und den Spott der Menge will ich gern dulden. — Mehrere dieser Häuser gehören meinen ehemaligen Unterthanen; in diesem Pfarrhofe wohnt ein würdiger Greis, der mich noch als Knaben kannte, meinem edlen Vater in der Todesstunde seinen geistlichen Beistand gewährte. Bleibe noch lange, guter Mann, ein sorgfältiger Hirt deiner geistlichen Heerde! Gott gebe dir ein glückliches Greisenalter und einst ein sanftes Hinüberschlummern in eine bessere Welt!

Lassen Sie uns hier links von der Landstraße ein wenig abweichen und einen näheren Weg über die mir so bekannten Felder einschlagen. Sehen Sie dort jenseits der Mürz auf einer kleinen Erhöhung das Schloß mit den vier Thürmen, hinter welchen im Vorhofe eine hohe Linde über Mauern und Thürme emporragt? Es ist — es ist der Ort, wo mich

das Verhängniß des Lebens dunklen Dornenpfad zuerst betreten ließ. — O welche Gefühle wogen in meiner Brust! Alle Bilder der Vergangenheit erwachen in meiner Seele, und mit jedem Schritte wird es beklemmter in meinem Herzen. — Diese alte Capelle mit dem Bilde des Heiligen, dessen Namen ich erhielt, diese Brücke über die Mürz, wo ich so oft dem Spiele der Forellen in den reinen Silberwellen zusah, diese Mühle, diese Schmiede, einst mein Eigenthum, diese drei kleineren Brücken, über die wir wandeln, der freundlich murmelnde Veitschbach, die großen fruchtbaren Wiesen, dort der rauschende Wasserfall nahe an der Gartenmauer, zwischen welchen beiden der Weg nach der Veitsch sich hinschlängelt — alles spricht so mächtig zu meinem Gemüthe, daß ich eilen muß, um unter der schattigen Linde, wo ich so oft als Knabe spielte, ein Plätzchen der Ruhe zu finden. — Hier, wo ich sitze, ruhte er so oft, mein grauer Vater, wenn er von seinen ökonomischen Wanderschaften zurückkehrte, indeß wir Knaben den Schmetterlingen nachliefen oder auf dem Rasen uns herumbalgten; hier saß ich oft als Jüngling, träumte mir eine Zukunft und eine Welt, die ich, leider, nicht gefunden habe, und beneidete die Schwalben um ihre Flügel, um, so wie sie, mich hinausschwingen zu können in die weiten, unermeßlichen Räume der Schöpfung. Hier unter dem grünen Dache der schattigen Linde, bei dem fernen Geräusche des Wasserfalles, senkte sich zuweilen aus den leise lispelnden Aesten der Dichtkunst heilige Muse zu mir herab, und der Jüngling wagte seine ersten Versuche. Wie, unsterbliche Freundin meiner Jugend, die mir die seligsten Stunden meines Lebens gewährte, noch einmal besuchst du mich auf diesem Platze? — Ja, ich folge deinem Drange und will es versuchen, meine heißen Gefühle in kalten Worten auszuströmen.

Kleines Plätzchen auf der großen Erde,
Wo mein Aug' der Sonne sich erschloß,
Mir als Kind am lieben Vaterherde
Silberrein die Lebensquelle floß.

Sei gegrüßt mit deinen heil'gen Mauern!
Hier, wo einst mein Dornenpfad begann,
Scheinet alles über mich zu trauern,
Ach, und spricht mich doch so traulich an.

Wie ein Geist aus andern Weltgefilden
Seinen Staub besucht, so steh' ich hier;
Fremdling ward ich, nur in Traumgebilden
Schwebet die Vergangenheit vor mir.

Was als Knab' und Jüngling ich empfunden,
Was gemüthlich meinem Herzen war,
Seine Wehen — seine Wonnestunden,
Alles stellt sich mir so lebhaft dar.

Diese Thürme, diese traute Linde,
Dort des Baches naher Wasserfall.
Ringsumher die grünen Wiesengründe
Und die Bäume, Berge, Thäler all —

Weh, sie sprechen laut zu meinem Herzen:
Alter Freund, warum entfloheſt du?
Fandst du Trost für deine Seelenschmerzen,
Fandst du in dem Weltgewühle Ruh'?

Was ich suchte, hab' ich nicht gefunden,
Frohsinn, Lebensmuth und Lebensglück
Sind mit meiner Blüthenzeit entschwunden,
Nicht einmal die Hoffnung blieb zurück.

Feindlich mußte mich das Schicksal fassen,
Schleudernd in die öde Welt hinaus;
Hätt' ich euch doch nimmermehr verlassen,
Heim'sche Triften, theures Vaterhaus!

Glücklich, wer auf väterlichen Fluren
Friedlich wohnend, seinen Acker baut,
Nicht sein Schiffchen falschen Dioskuren
Auf dem Meer des Lebens anvertraut.

Einem Irrlicht bin ich nachgezogen,
Hab' mich selbst vom Vaterhaus verbannt,
Um mein ganzes Lebensglück betrogen,
Wurde stets getäuscht nur und verkannt . . .

Schwindet hin, ihr lieben Traumgebilde!
Trauernd ist mein Herz von Wehmuth voll.
Nehmt es hin, ihr traulichen Gefilde,
Dieser Thräne letztes Lebewohl.

Müde sucht der Pilger in der Ferne
Labung — Ruhe nur im stillen Grab.
Und es blickt aus einem bessern Sterne
Lächelnd dann sein Geist auf euch herab.

Den 8. Mai.

Ich war gestern zu bewegt, in meiner Erzählung fortfahren zu können. Mein Geburtsort Pühl (Pichl) ist das Stammschloß der Freiherren von Pühl, welches Geschlecht noch besteht. Ein Franz von Pühl vermachte es seiner Gattin, einer geborenen von Leuzendorf, deren zweiter Gatte ein Freiherr von Gabelkoven war. Vom sechszehnten bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hausten hier die Gabelkoven, von denen dieses Gut, ebenfalls durch die Heirat einer Witwe, an meinen Vater gelangte. Durch mich und meine Nachfolger erhielt die alte Ritterburg in ihrem Innern eine gemächliche Verwandlung, aber sie verlor zugleich jene düstere Ehrwürdigkeit, derer ich mich noch mit einem heiligen Grauen aus den Tagen

meiner Kindheit erinnere. Ich will Sie nicht mit Erzählungen von Geistern und ihren Erlösungen belästigen. Wir hatten ein großes dunkles Zimmer, wo auf einem ungeheuren Ofen das ganze Leiden unseres Erlösers in erhabener Arbeit, und frischen Farben, künstlich dargestellt war. Die kleinen Fenster mit den linsenartigen Scheiben, durch welche das Licht nur schwach durchdringen konnte, die schwarzen Kästen, das bräunliche Getäfel an der Decke des Zimmers, und die Menge Rittergemälde umher in ihren schwarzen Gewändern machten einen so schauerlichen Eindruck, daß sich, wenn der Abend kam, kein weibliches Wesen dieses Zimmer allein zu betreten getraute. Hier war es, wo ich als Knabe und Jüngling gern verweilte, weil sich schon damals meine Phantasie so oft mit der Geschichte der Vorzeit beschäftigte. Besonders gefiel mir eine schöne Rittersfrau mit blauen Augen und blonden Haaren, die, in Lebensgröße dastehend, mich so freundlich anlächelte; aber ich bedauerte sie zugleich recht herzlich, daß ihr das Schicksal keinen schönern Gatten gab; denn der hochfürstlich Salzburg'sche Hofkriegsrath Ritter Rarwolf hatte ein zu rothes Silenengesicht, und die Kupfernase stach noch mehr hervor aus dem schwarzen Gewande und den vielen goldenen Ketten. Vor diesem Ritter fürchteten sich alle Mägde des Schlosses. Oft schlich ich mich auch hinauf unter das Dach zu jenem Thurme, wo sich die Reliquien der Vorzeit befanden. Vorzüglich bewunderte ich dort einen prächtigen sammtenen Turniersattel, der in seiner Art ein wahres Meisterstück der Kunst war; auch versuchte ich meine Kraft an den alten Waffen, und beklagte es herzlich, nicht wenigstens zweihundert Jahre früher zur Welt gekommen zu sein. So träumt sich der Mensch die Vorzeit und die Zukunft immer besser als die Gegenwart; und in diesem unglücklichen Wahne verachtet er

was sich ihm gegenwärtig darbietet, und sein Leben schwindet nur allzuoft in eitlen Hoffnungen genußlos dahin.

Bevor wir meinen Geburtsort verlassen, bitte ich Sie, mit mir noch einen kleinen Spaziergang nach jenem engen Thale zu machen, aus dem dieser Bach hier hervor rieselt. Unansehnlich ist die Quelle da, die mich schon als Kind so oft in Schlummer lullte, und doch so wohlthätig, besonders für die Besitzer dieses Schlosses und seiner Umgebungen. Alle Wiesen, die sie bewässert, sind außerordentlich fruchtbar, und haben daher einen besondern Werth. Die Sägemühle hier, die von ihr getrieben wird, gewährte mir einst einen reichlichen Ertrag. Sogar der niedrige Steg hier, der über einen Theil des Baches zur Sägemühle führt, hat für meine Jugenderinnerungen ein gemüthliches Interesse. Ich hatte als Knabe in der Höhlung eines Pfeilers der Sägemühle ein Rothschwänzchennest gefunden. Täglich besuchte ich meine lieben Vögelchen, und verbarg meinen wichtigen Schatz Jedermann, besonders aber meinem jüngern Bruder, der mir gern Alles nahm, was ich hatte, worauf es dann immer hieß, ich müßte klüger sein, und nachgeben. Mein Bruder bemerkte meine öfteren Besuche auf der Sägemühle, schlich mir nach, fiel über diesen Steg, und obschon er kaum benetzt wurde, mußt' ich es doch schwer entgelten. Als ich mich wieder zu meinem Schatze wagte — war er schon ausgeflogen. Lassen Sie uns durch das Erlengebüsch, längs dem Ufer dieses Baches fortwandeln, seine vielen Abfälle, wo die Wasserleitungen angebracht sind, beschauen, bis wir die Veitsch erreichen, welcher Ort ihm seinen Namen gibt. — Hier sehen Sie einen der gräflichen Familie Schärfenberg gehörigen Hochofen, worin das Erz geschmolzen wird, welches der Menschenfleiß aus einem Berge des tieferen Hintergrundes dieses Thales hervorbringt.

Dieſes Bergwerk ward erſt in den Tagen meiner Jugend gefunden, in der denkwürdigen Epoche, als der unvergeßliche Joſeph der Zweite die Induſtrie ſeiner Unterthanen ſo wohlthätig zu erwecken wußte. Die Pfarre und Herrſchaft allhier, welche von ihrem Schutzpatron, dem heiligen Veit, den Namen Veitſch erhielt, gehört ſeit Jahrhunderten zu dem Benedictinerſtifte St. Lambrecht. Die Bewohner dieſes einſamen Erdenwinkels unterſcheiden ſich durch manche Eigenheiten von den übrigen Mürzthalern. Man möchte faſt glauben, daß ein anderer Volksſtamm der Deutſchen ſich einſt dort angeſiedelt habe. An Accent und Ausdrücken hat ihre Sprache einige Verſchiedenheit, ſo wie auch an der Kleidung ſie auffallend abweichen. Die Erzeugung der Kohlen iſt ihr vorzüglichſter Erwerb, aber äußerſt beſchwerlich und mühſam ihr Feldbau. Die faltigen Strümpfe verdicken die Füße des weiblichen Geſchlechtes. Bei den Hochzeiten kommt die Braut in einem ſchwarzen Mantel zum Traualtare, und dieſen Mantel müſſen die Mütter auch tragen, wenn ſie ſich, nach der Geburt eines Kindes, in der Kirche ſegnen, oder, wie man es nennt, fürſprengen laſſen. Man weiß die Urſache nicht, warum in dieſem Thale die Weiber minder fruchtbar ſind, denn anderswo; allein dieſer Umſtand iſt wohlthätig für unglückliche Mädchen anderer Gegenden, welche früher Mütter als Gattinnen werden. Schon viele arme Kinder der Liebe fanden in der Veitſch gute Verſorgung, und erbten dort anſehnliche Bauerngüter. Lächelnd hört' ich oft zu, wenn die guten, aber wohl ſehr ſimpeln Veitſcher die Litanei von dem Leiden unſers Erlöſers beteten, und immer die Worte hinzuſetzen: Freue Dich, Maria! — Doch der gute Vater im Himmel ſieht ja mehr auf unſere Herzen, als er auf unſere Worte horchet. Auf dem Wege, den wir hier wandeln, gehen alljährlich mehrere hundert

Wallfahrer vor dem Schloſſe Pichl vorbei, durch die Veitſch, über die Alpen nach Maria Zell; beſonders wählen viele Ungarn dieſen Weg. Auch ich machte einſt dieſe Wallfahrt, wurde auf der Alpe von einem Donnerwetter überfallen, welches ſich aber bald in die Tiefe ſenkte, und mir das prächtige Schauſpiel gewährte, den Donner unter mir rollen zu hören, und die meiſten Blitze gegen Himmel aufwärts fahren zu ſehen.

Wir haben jetzt die Landſtraße wieder erreicht, und wandeln dem anſehnlichen Flecken Krieglach zu, wo ſich die vorletzte Poſt Station der Steiermark, gegen Oeſterreich zu, befindet. Hier war einſt der Wohnſitz meiner Väter; auch hier erinnern mich ſo viele Gegenſtände an die Begebenheiten meiner Jugend. Auf dieſem Platze vor dem Poſthauſe hob mich meine Mutter als kleinen Knaben empor, um der in ihrem Reiſewagen ſitzenden guten Landesmutter Maria Thereſia die Hand zu küſſen. Ach das Bild dieſer wahren Wohlthäterin ihrer Unterthanen hat ſich ſo tief in meine Seele gedrückt, daß ich es bis zu meinem Tode behalten werde! — — — Verzeihen Sie, Freund, daß ich Sie jetzt auf den Kirchhof führe. In dieſer Niſche an der äußern Kirchenmauer ſagt Ihnen die Inſchrift, daß hier der Ruheplatz meines Vaters und mütterlichen Großvaters ſei. — Friede eurer Aſche, edle Greiſe! Deutſcher Biederſinn war die ſchönſte Zierde eures Charakters. Wohl euch, daß ihr hier ſchlummernd die traurigen Epochen nicht erlebtet, welche euer geliebtes Vaterland erdulden mußte. Ihr wandeltet ſo ruhig durchs Leben hin; durftet nicht mit jedem Tage vor einer ungewiſſen Zukunft beben. Wie oft, guter Vater, erzählteſt du mir von dem Glücke der Steiermark, nie den Beſuch eines Feindes beſorgen zu dürfen; wie oft horchte ich dir zu, wenn du von den Heldenthaten

Eugens, oder von dem siebenjährigen Kriege sprachest. — O guter Vater, viel — viel mehr könnte ich dir jetzt erzählen! — Ruhet sanft, ihr heiligen Reste meiner Väter! Bald werd' auch ich sie finden, diese Ruhe. Ich scheide von euch mit dem tröstlichen Gedanken, daß es über jenen flimmernden Sternen eine bessere Welt — daß es dort ein Wiedersehen geben müsse.

Jenes kleine Schloß auf der Anhöhe, jenseits der Mürz, ist der Wohnsitz eines braven Mannes, der sich Seßler nennt. Obgleich nicht zu diesem Fache erzogen, wußte sein Genie die Verarbeitung des vaterländischen Eisens zu allerlei nützlichen Werkzeugen und neuen Handelsgegenständen auf einen Grad von Vollkommenheit zu bringen, der ihn zu einem verdienstvollen Bürger des Staates macht. Auch hat er durch seine warme Theilnahme für unsere vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, einen edlen Patriotismus bewiesen.

Das moderne Landhaus dort jenseits der Mürz, im Hintergrunde der schattigen Haine, die bis zu uns her an die Landstraße reichen, ist das Gut Feistritz, welches von einem Herrn von Reichenberg, der auch dort den Eisenhammer erbaute, diese verjüngte Gestalt erhielt. Es gibt mehrere Schlösser und Orte in der Steiermark, welche Feistritz heißen; auch gab es einst ein ansehnliches Edelgeschlecht dieses Namens, von dem vielleicht jene Orte ihre Benennung erhielten. Sehen Sie hier, neben diesem an der Straße stehenden Eisenhammer, eine große Wiese, in deren Mitte eine alte Linde majestätisch sich erhebt? Sie war einst, der Sage nach, das Eigenthum eines alten Weibes, welches den Wein so sehr liebte, daß ihr endlich die ganze Wiese durch die Kehle rann. Sie wird daher noch gegenwärtig die Seitelwiese genannt.

Die öden Mauern hier rechts auf einem hohen und steilen Berge, die so traurig auf die Straße herabschauen, und dem Wanderer die Zerstörungssucht der Menschen gleichsam zu klagen scheinen, sind die Trümmer des alten Schlosses Hohenwang. Noch in den neueren Zeiten war diese stattliche Ritterburg, zu welcher man einst nur über drei Zugbrücken gelangen konnte, ein schönes Monument der Vorzeit. Ich selbst durchwandelte noch als Knabe alle Gemächer dieses Schlosses; sah die Mühle, welche von Menschen getrieben, bei einer Belagerung benützt ward; sah die Rüstkammer mit den Lanzen, Harnischen und alten Luntengewehren aus den Zeiten der ersten Erfindung des Schießpulvers; sah das lange Redehorn, durch welches hinab auf den in der Ebene liegenden Krotenhof, einer zu Hohenwang gehörigen Meierei gesprochen ward; sah den Rittersaal mit üppigen Gemälden aus der römischen Fabellehre; sah das Bildniß eines ungeheuer großen Hirschen, der einst mit den Rindern täglich auf die Weide getrieben, und dort von einem unwissenden Jäger erschossen ward; sah endlich die alte Schloßcapelle mit dem Bilde Maria Heimsuchung, an welchem Festtage sie von vielen Wallfahrern besucht wurde, die sich dann unter den vor dem alten Schlosse stehenden alten Linden lagerten, und dort der reinen Luft, der schönen Aussicht genossen. Der letzte Bewohner dieser Veste war ein Einsiedler, der wie ein Anachoret lebte, und im Rufe der Heiligkeit starb. Bei einem Donnerwetter eilte er, nach alter Sitte, jedesmal auf den Schloßthurm, um die Glöckchen zu läuten; und dort war es, wo ihn ein Blitzstrahl zu einem noch höheren Wohnsitze beförderte. Die Erbauung eines neuen Schlosses in der Ebene, vor dem Krotenhofe, hatte bald nach des Einsiedlers Tod die Zerstörung des alten zur Folge, wie denn immer in der Welt

— physisch und moralisch — das Alte von dem Neuen verdrängt wird. Die ältesten Besitzer von Hohenwang — in so weit sie nämlich in der Vaterlandsgeschichte bekannt sind — waren die Herren von Gallenberg. In der Epoche des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Erbstreit Kaiser Friedrichs des Dritten mit seinem Bruder Albert einen inneren Krieg verursachte, theilte sich der ganze Adel in zwei Parteien. Albert unterlag; seine Anhänger wurden als Rebellen behandelt, und da der Besitzer dieses Schlosses einer derselben war, so ging es für die Familie Gallenberg verloren. Diese Herrschaft ward hernach der Familie Schärfenberg gegeben, und vielleicht geschah dies, weil man wußte, daß die Gallenberger und die Schärfenberger Eines Ursprungs sind. Valvasor in seiner Chronik von Krain erzählet uns, es sei im Jahre 928 ein Abkömmling der Herzoge in Franken, Arnolph genannt, nebst mehreren anderen edlen Rittern, zur Beschützung der Grenzen des römischen Reiches in die wendische Mark gekommen, und habe sich in Unterkrain, auf einem hohen und scharfen (steilen) Berge, ein Schloß erbaut, dem er nach seiner Lage, den Namen Scharfenberg gab. Arnolph hatte drei Söhne. Der Aelteste blieb auf dem väterlichen Erbe, und wurde der Stammvater der Herren von Schärfenberg. Der Zweitgeborne erbaute sich ein Schloß, welches er Gallenberg nannte, wovon seine Nachkommen sich den Familiennamen gaben. Der Drittgeborne erbaute sich das Schloß Siebeneck, doch seine Nachkommen, welche sich von diesem Schlosse benannten, und sieben Ecke in ihrem Wappen führten, sind schon lange erloschen. Die Herren von Schärfenberg waren einst in Krain sehr mächtig, und hatten dort große Besitzungen. Als im Jahre 1293 gegen Meinhard Herzog von Kärnten, dem damals auch Krain zugetheilt war, eine innere Empörung entstand,

trat auch Wilhelm von Schärfenberg zu den Verbündeten. Diese wurden geschlagen, und als Schärfenberg, von seinem Vetter, dem herzoglichen Feldhauptmann Conrad von Aufenstein, tödtlich verwundet vom Pferde sank, zog er sterbend einen Ring vom Finger, und gab ihn seinem Besieger mit den Worten: „Aufensteiner! so lange du diesen Ring mit dem Edelstein, der mir von einer unbekannten und hernach nie mehr gesehenen Jungfrau in dem Walde bei Schärfenberg geschenkt ward, bei dir trägst, und wider deinen rechten Herrn nichts thust, wird es dir an Ehr' und Gut nicht zerrinnen". Des Ringes Wunderkraft soll sich erprobt haben. Die Aufensteiner waren glücklich, reich und mächtig, bis Friedrich von Aufenstein im Jahre 1396 gegen seinen Landesfürsten sich empörte, und, der Letzte seines Stammes, im Kerker starb.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist also die Herrschaft Hohenwang ein Eigenthum der Grafen und Herren von Schärfenberg, die auch einen König von Bulgarien unter ihre Ahnen zählen, und noch gegenwärtig eine Königskrone in ihrem Wappen führen. — Sehen Sie, Freund, hier rechts, nicht fern von der Straße, ein Haus, und unweit desselben zwei sogenannte Maibäume, zwischen denen drei Kränze hängen? Hier war einst der Turnierplatz der Besitzer von Hohenwang; daher dieser Ort den Namen Sprengzaun führt, und noch gegenwärtig der Unterhaltung geweiht ist, indem hier oft auf die Scheibe geschossen, gespielt und getanzt wird.

Das Scheibenschießen ist ein Lieblingsvergnügen der deutschen Steiermärker. Gute Schützen machen oft weite Reisen, um an den Hauptschießen, die gegeben werden, Theil zu nehmen. Wenn man im Lande mehrere Schießstätten errichtete, kleine Feste bestimmte, und den Bauerburschen erlaubte, an Sonn- und Feiertagen Nachmittags sich dort mit Scheibenschießen zu

unterhalten, so könnte dies dem Staate — im militärischen Sinne — manchen Nutzen gewähren.

Wie mancher wandernde Ritter, wenn er, wie wir, auf der Heerstraße an diesen Platz kam, wird die Gastfreiheit jener Zeiten benützt, hier eingesprochen und eine Lanze gebrochen haben. Wer eine Tochter der Besitzer von Hohenwang zur Gattin verlangte, mußte einen großen mit Wein gefüllten Humpen in der Hand, auf seinem Hengste von dem Schlosse zu diesem Turnierplatze herabsprengen, den Humpen unterwegs, ohne etwas zu verschütten, austrinken, und hier einen der drei zwischen den Maibäumen hochhängenden Kränze herabschießen. Der Humpen befindet sich noch bei der Familie der Herren von Schärfenberg, wann aber hier der letzte Kranz herabgeschossen ward, weiß ich nicht zu sagen. Man erzählte mir in meiner Jugend, daß noch die Mutter des gegenwärtigen, würdig ergrauten Familienhauptes der Grafen und Herren von Schärfenberg, an jedem Sonnabende einen Bund Schlüssel an der Seite hängend, mit Ochsen von dem hohen Schlosse zu dem Krotenhofe herabgefahren sei, um dort den Dienstgesinde aus den Speisekammern die Nahrung für eine Woche hervor zu geben. Wie haben sich doch seit ein paar Generationen unsere Sitten geändert! Ich lobe mir die patriarchalischen Zeiten, wo sich selbst die Königstöchter nicht schämten, vom Brunnen Wasser zu holen. Der Ackerbau und die Landwirthschaft sind die edelsten und natürlichsten Beschäftigungen der Menschen. Die Procente, die wir durch unsern Fleiß der Natur abwuchern, sind im moralischen Sinne der unschuldigste aller Erwerbe; denn die meisten der übrigen gründen sich auf eine Art Bevortheilung unseres Nächsten, und verderben das Herz. So lange unser Adel auf seinen Gütern lebte, waren seine Sitten reiner, seine Gesinnungen

adeliger; er war glücklich, reich und mächtig. Es war ihm verboten, bürgerliche Gewerbe zu treiben; jetzt scheint der Edelmann Bürger, und der Bürger Edelmann geworden zu sein. Verwechslungen dieser Art sind dem Grundsysteme unserer Verfassung entgegen, und können keine guten Resultate hervorbringen.

Den 9. Mai.

Der Flecken, in dem wir übernachteten, heißt Langenwang, und ist der Herrschaft Hohenwang dienstbar. In der Gruft der Pfarrkirche ruhen Viele des Geschlechts Schärfenberg. Oft beschaute ich als Knabe das wirklich schöne Monument eines Schärfenberg, von röthlichem Marmor, wo er in Lebensgröße, in voller Rüstung daliegend, vorgestellt ist. Weil dieser Ritter ein Anhänger der Reformation war, so ward bei Kirchenvisitationen öfters befohlen, dieses schöne Denkmal hinweg zu räumen; allein keiner der Pfarrer wollte sich hierzu entschließen. Auf dem Kirchhofe ruht die Asche eines italienischen Duca, den hier der Tod auf der Reise in den Armen seiner geliebten Reisegefährtin auf eine schauderhafte Art ereilte. — In diesem Pfarrhause habe ich als Knabe zwei bittere Jahre durchlebt. Ich sollte hier den ersten Unterricht im Latein erhalten; allein mein Lehrer brachte mir viele Schläge, aber wenige Kenntnisse bei. Es sei ihm im Grabe verziehen; denn Niemand kann mehr geben, als er besitzt. — Späterhin wohnte hier als Dechant einer meiner geliebtesten Jugendfreunde, an Geist und Herzen und literarischen Kenntnissen gleich unübertrefflich, bei dem ich manchen glücklichen Tag verlebte, der mich auch oft auf meinem väterlichen Wohnsitze besuchte. Einen doppelten Werth hat auf dem Lande der

Umgang mit einem wahren gebildeten Freunde für den besseren gefühlvollen Menschen. Zur Pfarre Langenwang gehören mehrere enge und rauhe Seitenthäler. In den Gemeinden Trabach und Predul werden die Bewohner im Winter so verschneit, daß sie oft Monate lang nicht zur Kirche kommen können. Wenn dann Jemand stirbt, so muß er ohne geistlichen Beistand aus der Welt gehen; die Leiche wird auf den Dachboden gelegt, und bleibt dort festgefroren so lange, bis es die Witterung zuläßt, sie zur geweihten Ruhestätte zu bringen. In diesem Dorfe (Büchelwang) war ich einst bei einer Feuersbrunst zugegen, welche mehrere Häuser in Asche verwandelte. Es war im Spätherbst und schon sehr frostig, da sah ich, wie ein Bauer sich ganz gelassen bei den noch brennenden Resten seines Hauses wärmte! Seine stoische Gelassenheit verdiente noch mehr Bewunderung, weil er eben nicht bemittelt war. —

Das Mürzthal beginnt jetzt enger und auch klimatisch rauher zu werden. Hier rechts auf dem waldigen Berge sollen noch die Spuren eines Schlosses zu finden sein, von dem jedoch selbst der Name verloren ging. Noch ist hierunter an der Mürz der Ausgang eines geheimen Weges zu sehen, der, unter der Landstraße durch, zu jener Höhe hinanführen soll. Dunkle Sagen von Schätzen, welche dort der Teufel bewache, haben sich noch unter dem Landvolke erhalten. Vielleicht war hier oben der Wohnsitz der alten Grafen von Mürzthal, da man sonst gar keinen Ort kennt, wo sie einst gehaust haben könnten.

Wir stehen jetzt vor dem Thore des Marktes Mürzzuschlag; doch muß ich Sie bitten, mit mir hier links einen Seitenweg einzuschlagen, noch länger an den Ufern der Mürz hinzuwandeln, bis wir, nach einer zweistündigen Wanderschaft,

das nun aufgehobene Cistercienserstift Neuberg erreichen. Die Weite des Weges wird durch seine romantischen Schönheiten reichlich vergolten werden. Das im Jahre 1786 aufgehobene Cistercienserstift Neuberg wurde von Otto dem Fröhlichen, einem Sohne Kaiser Alberts des Ersten, im Jahre 1327 gestiftet und erbaut. Dieses Stift hatte seine Entstehung nicht sowohl der Andacht, als der Liebe zu verdanken. Herzog Otto verehelichte sich mit einer schönen Prinzessin aus Baiern, die seine nahe Blutsverwandte war, und mußte für die von Rom erhaltene Dispens sich verpflichten, drei Klöster zu erbauen. So entstanden ein Augustinerkloster zu Wien, die Karthause Gamming in Oesterreich, und Neuberg in der Steiermark, welchem letzteren die schöne Gattin des Stiftes auch ihre eigenthümliche Herrschaft Reichenau, am Schneeberge in Oesterreich, schenkte, die jedoch, noch einige Jahre vor der Aufhebung des Stiftes, an die Gewerkschaft in Eisenerz verkauft wurde. Das Stift selbst ist mit anderen Abteien verglichen — nicht besonders ansehnlich; desto herrlicher und prächtiger ist der große, hohe, helle gothische Tempel, mit einer Doppelreihe von Säulen, durchaus von Quaderstücken erbaut. So oft ich diese Kirche betrat, durchbebte mich ein heiliger Schauer. Es machte diesen Mönchen Ehre, daß sie mehr für die Pracht ihrer Kirche als den Prunk ihrer Abtei sorgten. Ueber der Sacristei führt eine Wendeltreppe von vier und siebenzig Stufen bis zum Kirchendache. Die Kirche vom Fuße bis zum Dache, das Dach selbst, und der Thurm auf der Kirche, haben alle drei eine gleiche Höhe; es beträgt somit jedes den dritten Theil der Höhe des ganzen Gebäudes bis zur Thurmspitze. Der Bau dieser Kirche ward erst im fünfzehnten Jahrhunderte vollendet. Man erzählt, das Stift habe — so lange der Bau dauerte — einen Donauzoll in

Oesterreich, und einen Antheil an der Salzpfanne zu Aussee genossen: daher wurde so langsam gebaut. Bei der Entstehung des Stiftes war noch diese ganze Gegend, von Menschen unbewohnt, ein Wohnsitz der Hirsche, Bären und Wölfe. Nur ein landesfürstliches Jagdhaus stand dort, welches den Stifter zuerst auf die Idee brachte, hier eine Abtei zu erbauen, und die wilde Gegend durch den Fleiß der Mönche urbar zu machen. Ueberhaupt waren gewöhnlich mit solchen geistlichen Stiftungen auch weltliche Zwecke verbunden. Die meisten Stifte dieser Art wurden in Wildnissen erbaut, die dem Besitzer fast gar keinen Ertrag gewährten. War der Stifter ein Privater, so hielt er sich und seinen Nachkommen die Schirmvogtei bevor, wofür die Mönche ihren Erwerb mit ihm theilen, und noch für ihn beten mußten. War der Stifter der Landesfürst selbst, so verbesserte er hierdurch sein Land, und verschaffte sich neue steuerbare Unterthanen. Wenn wir jetzt den Reichthum und die großen Besitzungen mancher Abteien bewundern, so müssen wir bedenken, daß der Ursprung des Stiftes, wo die Mönche noch selbst ihre Felder bestellten, keineswegs so glänzend war. Ihr Fleiß und ihre späteren Erwerbungen, die, wie der alte Ausdruck sagt, in die todte, nichts mehr von sich gebende Hand fielen, brachten diesen Reichthum hervor. Wenn man durch Jahrhunderte sammelt, und von dem Gesammelten wenig oder nichts mehr weggibt, so muß man doch endlich reich werden.

Das Stift wurde neben dem kleinen Jagdschlosse, welches auf einem nicht hohen Felsen lag, erbaut, und beide Gebäude hingen durch eine hohe Brücke zusammen.

Als die Türken im sechszehnten Jahrhundert das erste Mal Wien belagerten, kam auch eine Horde derselben nach Neuberg. Die besten Schützen dieser Gegenden hatten sich in

dem Jagdschlosse versammelt, und als die Feinde durch das Thor des Stiftsvorhofes ritten, fiel auf den ersten Schuß ihr Anführer todt vom Pferde. Dies erschreckte die Uebrigen, welche alsogleich die Flucht nahmen. Der Ort, wo der gefallene Türke begraben ward, wird noch jetzt von den Bauern das Heidengrab genannt. Bald nachher fiel es einem Abte ein, dieses Jagdschloß nicht mehr stehen zu lassen. Ein Franciskaner von Mürzzuschlag, der in der Erinnerung, daß der Erfinder des Schießpulvers (Schwarz) ein Mönch seines Ordens war, sich gern mit den Wirkungen dieser neuen Erfindung, die leider in der Welt so viel Böses hervorbrachte, beschäftigte, bot sich an, den Felsen, worauf das Jagdhaus stand, mit Pulver so zu sprengen, daß die ganze Masse rechts, in das so genannte Schenkfeld fallen müsse. Man nahm seinen Antrag an; aber die Wirkung der Mine fiel so unglücklich aus, daß das brennende Dach des Jagdhauses auf das Stiftsgebäude fiel, welches — mit Ausnahme der Kirche — ein Raub der Flammen ward. Um von den Bauern nicht erschlagen zu werden, mußte der Franciskaner über die Gebirge in sein Kloster nach Mürzzuschlag zurück fliehen.

Der Stifter dieser Abtei liegt mit seiner Familie im Capitelhause begraben. Unter demselben führt zur Gruft, wo dessen Gebeine ruhen, eine verdeckte, unterirdische Treppe. Ueber dieser Stätte ist im Capitelhause ein marmorner Sarkophag errichtet. Dieses schöne Monument wurde nach Aufhebung des Stiftes von einigen Elenden — vermuthlich in der Hoffnung, einen Schatz zu finden — erbrochen und sehr beschädigt. So zerstören die Menschen selbst, was die Zeit verschonte.

Neuberg ist fast durchaus gebirgig, von schmalen, engen Thälern durchschnitten. Das Wasser, die Berge und die Luft erinnern jeden gereisten Fremdling an die so oft beschriebenen

und besungenen Gefilde der Schweiz. Der größte ebene Raum findet sich in der Gegend des Stiftes; sonst begrenzen es hohe Gebirge, unter welchen die Rax-, Schnee-, Naas-, Laa- und Veitschalpen die vorzüglichsten sind. Die schönste, wiewohl nicht die höchste, ist die nächst am Stifte, gleichsam in seinem Rücken emporragende Schneealpe. Sie hat oben einen weiten, ziemlich flachen Boden, worauf sich die sogenannten Schwaighütten befinden, die im Sommer von den Hirtinnen (in der ganzen oberen Steiermark Schwaigerinnen genannt) bewohnt werden. Diese stattliche Alpe hat eine vorzüglich gute Weide; doch kann sie das Vieh nur in den Monaten Juli und August genießen, weil es das rauhe Klima nicht länger gestattet. Zwei Stunden Weges inner Neuberg, im Angesicht der Veitschalpen, liegt Mürzsteg, nahe daran der Königskogel, und die berühmte Proleswand mit tiefen Grotten, verschlungenen Gängen und Hohlwegen. Weil die Untersuchung dieser wirklich merkwürdigen Berghöhle beschwerlich und gefahrvoll ist, so träumte das Landvolk, es sei darin gediegenes Gold, wie Tannenzapfen herabhängend, zu finden. Die öftere Erscheinung unbekannter Fremdlinge bestärkte es in diesem Wahne; allein diese — meist Italiener — suchten nur die Speikpflanze, welche die Orientalen zu ihren Bädern gebrauchten, um die von den Genüssen der Wollust geschwächten Glieder zu stärken. Eine sehenswürdige, tiefe Felsengrotte befindet sich auch nahe am Stifte, bei dem sogenannten Steinbauer, wo auch Krystalle zu finden sind. Die Gewässer der Mürz werden von Aeschen und sehr guten kernigen Forellen bewohnt, die bei dem Ursprunge dieses Flusses, weit hinter Mürzsteg, schwarz und blind sein sollen.

Neuberg hat einen beträchtlichen Eisenbau, den besonders der vorletzte Abt, Joseph von Erco, sehr emporbrachte. Nach Aufhebung des Stiftes wurde hier eine landesfürstliche Rohr-

fabrik errichtet und die ganze Herrschaft ward dem Militär übergeben. Vor zwei Jahrhunderten bestand auch in der Gegend Altenberg ein Kupferbergwerk, das aus der Erde hervorströmende Wasser verhinderte aber die Fortsetzung dieses Baues. Selbst Gold will man in einigen Gießbächen gefunden haben, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Berge meines Vaterlandes noch viele unbekannte Schätze in ihren Eingeweiden enthalten. Unfehlbar wird die Verbreitung mineralogischer Wissenschaften, welche jetzt in unserem Joanneum so gründlich gelehrt werden, zur Entdeckung der im Lande hier und dort verborgenen Naturschätze Vieles beitragen. Noch vor dreißig Jahren fand man an dem Gebirgsvolke zu Neuberg einen herrlichen Menschenschlag. Mit einem großen, schlanken, starken und schönen Körperbau verband es eine seltene alte Sittenreinheit und zeichnete sich selbst durch eine bessere deutsche Mundart unter den übrigen Steiermärkern aus. Da sich die Neuberger fast nie in fremde Eheverbindungen einließen, so erhielt sich ihr alter Stamm ohne Entartung; daher waren aber auch die Verwandtschaften unter den Ortsfamilien so sehr ausgebreitet, daß es — nach dem alten canonischen Kirchenrechte — fast bei jeder Eheverbindung einer geistlichen Dispens bedurfte. Als nach Aufhebung des Stiftes viele Fremdlinge in diesen Erdenwinkel kamen und dort eine große Fabrik errichtet ward, verschlimmerten sich die Sitten, und mit ihrem Verfalle verliert sich auch die schöne Menschenrace.

Die Aufhebung dieses Stiftes erfüllte das ganze Mürzthal mit Trauer. Es war in jeder Rücksicht ein angenehmer Ort, wo jeder Gast gern verweilte. Nicht blos die Kehle und der Magen, sondern auch der Geist fand dort seine Erquickung. Die letzten zwei Aebte wußten ihre jüngeren Conventualen

mit einer Liebe zu den Wissenschaften zu entflammen, welche, wäre die Aufhebung nicht erfolgt, dieses Stift in kurzer Zeit zu einer gelehrten Akademie erhoben haben würde. Nicht nur die classischen Werke der Alten, sondern auch die neuesten literarischen Erscheinungen und Journale waren dort zu finden; die neuen wie die alten Sprachen wurden studirt; selbst der Dichtkunst wurde gehuldigt. Ich sah wie der Pater Novizenmeister mit seinen Zöglingen spazieren ging, indem er mit ihnen den Virgil oder Horaz las.

Es ist wohl gewiß, daß solche Stifte vorzüglich geeignet sind, sich zu gelehrten Akademien zu erheben. Wer sich ganz den Wissenschaften weihen will, muß unbeweibt, ohne Nahrungssorgen, an einem geräuschlosen Orte leben, wo er sich ungestört seinem süßen Hange hingeben kann. Was solche Stifte, wenn sie eine gute Richtung erhalten, leisten können, beweist uns gegenwärtig das Benedictinerstift Admont. Möge der Geist, möge der heiße Drang nach Geistesbildung, den der edle Abt in seinen Conventualen durch unermüdetes Streben erweckte, zum Wohl meines Vaterlandes noch lange fortwirken, ja dann noch fortwirken, wenn schon der verdienstvolle Patriot des Lebens Sorgen abgelegt hat! Mit froher Zuversicht dürfen wir hoffen, daß uns aus diesem wahrhaft nützlichen Stifte noch mancher brave Lehrer hervorgehen werde.

Wenn die Beförderer der Künste und Wissenschaften schon zu allen Zeiten Wohlthäter des Menschengeschlechtes waren, indem nur sie den Menschen zum Menschen erheben, so ist jetzt diese Beförderung für alle weisen Regierungen doppelt wichtig geworden, weil hierauf die Existenz der Staaten beruht. Eine Nation, die in ihrer Geistesbildung mit dem Genius der Zeit nicht gleichen Schritt hält, wird bald in Dürftigkeit versinken und endlich die Beute des klügeren

Nachbars werden. Es hat nun der Geist die Herrschaft über die Kräfte der rohen Massen errungen, und selbst in der Kunst, Menschen zu morden, weiß er sie zu behaupten.

Wir sind jetzt nach Mürzzuschlag zurückgekehrt, wo sich die letzte Poststation in der Steiermark befindet. Dieser landesfürstliche Markt ist von mehreren beträchtlichen Eisenhämmern umgeben, von denen die Freiherren von Königsbrunn die ansehnlichsten besitzen. Hier ward Abund Kuntschak, Abt zu Rein, geboren, dessen Verdienste schon Kaiser Joseph der Zweite zu würdigen wußte und der späterhin durch seine Kenntnisse als Verordneter der Stände dem Vaterlande nützte. Hier befindet sich auch ein patriotischer Hammersgewerke (Wallner), der sich gegen unser Joanneum sehr großmüthig bewies.

Wir wandeln jetzt dem letzten Orte in der Steiermark zu. Er wurde einst Spital im Zerrewald und wird jetzt Spital am Semmering genannt. Hier erbaute der letzte Traungauer und erste Herzog der Steiermark im zwölften Jahrhundert ein Spital, oder Hospitium, für die über den Semmering nach Palästina ziehenden Kreuzfahrer. Als die Kreuzzüge aufhörten, kam dieser Ort mit seinen Besitzungen an das Stift Neuberg. Wie mancher in der Geschichte berühmte Held wird vielleicht hier eine Nachtherberge, krank und ermüdet, Labung gefunden haben! Die hiesige Pfarrkirche stand schon im eilften Jahrhundert. Als die Türken Wien belagerten, kam eine Horde derselben auch hierher. Die armen Landleute verschlossen sich in die Kirche, und man sieht noch an der großen hölzernen, aber sehr dicken Kirchthür die Hiebe der Feinde, die, als sie nicht eindringen konnten, die Kirche in Brand steckten. Die eiserne Thür der Sacristei wurde von dem Semmering aus einer Räuberhöhle hierher übertragen. Das einst wunderwirkende Frauenbild dieser Kirche streitet

mit dem zu Maria Zell um den Vorzug des Alters. Auch hier habe ich als Knabe mit meinem harten Informator, der von Langenwang hierher übersetzt ward, ein trauriges Jahr verlebt. Diese drei Leidensjahre haben meinem durch Pedanterie niedergedrückten Geist auf immer eine schwermüthige Stimmung gegeben . . .

Wir erreichen endlich die Spitze des Semmerings und die Grenze meines Vaterlandes. Unsere Wanderschaft ist vollendet. Wir stehen hier an dem Monumente Karls des Sechsten, welches er sich für die Erbauung dieser Straße selbst errichtete und die Dankbarkeit der Stände meines Vaterlandes vor drei Jahren renovirte. Guter Kaiser, du hast dir hier ein herrliches Denkmal gegründet. Jeder gefühlvolle Patriot, der über diese Straße wandelt, wird dein Andenken segnen und in seinem Herzen wünschen, daß alle Regenten der Welt sich nur solche oder ähnliche Monumente erbauen möchten . . .!

Leben Sie wohl, mein Freund. Schenken Sie mir zuweilen, mitten unter den Vergnügungen der geräuschvollen Kaiserstadt, wo den Menschen so wenig Zeit übrig bleibt, an die Zukunft zu denken, eine wohlwollende Erinnerung, und wenn ich in diesen Briefen Ihren Erwartungen nicht entsprach, so bitte ich Sie, wenigstens meinen guten Willen, meine patriotischen Gesinnungen nicht zu verkennen.

Beantwortung einiger historischer Fragen,

welche in Folge der voranstehenden Briefe: „Das Mürzthal" gestellt wurden.

Die Briefe über das Mürzthal sind weiter nichts als wehmüthig-süße Erinnerungen an die Tage meiner Jugend; die eingewebten Erzählungen sind anspruchlose Reminiscenzen eines gemüthlichen Wanderers, der seinem Begleiter treuherzig mittheilt, was er von den auf der Wanderschaft sich darstellenden Objecten Merkwürdiges gehört oder gelesen hat; und da diese leichten Berührungen der Vaterlandsgeschichte nicht bestimmt waren, vor dem Richterstuhle einer strengen historischen Kritik zu erscheinen, so glaube ich, meiner Pflicht Genüge zu leisten, wenn ich durch Anzeige der Quellen, aus denen ich schöpfte, mich vor dem Vorwurf einer Selbsterfindung verwahre.

Was von der ehemaligen Existenz und dem Falle des Hauses Gösting in den Geschichtsbüchern des Vaterlandes noch zu finden war, hat uns bereits Kumar bekannt gemacht, der, obschon er sich jetzt in den Diensten des Mars befindet, noch immer der Muse der Geschichte mit einem Fleiße dient, von dem sich bei seiner Jugend noch sehr viel erwarten läßt. Da ich mich in meinen Briefen über das Mürzthal auf diesen

Autor bezog, so will ich hier in einem Auszuge seine eigenen Worte anführen:

„Schon seit dem achten Jahrhundert hauste in dieser Burg das Geschlecht derer von Gösting. Unter Karl dem Großen und dem berühmten Herzoge Thassilo II., welche im achten Jahrhundert diese Gegenden vom Joche der Hunnen befreiten, kam es mit anderen Pflanzern, mit denen von Pfannberg, Peggau, mit jenen Colonien, welche Baierischgräz, Baierndorf ꝛc. pflanzten, hierher. Seine Stammburg war Kesting nächst Ingolstadt."

„In diesen Schattenbildern (Kumar spricht von seinen Empfindungen bei dem Besuche der Ruinen des Schlosses Gösting) sah ich einen Schwicker von Gösting, der im Gefolge Ottokars des Fünften (1146) Theil an den Lorbern nahm, womit dieser sein steiermärkisches Vaterland krönte, und noch 1182 unter dem Sohne desselben wohlthätig wirkte; einen Mogay, der unter eben diesem Fürsten die Fehden und Streithändel des Vogtes Eppo mit dem herzoglichen Kämmerer Wülfing um einige Besitzungen in den windischen Bücheln, in die Schale der Gerechtigkeit legte; Herwad und Erich, die ihre Jünglingsjahre am Hofe Leopolds des Dritten in ritterlicher Uebung zubrachten und 1214 sich mit demselben nach Steiermark begaben. Der letzte von Gösting war Wülfing. Dieser hatte keinen männlichen Erben, nur zwei Töchter, Katharina und Anna, waren seines alten Geschlechtes letzte Zweige. Katharina gab er Otto, dem Sohne seines Waffenbruders Friedrich von Thal, einem tapferen Ritter, der mit ihr Conrad und Walter erzeugte. Auch nach Katharinas frühem Tode band mit denen von Thal enge Freundschaft die auf Gösting. Wülfings letzte Hoffnung ruhte auf Anna. Bald bewarb sich ein angesehener Landherr um die Hand

dieſer Schönen, den der von Göſting mit hohem Willkommen empfing. Aber Annas Herz hing an einem Anderen. Die Sage vergaß zwar den Namen des Glücklichen, doch nennt uns ein alter Klaggeſang (Herr Kumar bezieht ſich auf ein Fragment der Reimchronik eines Mönchs von Ruen) noch den Tag, an dem es zwiſchen den Rittern zum Zweikampf gerieth.

„An Sannd Margriten dacz geſchach
Man pey der Purkh zu Geſtnich ſach
Vm Hern Wulphingz Junkhfrawn ſtreiten
Zwen Riter Menigkleichen.“

Das Fräulein harrte voll Zuverſicht auf den Sieg des Geliebten; doch wehe! ein mächtiger Hieb ſpaltete Schild und Helm des Junkers. — Er ſank ſterbend in das Gras zurück. Verzweifelnd ſprang Anna auf den Felſenabhang — und mit dem raſcheſten Sprunge ſtürzte ſie ſich hinab in den ſchauerlichen Abgrund. Die zerſchmetterten Gebeine der Unglücklichen fanden die Bauern an den Ufern der Mur, wohin ſie die Wogen ausgeſpült hatten und brachten ſie zur geweihten Ruheſtätte in die Burgcapelle. Auf Wülfings Vaterherz wirkten die Schreckensſcenen ſo ſehr, daß er, vom Schlage gerührt, todt zur Erde fiel. So endigte das edle Geſchlecht derer von Göſting. Viele Jahre herrſchte unter den Landleuten die Sage, es wandle Annas Geiſt um die Mitternachtsſtunde in weißer Geſtalt auf den Felſen und Mauern umher. Eine Steinſäule, das Annenkreuz genannt, ſtand über vierhundert Jahre auf der Spitze jenes Felſens. Noch jetzt nennt ihn das Landvolk den Jungfernſprung; auch die Capelle zu St. Anna habe daher ihre Weihe erhalten.“

Der Zweikampf Wülfings von Stubenberg mit Rüdiger von Kuenring um den Beſitz der ſchönen Agnes von Habsburg

ist in der Steiermark, selbst den Landleuten des Mürzthales, besonders den Unterthanen der Herrschaft Ober-Kapfenberg, noch durch Tradition bekannt, und es sind so viele Denkmale vorhanden, daß die Wahrheit der Begebenheit wohl nicht bezweifelt werden kann. Es handelt sich also nur um die Fragen: Ist dieser Zweikampf wirklich schon im Anfange des eilften Jahrhunderts vorgefallen? War diese Agnes eine geborene von Habsburg? War Wülfings Gegner aus dem Geschlechte der Kuenringer?

Ich muß gestehen, daß ich wirklich selbst sehr lange an dem so hohen Alter jener Begebenheit zweifelte, bis ich Gelegenheit fand, den Originalstammbaum der Herren von Stubenberg zu sehen. Dieser beginnt um das Jahr 1000 gerade mit unserem Wülfing, und seine Gattin wird bestimmt Agnes von Habsburg genannt. Der Sohn dieser beiden, Wülfing der Zweite, hatte Margaretha, eine Prinzessin aus Kärnthen, zur Gattin. Aus diesem Stammbaume, der auch in Hübner's Genealogie Tab. 715 zu finden, ist klar zu ersehen, daß jener Wülfing von Stubenberg, den Kaiser Friedrich der Zweite Fidelis noster nannte, Wülfing der Vierte und seine Gattin, welche das Vorrecht erhielt, adscribere vel deputare quamcumque voluerit dotem, Elisabeth, Gräfin von Ortenburg war. Das Geschlecht der Grafen von Ortenburg stand damals in hohem Ansehen, und der Sohn dieser Gräfin von Ortenburg, Friedrich von Stubenberg, der sich in eine Verschwörung gegen Kaiser Albert den Ersten einließ und bei Kraubath in einem unglücklichen Kampfe gegen den Zwingherrn, Landenberg, gefangen wurde, hatte nur der Fürsprache des Bruders seiner Mutter die Rettung des Lebens zu verdanken.

Da nun dieser Stammbaum von Anfang des eilften Jahrhunderts von Generation zu Generation genau fortgeführt ist, da seine Echtheit schon so oft bei allen Hochstiftern Deutschlands geprüft und anerkannt wurde, so konnten wohl auch die Historiker ihm Zutrauen schenken.

Ich war ein Jüngling von achtzehn Jahren, als ich mit einem Manne bekannt wurde, der damals für einen der gelehrtesten Bewohner der Stadt Graz gegolten hat und bis zu seinem Tode mein Freund geblieben ist. Dieser theilte mir aus den Stubenbergischen Familienurkunden einen Auszug mit, welcher jene Liebesgeschichte Wülfings von Stubenberg mit dem Fräulein Agnes von Habsburg erzählt. Diese Urkunde, die mich zu meinem ersten dramatischen Versuch bestimmte, sagte, es habe Wülfing wegen Erfüllung eines Gelübdes eine ferne Reise vornehmen müssen. Er habe mit seiner Geliebten den Bund geschlossen, daß, wenn er binnen sieben Jahren nicht wieder käme, sie ihn für todt halten und ihre Hand einem Anderen geben könne. Agnes, welche auf Bäreneck (Pernegg) wohnte, habe ihm beim Abschiede einen Ring und ihren blonden Haarzopf geschenkt, welchen er in einem silbernen und vergoldeten Gefäße, das ebenfalls die Gestalt eines geflochtenen Zopfes hatte, immer um seinen Helm trug. Acht Jahre harrte die schöne Agnes vergebens auf die Wiederkehr ihres Geliebten, von dem sie auch keine Nachricht erhielt. Man hielt ihn also für todt und ihre Verwandten zwangen sie endlich, dem Rüdeker von Kuenring ihre Hand zu geben. Gerade am Hochzeitstage kam Wülfing zurück. Niemand erkannte ihn; er verschwieg seinen Namen, wurde als ein fremder Ritter gastfreundlich aufgenommen, und der Bräutigam forderte ihn zu einem Ehrentanze mit der Braut auf. Wülfing nahm den Antrag an, und während des Tanzes zeigte er ihr den

Ring und den Zopf, den er in seinem Busen verborgen trug. Agnes erkannte jetzt ihren Geliebten, fiel ihm um den Hals, und erklärte, daß sie eher sterben, als die Gattin eines Andern sein wolle. Das Freudenfest ward jetzt gestört. Keiner der beiden Nebenbuhler wollte seine Ansprüche aufgeben, und nach dem Geiste der Zeit wurden sie endlich einig, die Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden. Auf einer Vergebene zwischen den Schlössern Bäreneck und Ober-Kapfenberg, ging dieser Kampf vor. Der Kuenringer fiel, und Agnes war Wülfings Gattin, die Stammmutter aller Stubenberge.

Die Urkunde, welche ausdrücklich bestimmt, daß dieser Zweikampf den 17. Mai 1009 vorgefallen sei, sagt nicht wohin Wülfing gereiset, noch daß der Zweikampf ein gerichtlicher war. Die stolzen Dynasten jener so frühen Zeiten waren wohl in dem Gefühle ihrer Freiheit noch nicht gewöhnt, sich erst eine landesherrliche Erlaubniß zu erbitten, wenn sie einander die Hälse brechen wollten. In meinem Schauspiele Wülfing von Stubenberg nahm ich mir zwar die Freiheit, einen gerichtlichen Zweikampf vorgehen zu lassen; aber daß Wülfing in einem Kreuzzuge abwesend war, wagte ich nicht, anzuführen. Sowohl auf dem Stammschlosse, als in allen Familienurkunden der Stubenberge wird der schönen Agnes der Familiennamen Habsburg beigelegt; durch so viele Jahrhunderte wird ihre Abkunft aus diesem erhabenen Hause schon anerkannt, man bemerkt sogar aus den Urkunden, daß eben diese Verbindung mit einem so bewährten Hause der Familie Stubenberg schon früh einen besonderen Glanz gab, und wahrscheinlich würde Wülfing der Zweite nicht eine Prinzessin von Kärnthen zur Gattin bekommen haben, wäre seine Mutter nicht eine Gräfin von Habsburg gewesen. Es ist bei dem Stolze des deutschen Adels auf seine Ahnen, nicht wahr-

scheinlich, daß die Stubenberge gerade mit der Ahnfrau, mit welcher ihr Stammbaum beginnt, vor den Augen von ganz Deutschland eine falsche Angabe hätten wagen dürfen. Dieser Betrug, wenn er bestände, müßte sehr alt sein, und man kennt doch die Strenge der Ahnenproben, besonders in den früheren Zeiten. Wenn die Nachkommen eines Stubenberg, der eine edle Venetianerin, die mehrere Dogen unter ihre Ahnen zählte, geheiratet hatte, durch zweihundert Jahre von der Stiftmäßigkeit ausgeschlossen wurde, weil dieselbe nicht von deutschem Adel war, so wird wohl auch der frühere Stammbaum der Stubenberge einer strengen Prüfung unterzogen worden sein. Aus den geschichtlichen Urkunden der Steiermark ist zwar nicht zu ersehen, daß hier jemals ein Haus Habsburg bestand; allein dies hebt die Möglichkeit der zeitlichen Anwesenheit einiger Glieder dieser Familie nicht auf. Bekanntlich hat Karl der Große nach Vertreibung der Avaren die Steiermark in Grafschaften zertheilt, die nur erst wieder von den Markgrafen von Steyer nach und nach vereinigt wurden. Bäreneck an der Mur war eine dieser Grafschaften, und da zu jenen Zeiten die Herzoge und Grafen nur noch als Beamte der deutschen Kaiser erscheinen, so ist es wenigstens möglich, daß einer aus dem Geschlechte der nachherigen Grafen von Habsburg nach Bäreneck von seinem Kaiser geschickt wurde, um diese Grafschaft im Namen des Beherrschers der Deutschen zu verwalten. Man ersieht aus den alten Urkunden, daß Bäreneck erst dann ein Privateigenthum wurde, als es Ottokar der Erste (Graf der Steiermark) um die Mitte des eilften Jahrhunderts seinem jüngeren Sohn Gundaker schenkte, der dann von diesem Schlosse den Namen annahm. Wenn gleich die Kaiserwiege Habsburgs erst um 1020 erbauet ward; so sagt doch Hübner in seiner Genealogie, Tafel 124, ausdrücklich,

daß Ratpoldus das neue Habsburg baute; es muß also noch ein älteres gegeben haben. In dem dreizehnten Buche des österreichischen Lorberkranzes, Seite 20, steht folgende Stelle: „Jedoch will ich es etwas mehr anfangen, von dem Jahre Christi 950 und von dem alten Grafen von Altenburg, diese Grafen von Habsburg in ihrer Genealogie Linien aus den Klöstern und Chroniken der Abtei Mury und Wettingen herfür bringen. Dann als umbgedachte anno 950 eine vornehme Stadt Vindonissa oder Windisch zu unterst im Aergow, da beyde Flüß die Aar und Rüß im Schweizerland zusammenlaufen, verstörret war, ist eine überbliebene Vorstadt von Alters an der Brücken genannt, zu einer schönen kleinen Stadt gemacht wurden, nachmals Brück mit Namen. Eben in dieser Stadt ist ein alt Schloß Altenburg gewesen, wovon die Grafen von Altenburg herkommen. Und ist damahls ehe der Graf von Habsburg gedacht wird, ein Graf von Altenburg gewesen, Guntram, reich und mächtig, dieser hat ein Sohn, Concelinum, deutsch Cuntzlin, und ein Enkel von ihm, Raboto, dieser soll erstlich das Schloß Habsburg erbawet haben, und hat die ersten Titul geführt, eines Grafen von Habsburg und Altenburg, ohngefähr um das Jahr 1000: daher zu vermuthen, daß er Habsburg erbawet hat. Ihn ist vermählet worden, Ida, oder Jutha, deutsch Gutt Herzogs Karl aus Lothringen Tochter, und ist also allgemach der Nahme der Grafen von Altenburg verblichen, und an die Grafen von Habsburg anerwachsen, und sind damahls die Grafen in den Herzogen zu Schwaben und Zähringen Süpp- und Freundschaft gerathen, und seynd nochmahls durch absteigende Linie geboren, die Grafen von Habsburg, bis auf Rudolph, dieß Nahmens den Dritten, den achten Grafen dieses Stammes Kaiser Rudolph Großvater."

Es ist also wenigstens nicht unmöglich, daß unsere Agnes von Habsburg eine Schwester oder eine Tochter jenes Raboto gewesen sein könne. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß man die Begebenheit des Zweikampfes zwischen Stubenberg und Kuenring sogleich werde aufgezeichnet haben; solche Ereignisse erhalten sich lange durch mündliche Erzählungen im Andenken, wie denn wirklich noch jetzt die Bauern von Kapfenberg die Geschichte dieses Kampfes wissen, und als es endlich Jemand einfiel, die Geschichte aufzuzeichnen, waren die Namen Habsburg und Kuenring gewiß schon allbekannt.

Die Behauptung, es seien bis zum Untergang der salischen Kaiser, nirgendwo Geschlechtsnamen zu finden, dürfte doch einige Beschränkung erleiden. Wie könnten uns die alten Turnierbücher so viele Familiennamen anführen, deren Besitzer schon unter Heinrich dem Vogler gekämpft haben? Wie könnten so viele Edelgeschlechter ihre Stammbäume weit in jene Zeitepoche hinaufführen? Im Joanneum befinden sich zwei Originalurkunden von den Jahren 1103 und 1104, wo viele Zeugen — unter diesen auch ein Dietrichstein — angeführt sind; da man nun nicht leicht behaupten kann, daß diese Urkunde gerade in der Zeit, wo die Familiennamen, begannen, ausgefertigt wurden, so dürften dieselben ohne Zweifel wohl schon früher bestanden haben.

Als Karl der Große die Avaren vertrieben, die Wenden ihm dienstbar gemacht hatte, vertheilte er das eroberte Land unter seine adeligen Siegesgefährten. Diese erbauten sich in den neuen Besitzungen Schlösser und Burgen, gaben ihnen, da sie Deutsche waren, deutsche Namen, und so geschah es, daß sowohl in der windischen Steiermark, als auch in Krain fast alle Edelsitze noch jetzt diese deutschen Namen tragen. Sie wurden die Wiege vieler deutschen Geschlechter und

theilten den Namen, den sie von dem ersten Erbauer willkürlich erhielten, gewöhnlich seinen Nachkommen als Familiennamen mit. Die Menschen von ihrem Wohnsitze zu benennen, ist wohl besonders bei dem Adel eine sehr alte Unterscheidungsart. Der Besitzer des Schlosses Herberstein wurde Hanns von Herberstein, der des Schlosses Stubenberg Hanns von Stubenberg genannt. Das Wörtchen von hat hievon seinen Ursprung. Nur bestand in jenen frühen Zeiten die Gewohnheit, daß die jüngeren Söhne adeliger Familien, wenn sie sich neue Besitzungen erwarben, oft den Namen derselben annahmen, sogar ein neues Wappen wählten, und so gleichsam die Stifter neuer Edelgeschlechter wurden. Ein Beispiel hievon habe ich in Rücksicht der Familie Schärfenberg in den Briefen über das Mürzthal angeführt.

Daß die Familie Stubenberg schon im zehnten Jahrhundert — wahrscheinlich noch früher — in der Steiermark, noch bevor das Land diesen Namen erhielt, blühte, ist wohl nicht zu bezweifeln. Keines unserer alten, noch bestehenden Geschlechter erscheint in den Urkunden so früh, ist in der Geschichte des Vaterlandes so merkwürdig, als die Stubenberge. Schon im eilften Jahrhundert erscheinen sie unter den edelsten des Landes. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren sie in mehrere Linien getheilt, und stifteten einen noch vorfindigen Familienverein, in Rücksicht der wechselseitigen Ansprüche auf ihre zahlreichen Besitzungen im Lande. Wären die Unfälle unter Ottokar dem Böhmen, Albert dem Ersten und Friedrich dem Dritten nicht geschehen, so würden die Stubenberge vielleicht noch die reichsten sein, so wie sie an Adel die ältesten sind. Ihre Namen sind gewöhnlich gleich den Grafen, deren es damals sehr wenige gab und vor allen Rittern aufgezeichnet. Es sind Originalurkunden vorhanden,

worin die Stubenberge manchen Ahnherrn, jetzt sehr erhabener Familien ihren getreuen Diener nannten, und von ihn als gnädige Herren beehret worden sind. Ich besitze einen Abdruck des ältesten Familiensiegels dieses Geschlechtes. Der rohe Stich des umgekehrten Ankers, ohne Verzierung und ohne Zopf, zeigt das hohe Alter an, und besonders auffallend ist die an den beiden Seiten des Ankers, ausgedrückte Zahl 890. Es befindet sich bei der Familie ein gedrucktes Buch, welches die merkwürdigsten Begebenheiten dieses Geschlechtes enthalten soll. Alle meine Bemühungen, dieses Buch zu erhalten, waren bisher fruchtlos. Die getäuschte Hoffnung, es zu bekommen, verzögerte die gegenwärtige Beantwortung. Sollte ich es, wie mir versprochen ward, einst erhalten, so werde ich vielleicht bei einer andern Gelegenheit davon Gebrauch machen. Wann die Kuenringer, von denen der alte Freiherr von Stadl sagt, es habe ein Friedrich von Kuenring schon im Jahre 940 dem Turniere bei Konstanz beigewohnt, zuerst nach der Steiermark gekommen sind, konnte ich bisher nicht auffinden. Daß sie im zwölften Jahrhundert schon im Lande waren, zeigen mehrere Urkunden. Ein Leopold von Kuenring verkaufte 1288 die Herrschaft Guttenberg an die Brüder Friedrich und Heinrich von Stubenberg, deren Nachkommen sie noch jetzt besitzen.

Albero von Kuenring erheirathete mit Gertraud, einer Gräfin von Wildon, der letzten ihres Geschlechtes, noch früher, im dreizehnten Jahrhundert, die Herrschaften Wildon, Radkersburg und mehrere andere Güter, und Ladislaus von Kuenring bekam durch Heirath mit Katharina von Polheim, ebenfalls der letzten ihres Geschlechtes, die Güter dieser Familie. Die Herrschaft Polheim ward später mit der Herrschaft Leibnitz vereinigt, und beide Güter kaufte endlich ein Erzbischof von Salzburg, der dort das Bisthum Seckau stiftete.

Die Abstammung der vier Geschlechter Stahremberg, Losenstein, Hohenberg und Bäreneck von den alten Grafen von Steyer hatte uns der alte Freiherr von Stadl in seinem steiermärkischen Ehrenspiegel so ausführlich dargethan, daß man ihm allerdings glauben kann, besonders da er im genealogischen Fache sich überall einer vorzüglichen Genauigkeit befleißt, und die Genealogie der Geschlechter der vorzüglichste Zweck seines Werkes war. Auch andere Schriftsteller bezweifeln diese Abkunft nicht wie aus Johann Hübner's genealogischen Tabellen, dritter Theil, Tafel 727, dann aus Johann Friedrich Gaucher's Adelslexikon Seite 2398 zu ersehen ist. Daß der letzte Traungauer Regent in seinem Testamente auf jene Seitensprossen seines Stammes keine Rücksicht nahm, ist wohl als kein Gegenbeweis anzusehen. Ein Zeitraum der Trennung von hundertdreißig bis hundertfünfzig Jahren machte ihm diese Seitensprossen fremd. Sie blieben in den Privatstande zurück, indeß sein Hauptstamm unter den Fürsten Deutschlands sich immer höher emporgehoben hatte. Gibt es nicht viele Beispiele dieser Art? Hatte nicht auch Rudolph von Habsburg solche Vettern? Wie erging es in Spanien, als seine Nachkommen dort erloschen, und jene in Oesterreich von der Nachfolge ausgeschlossen wurden? — Ich sehe keinen Grund, warum ich den alten redlichen und genau prüfenden Freiherrn von Stadl gerade hier eines Betruges fähig glauben sollte. Es beruht in der Welt so viel auf historischem Glauben, und ohne diesen gäbe es auch keine Geschichte. Die Geschlechter Losenstein, Hohenberg und Bäreneck sind schon so lange erloschen, die Genealogen haben also keine Ursache ihrem Staube ein Compliment zu machen; was jedoch die Stahremberge belanget, so ist es wenigstens nicht wahrscheinlich, daß sich so viele rechtliche Männer auf Kosten der Wahrheit zu einem solchen Complimente vereinigt

haben sollten. Der alte biedere Freiherr von Stadl lebte einsam auf seinem Schlosse, und war selbst einem Edelgeschlechte entsprossen, welches zu den edelsten des Landes gehört, dessen uraltes Stammschloß, das Schloß Stadl, im Grazer Kreise liegt.

Ob das Schloß Weyer, ob die dreieckige heiligen Geist-Capelle bei Bruck an der Mur, wirklich einst den Tempelherren gehörte, würde vielleicht durch die Urkunden zu erweisen möglich sein, hätte nicht die Stadt Bruck so viel durch Feuersbrünste gelitten. Jetzt gründet sich dieser ehemalige Besitzstand freilich nur mehr auf eine Volkssage, die mir aus den frühen Tagen meiner Jugend noch im Gedächtniß blieb; bei der Capelle sei unter dem Rasen noch die Grundfeste der so großen zerstörten Gebäude zu finden, welche die Ritter bewohnt haben sollen.

Daß übrigens die Tempelherren in der Steiermark manche Besitzungen hatten, ist wohl keineswegs zu bezweifeln. Die jetzt dem Grafen Wurmbrand gehörige Herrschaft Schielleiten im Grazer Kreise gehörte einst diesem Orden. Um die Sünde eines grausamen Brudermordes abzubüßen, bedeckte ein Herr von Schielleiten seine von Gewissensbissen endlos gepeinigte Brust mit dem rothen Kreuze, starb in Asien im Kampfe für die Christenheit, und hinterließ den Stammsitz seiner Väter dem Tempelorden, der ihn bis zur blutigen Vertilgungsepoche besaß. Zu Neukirchen im Cillier Kreise befand sich ebenfalls ein Wohnsitz der Tempelherren. Nur erst der gegenwärtige Dechant hat, bei der Renovation der Dechantei die alte sogenannte Capelle abbrechen lassen, wo der Orden seine Versammlungen hielt. Mehrere Augenzeugen versicherten, noch diese Halle, welche nur von oben herab einen Zugang hatte, mit ihren halberloschenen allegorischen Frescogemälden und

den steinernen Sitzen, worauf einst der Prior oben an, und die Ritter an beiden Wänden saßen, gesehen zu haben. Ein Freund zeigte mir einst einige Silberpfennige, deren Gepräge zwei Ritter auf Einem Pferde sitzend, vorstellte, welches bekanntlich des Tempelordens Insiegel war.

Die ständische Verfassung in der Steiermark entstand unter den Traungauern. So lang es Stände gibt, gibt es auch Landtage, und so lang es Landtage gibt, gibt es auch Postulate, indem alle Forderungen des Landesfürsten von dem Lande, nach der Landesverfassung, auf diesem Wege geschehen. Jeder Landtag beginnt nach alter Sitte mit einer Messe, und da in früheren Zeiten die Markgrafen und Herzoge oft persönlich im Landtage erschienen, um die Bedürfnisse des Staates vorzutragen, und sich mit ihren getreuen Ständen über des Landes Wohl zu berathen, so war es gewöhnlich ihr Erbhofkaplan, der vor dem Beginne des Landtages, die Messe las. Dies geschieht noch jetzt am Postulatenlandtage, wo der abgeordnete Hofcommissär die Person des Monarchen vorstellet.

Daß die sogenannten Erbämter in der Steiermark auch schon unter der Regierung der Traungauer bestanden, wird durch die berühmte Schenkungsurkunde Herzog Ottokars vom 17. August 1186 unwidersprechlich bewiesen. Dapiferi . pincerne . camerarii . marscalci . qui de nostris sunt . intranti partes Stirie duci austrie, singuli cum suis subiectis Per officia sua ministrent . ea disciplina . qua nobis et parentibus nostris ministrauerunt etc. etc. ist der buchstäbliche Inhalt einer Stelle dieser Urkunde.

Wenn gleich erst Erzherzog Ernst der Eiserne am 30. October 1415 dem Angelo Mansee, zwanzigsten Abte zu Rein, über die Würde eines Oberstthofkaplans ein Diplom ausfertigte, so verrichteten doch die Aebte jenes Stiftes dieses

Amt schon in viel früheren Zeiten. Unter der Regierung der Traungauer hatte die Steiermark noch keinen eigenen, im Lande wohnenden Bischof; die geistlichen Functionen bei Hofe mußte also einer der Aebte verrichten, und dazu waren die von Rein, welche die nächsten der Hauptstadt waren, am besten geeignet. Auch hatten die früheren Traungauer eine besondere Vorliebe für dieses Stift, dessen Erbauer sie waren. Die Stubenberge bekleideten das Mundschenkamt gewiß schon zu den Zeiten der Ottokare, und besitzen doch hierüber keinen schriftlichen Beweis aus einer so frühen Epoche. Als die Steiermark mit Oesterreich vereinigt ward, kamen die Erbämter, wegen Abwesenheit der Regenten aus der Uebung, und wurden späterhin erneuert. Da es andere Erbämter gab, so mußten die frommen Ottokare auch Erbhofkapläne haben, und wenn die Aebte von Rein diese Würde erst im fünfzehnten Jahrhundert erhalten hätten, so müßte doch eine historische Spur zu finden sein, wer dieselbe früher im Lande bekleidete.

Ich glaube also hiemit, mich wenigstens von der Zumuthung eigener Erdichtungen verwahrt zu haben, und schließe mit dem aufrichtigen Bekenntniß, daß ich mich zu litterarischen Processen sehr wenig geeignet finde.

Ausflug nach dem Lasnitzthale.

Geschrieben aus Graz an einen Freund in Wien 1815.

Sie sagen mir, geliebter Freund, daß Sie an meinen Briefen über das Mürzthal einiges Behagen fanden, und fordern mich auf, Ihnen auch etwas von jenen schönen, romantischen Gefilden des Marburger Kreises zu erzählen, die ich in zwei Epochen meines Lebens durch mehrere Jahre begütert bewohnte? Innerer Drang meines Herzens, begleitet von wehmüthig süßer Erinnerung an die besseren Tage, die ich dort verlebte, neigt mich hin zur Erfüllung Ihres Verlangens; wenn ich jedoch Ihrer Erwartung nicht genügend entspreche, so bitte ich die Schuld nicht blos meiner Geistesarmuth, sondern wohl auch dem Umstande beizumessen, daß die Ereignisse der Zeit meinem innern Ich jene harm- und sorgenlose Gemüthlichkeit rauben, welche zu freundschaftlichen Mittheilungen solcher Art unentbehrlich ist. Wie kann man sich erquicken an dem freundlichen Entgegenlächeln der ewig schönen Natur, wenn der Genius des Glückes von ihren Gefilden gewichen ist und Gram und Unmuth die Gemüther ihrer Bewohner allen sanfteren Gefühlen verschließt? Wie sollen wir an der Mündung des Stromes der Zeit mit

ruhigem Blicke schauen in das Meer der Vergangenheit, indeß die Wogen der Gegenwart so brausend an unser Herz anschlagen, es pressen und einengen, und unsere Generation die Erfahrung eines halben Jahrtausends, zusammengedrängt in den engen Raum weniger Jahre, um den Preis ihres ganzen Lebensglückes erkaufen muß?

Doch, hinweg von diesen traurigen Betrachtungen! Wir Menschen suchen uns so gern selbst zu täuschen durch süße Erinnerungen oder Hoffnungen einer Vergangenheit oder Zukunft, wenn uns die Gegenwart so kalt angrinst, und die Horen nur Wermuth in den Lebensbecher träufeln. Darum will ich mich bemühen, bei Erzählung einer friedlichen Lustreise, die ich mit einem Freunde nach den schönen Fluren des Lasnitzthales unternahm, mich selbst zu vergessen, mit all meinen häuslichen und patriotischen Sorgen; will es versuchen mitten im Sturme der Zeit, der die Wogen unseres Lebens immer zu neuen Brandungen hinschleudert, wenigstens angenehm zu träumen, weil angenehm zu leben, mir nimmer vergönnt sein durfte. Ach, diese Träume sind ja die einzige Poesie des armseligen Erdenwallers, dessen Wirklichkeit mit all ihren widrigen Umgebungen gewöhnlich so niedrig prosaisch ist, daß wir endlich verschrumpfen und erstarren müßten, wenn wir nicht aus jenen wohlwollenden Träumen Erquickung sögen. Selbst ungebildete Menschen schöpfen nicht selten ihre Tröstungen aus dieser überirdischen Quelle; auch in ihnen liegt oft viel poetischer Sinn, jedoch ohne Fähigkeit, ihn in Worten auszusprechen, und sehr oft ist feines Zartgefühl und eine Art dichterischer Schwärmerei in Hütten zu finden, die der Städter nur für den Wohnsitz der Rohheit hält. Jedem Menschen hat die Natur mehr oder weniger von diesem höhern Aufschwung gegeben, und ohne seine süßen Täuschungen müßten

wir verzweifeln; ja selbst die Hoffnung ist nichts mehr als ein kosendes Gedicht. Traurig ist es, daß unser höchstes Lebensglück größtentheils nur auf Träumen beruht; noch trauriger, daß diese Träume mit dem Schwinden der Jugend immer schwerer, immer düsterer werden, und sich endlich in eine gewisse bürgerliche Sorge vor ungewisser Zukunft, in ein gewisses ängstliches Befürchten tragischer Ereignisse und unbekannter Unglücksfälle verwandeln, wodurch so vielen Menschen des Lebens zweite Hälfte weit mehr als durch wirkliche Mißgeschicke vergället wird. Wir gleichen hierin jenem komischen Rekruten, der aus allzugroßer Furcht, vom Feinde erschossen zu werden, sich selbst erschoß. — Doch, indem ich hier von Träumen spreche, die das Glück des Menschen oder dessen Unglück bestimmen, fällt mir bei, daß ich selbst ein Träumer solcher Art geworden bin, dem die Schwingen brechen, der in Fluthen kämpft und das Angenehme lange schon nicht mehr erhascht.

Bevor ich, Freund, die Erzählung meiner Wanderschaft beginne, muß ich Sie bitten, mich, in Bezug auf das Geschichtliche, keiner zu strengen Verantwortlichkeit zu unterziehen. Ich werde Ihnen gutmüthig erzählen, was ich weiß; aber eine weitläufige Anführung der Quellen, und eine chemische Untersuchung ihrer Lauterkeit, bitte ich mir zu erlassen. Ich zweifle fast, daß es Ihnen angenehm sein dürfte, wenn ich Sie mit einer Menge lateinischer oder altdeutscher Stellen überhäufte und weitläufig zergliederte, ob und warum diese Stelle einen größeren Glauben verdiene? Dieses Geschäft überlasse ich dem pragmatischen Geschichtschreiber meines Vaterlandes, vor dem ich mich mit Ehrfurcht beuge. Poesie und Geschichte sind die zwei Musen, denen ich seit meinen Jünglingsjahren opfere; weil mich jedoch meine Lebensverhältnisse

hinderten, mich ganz ihrem Priesterthume zu weihen, so machte ich mir's genügsam zur Bestimmung, einige interessante Gestalten der Vorzeit aus dem Schattenreiche der Vergessenheit hervorzuführen und sie in einem gefälligen Gewande meinen Zeitgenossen darzustellen. Diesen Zweck, glaube ich — wenigstens in meinem Vaterlande, wo der Geschmack für heimische Geschichte so zu sagen neu erweckt werden mußte — nicht ganz verfehlt zu haben. Es sind schon mehr als dreißig Jahre dahin, seit ich meine ersten historischen Versuche in die Welt sandte. Damals war die interessante Geschichte Wülfings von Stubenberg und seiner blondlockigen Agnes nichts weiter als eine dunkle Volkssage. Wenige Steiermärker wußten, woher ihr Vaterland seinen Namen erhielt. Wenn sie hier in Graz das ständische Zeughaus besahen, so war es ihnen unbekannt, daß vor einem halben Jahrtausend aus diesem Zeughause tausend Rüstungen hervorgingen, in denen ihre Altvordern in der Schlacht auf dem Marchfelde den Sieg entschieden und den Grundstein zur Größe Habsburgs legten, den sie mit ihrem Blute befestigten. Unbekannt war Baumkircher's Name, dessen sich jetzt so Viele erinnern, wenn sie durch unsere Murthore wandeln. Selbst manche unserer alten Geschlechte erfuhren erst durch mich die Großthaten ihrer Ahnen, die sie nur dem Namen nach aus ihren Stammbäumen kannten. Ich muß mich mit diesem geringeren Verdienste, dessen ich nur meiner Rechtfertigung wegen erwähne, begnügen, weil es mir an Kraft und Zeit gebricht, eine pragmatische Geschichte meines Vaterlandes zu schreiben; ein solches Unternehmen muß ich meinen jüngeren Landsleuten überlassen, beruhigt in der Vorstellung, wenigstens etwas zur Erweckung des schlummernden Genius beigetragen zu haben. Einer unserer größten, jetzt lebenden Historiker sagt, der Geschichtschreiber dürfte dichten, aber nicht

erdichten. Ich finde dies sehr wahr gesprochen. Die Urquellen eines Geschichtsschreibers sind gewöhnlich Chroniken oder alte Schenkungsurkunden. Die ersteren erzählen die Begebenheiten äußerst kurz und trocken; die letzteren geben fast immer nur über die Existenz eines Ortes und einiger Familien zur Zeit, als die Urkunde ausgestellt ward, Aufschluß. Aus so ärmlichen Materialien muß nun der Historiker das Gebäude seiner Geschichte aufführen, und was bleibt ihm übrig, als die aus Wahrscheinlichkeiten zusammengesetzte Dichtung zum Mörtel zu verwenden, um die einzelnen Theile zu verbinden, und daraus ein Ganzes zu formen? Will ein Geschichtschreiber die schon bestehende Geschichte eines früheren Vorgängers nur verbessern und berichtigen, so hört er auf, originell zu sein, und auch hier wird er nur all zu oft zu Wahrscheinlichkeiten seiner Dichtung die Zuflucht nehmen müssen; besonders da die Urquellen uns gewöhnlich nur die einfachen Begebenheiten, nicht aber die Ursachen, welche sie hervorbrachten, den feineren Zusammenhang der Dinge darstellen. Streng philosophisch betrachtet, ist es mit allem historischen Glauben eine sehr mißliche Sache, und es dürfte wohl manche Begebenheit in der Wirklichkeit aus ganz andern Motiven hervorgegangen, von ganz anderen Umständen begleitet gewesen sein, als sie uns von den genauesten historischen Kritikern erzählt wird. Erzählt uns nicht zuweilen die Geschichte viel seltsamere Begebenheiten, als ein Romanschreiber zu dichten wagen dürfte? Wenn nun selbst der pragmatische Geschichtschreiber oft zur Dichtung seine Zuflucht nehmen muß, so ist es wohl auch mir zu verzeihen, wenn ich manchen interessanten Stoff aus der alten, trockenen Vaterlandsgeschichte aushob, ihn in ein gefälligeres Gewand kleidete, und dabei nur die unschuldige Absicht hatte, meine Landsleute mit einigen ihrer Altvordern bekannt zu machen, und durch diese Bekanntschaft

ihre Vaterlandsliebe zu wecken und zu nähren. Wirke Jeder nur so viel des Guten, als in seinen Kräften steht, und die Welt wird gewiß glücklich sein; nur muß eine allgemeine wechselseitige Duldung bestehen, und keiner den anderen zwingen wollen, gerade seinen und keinen anderen Pfad zu wandeln.

Es war am Morgen eines schönen, entwölkten Sommertages, deren uns die sonst so gütige Mutter Natur, im vergangenen Jahre, zürnend über den endlosen Hader ihrer blutdürstigen Kinder, nur sehr wenige gewährte, als wir die Mauern unserer Stadt verließen und mit einem ruhigen, den sanfteren Gefühlen der Menschheit offenen Gemüthe die friedliche Wanderschaft begannen. Die große Landstraße vermeidend, auf der sich dem gemüthlichen Wanderer doch immer — besonders in der Zeit des Krieges — so mancher sein Herz beklemmend ansprechender Gegenstand darstellt, wählten wir jenen Seitenweg, der, über Straßgang hin, nach jenen Gefilden führt, deren Besuch unser Reisezweck war. Majestätisch stieg die Königin des Tages uns zur Linken aus Ungarns Ebenen empor, und freundlich lächelnd begrüßten alle Fluren ihre erhabene Wohlthäterin. Die ganze Natur schien eine gewisse heilige Ruhe zu feiern und durch das leise Geflüster eines sanften Morgenlüftchens der Allmacht für das Wiedergeschenk eines Tages zu danken. Wir beteten im Herzen mit ihr und unsere Busen erweiterten sich, vergessend des prosaischen Lebens kleinliche Sorgen.

Der erste Gegenstand historischer Erinnerung, als wir die letzten Häuser dieser Vorstadt erreichten, war die Kaserne, welche nach der ersten Bestimmung ihres Daseins noch jetzt das Lazareth genannt wird. Dieses Gebäude ist ein doppelt trauriges Denkmal aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, denn es wurde in der Zeit, als (nach dem Tode des

letzten Babenbergers) die Ungarn eine eiserne, aber zum Glücke kurze Herrschaft über die Steiermark führten, erbaut, zur Aufnahme der Kranken, die von den Kinderblattern befallen wurden, welche damals zuerst in unseren Ländern erschienen und wegen ihrer ansteckenden, menschenverheerenden Wirkungen von den Alten die Pest genannt wurden. Kaum hatten wir das Freie des anmuthigen Grazerfeldes, dessen Fruchtbarkeit durch den Fleiß der Grundbesitzer seit den letzten dreißig Jahren so sehr zugenommen hat, erreicht, so bemerken wir bald eine der gothischen Säulen, deren mehrere in gewisser Entfernung längs dieser Straße stehen und durch ihren größeren Styl sich von den gewöhnlichen sogenannten Kreuzen, die man sonst an den Landstraßen bemerkt, unterscheiden. Maria, die Gattin unseres guten Herzogs Karl, ließ diese Denkmale ihrer Frömmigkeit errichten; denn sie wandelte am Sonnabende jeder Woche zu Fuß diesen Weg, auch oft von ihrem frommen Gatten begleitet, um bei dem Marienbilde der Kirche zu Straßgang für das Wohl ihrer Unterthanen zu beten.

Bald erhob sich unser Auge zu dem nachbarlichen Schlosse St. Martin, das auf seinem erhabenen, romantisch schönen Standpunkte so ruhig dasteht, die fruchtbare Ebene des Grazerfeldes, welches bis zum Fuße seines Berges sich hindehnt, lächelnd überschaut und die Bewohner der Hauptstadt so freundlich zu einem Besuche seiner schönen Umgebungen einladet, in denen auch jenes sogenannte Bründl zu finden ist, welches die Städter, mit zarterem Sinne für Naturschönheiten begabt, so gerne besuchen. Am Fuße einer Anhöhe, welche die Kunst zu einer halbrunden Terrasse, ähnlich der Form eines römischen Theaters, gebildet hat, fließt auf einem schattigen Rasenplatze eine kühle Silberquelle aus dem Schooße

der Mutter Erde hervor, bestimmt, den ermüdeten Luſtwandler mit einem friſchen Labetrunk zu erquicken. Was einſt die Kunſt zur Verſchönerung dieſes Plätzchens that, beweiſt, daß auch unſere Altvordern Geſchmack und Zartgefühl beſaßen; die Najade dieſer Quelle ſcheint zu trauern, daß deren Nachkommen, ſonſt doch ſo ſtolz auf feinere Bildung, ihr ſchönes Heiligthum der Alles zerſtörenden Hand der Zeit überlaſſen, ohne Sorge für deſſen Erhaltung. Die Natur hat die Umgebungen von Graz ſo verſchwenderiſch mit Schönheiten geſchmückt, daß viele von deſſen Bewohnern den Werth der einzelnen Theile eines ſo großen Reichthums weniger zu würdigen verſtehen, und ſo wird manches Schöne, deſſen Beſitz andere Städte beglücken würde, ohne Pflege der Vergänglichkeit preisgegeben; ſo wie es der Fall mit jenem anmuthigen Garten war, durch den ſich einſt ſein früherer Beſitzer, der liberale Graf Wurmbrand, den Dank der Grazer erwarb. — Ruhe der Aſche dieſes Edlen, deſſen Geiſt vielleicht noch öfters durch ſein ehemaliges, nun ſo verödetes Beſitzthum trauernd wandelt! Schien es mir doch ſchon mehrmals, als hörte ich ſein Klaggeflüſter aus den Aeſten dieſer alten, langſam hinſterbenden Linden. Unſeliges Erdenloos! Was der Eine mit vielen Mühen erzeugt, überläßt der Andere dem Sturme des Unterganges! Nichts iſt, nichts ſoll hiernieden dauernd ſein!

Tritt man in dem Schloſſe St. Martin zu dem Fenſter eines Erkers, ſo ſtellt die Natur den Anblick eines Panoramas dar, das wohl keine Menſchenkunſt ſo prächtig darzuſtellen vermöchte. Das Auge ſchwelgt in dieſer Fülle von Herrlichkeiten, die es nicht alle zugleich vor den Spiegel der Seele zu bringen vermag. Der trunkene Blick beginnt ſeine Wanderſchaft zur Linken bei dem in melancholiſcher Unbeweglichkeit daſtehenden Plabutſch, an deſſen Fuß das prächtige Schloß

Eggenberg mit seinem weitläufigen, in altfranzösischem Geschmacke angelegten Garten noch den Reichthum und die Größe des erloschenen Geschlechtes verkündet, dessen Namen es trägt. Aus dem Bürgerstande von Graz stiegen die ersten Eigenthümer dieses Schlosses schnell zu dem Freiherrn- und dann unmittelbar zum Fürstenstande empor. Das standhafte Beharren bei der Väter Glauben belohnte Kaiser Ferdinand der Zweite in seinem Günstling Hans Ulrich mit weitläufigen Gütern des vertriebenen protestantischen Adels; allein nicht lange genoß dies Geschlecht diese Reichthümer, denn schon nach einem Jahrhundert erlosch es und mußte dieselben anderen Edelgeschlechtern überlassen. Von Eggenberg wandelt das Auge noch der Stadt Graz mit dem durch den tyrannischen Weltverwüster zerstörten Schloßberg, nebst den schönen Umgebungen allen, die ihre Lage für jeden Fremden so besonders reizend machen. Im Hintergrunde thürmen sich der oberen Steiermark düstere Alpengebirge näher und ferner zu den Wolken empor, zwischen denen sich vor Jahrtausenden die Mur mühsam eine Bahn nach den lachenden Rebengefilden der unteren Steiermark öffnete. Etwas mehr rechts steht der Grazer Riesennachbar, der Schöckel, düster-ernst da, er scheint über den muthwilligen Ruin seines kleineren Nachbars, des Schloßberges zu trauern und scheint ganz ruhig zuzusehen, wie die Bewohner der den letzteren umkreisenden Stadt von des physischen Lebens armseligen Sorgen herumgetrieben werden und in diesem Plagen und Quälen die Generationen von Jahrhundert zu Jahrhundert kommen und schwinden. Hinter ihm in blauer Ferne lugt seitwärts der hohe Wechsel hervor, welcher die Steiermark von Oesterreich scheidet. Weiter wandelt nun das Auge über niedrigere Berge zu den unabsehbaren Ebenen gegen Ungarns Grenzen hin, und den Halbzirkel des

Gesichtskreises zur Rechten beschließen endlich die lieblichen Rebenhügel der unteren Steiermark.

Was bei dieser anziehenden Beschauung dem Auge einen noch größeren Hochgenuß gewährt, ist der Anblick so vieler freundlich erhellter Ortschaften, die den gefühlvollen Wanderer gemüthlich ansprechen, und diese üppige, über alle Gefilde hingegossene Vegetation, womit die Natur den Menschenfleiß belohnt. Das frischere Grün der Wiesen und Wälder, der höhere Wuchs des Getreides auf den Feldern, die Spuren der Cultur und Bebauung des Bodens bis zu der Berge steilen Gipfeln sind charakteristische Unterscheidungen der Steiermark, welche wohl jedem Reisenden, der aus anderen Ländern kommt, gleichsam erquickend auffallen.

Schloß und Herrschaft St. Martin erhielten ihren Namen von einer neben dem ersteren stehenden Kirche, dem Heiligen dieses Namens geweiht. Ein vorzüglicher Pferdeliebhaber mochte sie in dem frühen Mittelalter erbaut haben, weil darin drei Heilige, jeder mit einem Pferde, angebracht sind. Obschon sie eine Propstei genannt wird, so befindet sich doch kein Geistlicher daselbst, und man überläßt diese Kirche immer mehr der Willkür der Zeit, deren zerstörende Kräfte an ihr bereits sehr sichtbar sind. Diese Vernachlässigung aller alten Denkmale grauer Vorzeit, die einen gewissen Mangel an patriotischem Zartgefühle verräth, hat für mein Gemüth etwas Empörendes; leider sind es die gewöhnlichen Folgen langer Verpachtungen, welche sich, besonders zu St. Martin, nur allzu deutlich darstellen. — Hätte ich das Recht, aus allen Landgütern der Steiermark mir Eines auszuwählen, so würde ich St. Martin allen übrigen vorziehen, denn es besitzt Alles, seinem Besitzer ein angenehmes Leben zu gewähren, und seine zahlreichen Unterthanen sind vielleicht die wohlhabendsten der ganzen

Steiermark. Die herrliche Lage des Schlosses, der Hauptstadt so nahe, böte alle denkbaren Bequemlichkeiten, Lebensgenüsse und auch viele ökonomische Vortheile dar.

Die Geschichte, wie diese ansehnliche Herrschaft an das Benedictinerstift Admont gelangte (dessen Besitzungen in der Steiermark das ganze ehemalige Hochstift Salzburg an Flächeninhalt übertreffen) ist für den Alterthumsforscher nicht ohne Interesse, weil sie den Geist der Zeit, in welcher sie vorging, besonders lebhaft ausspricht. Erlauben Sie also, Freund, Ihnen etwas hiervon zu erzählen, was uns die Chronik jenes Stiftes und einige andere alte Schriftsteller aufbewahrten.

Wolfold, der fünfte Abt des von dem heiligen Gebhard, Erzbischof zu Salzburg, im Jahre 1074 gestifteten Admont lebte im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Um diese Zeit kamen die Mönche wohlhabender Abteien auf den Einfall, neben ihren Wohnsitzen Nonnenklöster zu erbauen, aus dem frommen Beweggrunde, damit Gott und die heilige Jungfrau zugleich an Einem Orte von beiden Geschlechtern die Opfer unausgesetzter Anbetung und Verehrung erhalten möchten. Abt Wolfold zeichnete sich unter den Nonnenfreunden aus. Er stiftete nicht nur selbst zu Admont ein Nonnenkloster nach der Regel seines Ordens, sondern bekümmerte sich auch um andere Frauenklöster, die er oft besuchte und viele Zeit in der Gesellschaft dieser frommen Schwestern verlebte. Wenn man die Sache ohne Vorurtheil betrachtet und bedenkt, in welcher Unwissenheit die armen Nonnen zu jener Zeit vegetirt haben mochten, so wäre dem Abte allerdings die edlere Tendenz zuzumuthen, er habe ihr geistliches und sittliches Dasein verbessern wollen. Es läßt dies auch der geschichtlich bekannte Umstand voraussetzen, daß sich seine Nonnen zu Admont bald

durch höhere Bildung auszeichneten, indem selbst regierende Fürsten ihre Töchter ihnen zur Erziehung zusandten. Wolfolds oftmaliges Besuchen der Nonnenklöster fiel den unerleuchteten Laien auf, und weil der profane Mensch immer von sich auf Andere schließt, so konnte selbst der Nimbus seines Standes ihn nicht vor bösen Nachreden schützen. Es ward den rohen, nur von sinnlichen Trieben beherrschten Leuten schwer, zu glauben, wie sich der Abt nur immer mit den Seelen der Himmelsbräute beschäftigen sollte. Selbst seine eigenen Mönche wurden endlich über den bösen, durch die ganze Steiermark verbreiteten Ruf ihres Vorstehers unruhig; sie überlegten schon, ob sie ihn nicht verhalten könnten, sich entweder von derlei Beschuldigungen zu reinigen oder seine Würde niederzulegen (qui vel de stupro illum purgari, vel de loco pastoris cedere jam deliberaverant). Kaum erfuhr dies der kluge Abt, der überhaupt dem Genius seiner Zeit an Kenntnissen vorgegangen zu sein scheint, als er ganz ruhig in die Mitte seiner Capitularen trat und versprach, sie nach drei Tagen von seiner Unschuld zu überzeugen. Als nun der dritte Tag erschien, las Wolfold die Messe, setzte sich mit drei Capitularen zu Pferde und ritt dann mit ihnen zu einer Schmelzhütte am Plaperch bei Admont. Bei ihrer Ankunft befahl der Abt den Arbeitern, die Esse zu öffnen, das glühende Eisen mit den Zangen herauszunehmen und auf den Amboß hinzulegen. Jetzt mußten sich alle Laien entfernen, und als sie wieder in die Schmelzhütte zurückgerufen wurden, erzählten ihnen die drei geistlichen Gefährten des Abtes, daß er vor ihren Augen das glühende Eisen mit bloßen Händen — ohne Verletzung emporgehoben habe. Diese, in jenen Zeiten nicht seltene Feuerprobe beruhigte die Mönche, das Volk hielt ihn für einen Liebling der Heiligen. Seine Nonnenbesuche wurden jetzt als ein Werk

der Frömmigkeit angesehen und er setzte sie mit verdoppeltem Eifer fort.

Solch ein selbst erwähltes Hirtenamt führte Wolfold im Jahre 1122 in die Mark Kärnthen, welchen Namen damals die nachherige Grafschaft Cilli trug, um ein zu St. Georgen befindliches Frauenkloster zu besuchen. Die armen Nonnen waren so unglücklich, dem Abte zu mißfallen, und er nahm sich, mit Erlaubniß des Erzbischofs Conrad von Salzburg, die Freiheit, sie zu verjagen und ihr Kloster zu verschließen. Die Ursache dieser harten Behandlung ist von keinem Schriftsteller angeführt; allein diese Gewaltthat erregte viel Mißvergnügen unter den Wenden jener Gegenden, welches sich noch vermehrte, als der Abt im Jahre 1137 ohne Beistimmung des Landesfürsten und ohne Wissen seines Statthalters das Kloster wieder eröffnete, erneuerte und einige seiner Admonter Nonnen dahin übersetzte. Um diese Zeit beherrschte Ottokar der Erste, aus dem Geschlechte der Grafen von Steier, als Markgraf die Steiermark. Erst dreizehn Jahre alt, hatte er soeben die reiche Mark Kärnthen ererbt, die in seinem Namen Günther von Hohenwart, ein edler Steiermärker, verwaltete. Günther, der des Abtes wunderbare Unschuldsprobe entweder nicht wußte oder als überkluges Weltkind nicht an sie glaubte, wähnte sich berechtigt, dessen Anmaßung zu bestrafen, und da auch er, wie so viele Andere, bösen Argwohn hegte, die Nonnenbesuche des frommen Mannes seien nur sinnlichen Beweggründen zuzuschreiben, so verleiteten ihn Jugendhitze und arge Rathschläge zu einem übereilten Schritte.

Wolfold kam in die Mark, um — nach dem Ausdrucke der Chronik — als ein guter Gärtner seinen Garten zu besuchen; allein als er eben das Kloster betreten wollte, ward er plötzlich von einigen Reisigen des Statthalters ergriffen,

gebunden, umgekehrt auf einen Gaul, oder wie andere Autoren sagen, Esel gesetzt, und so, dem Pöbel zum Spotte, in dem Lande herumgeführt. Ja die rohen Kriegsknechte trieben ihre Mißhandlung so weit, daß der arme Abt bald nachher an ihren Folgen starb, indem ihm beinahe ein ähnliches Los zu Theil ward, wie vor ihm jenem berühmten Abälard, der jedoch so glücklich war, an der Operation nicht zu sterben.

Es war im Mittelalter eine gewöhnliche Beschimpfungsart, Jemand umgekehrt auf einen Langohr zu setzen, ihm dessen Schweif in die Hand zu geben, und ihn also, zur Verhöhnung des Pöbels, herum zu führen. Auch die Mailänder erfrechten sich einst, die Gattin des großen Hohenstaufers, Barbarossa, auf solche Weise zu verunglimpfen, was ihnen mit der gänzlichen Zerstörung ihrer Stadt vergolten wurde. Traurige Wahrheit, daß sehr oft eine einzige übereilte Handlung das Lebensglück ganzer Völker, so wie einzelner Menschen zertrümmert. Meistens stehen die Folgen einer That in einigem Verhältnisse zu dem Range des Thäters: daher büßen die Völker so oft die Fehler ihrer Lenker. Wenn man bedenkt, daß Günther die Unthat zu einer Zeit verübte, wo die Hierarchie den höchsten Gipfel der Macht erstiegen hatte; zu einer Zeit, wo selbst die Beherrscher der Deutschen den langen Kampf gegen sie nicht selten unglücklich führten: so läßt es sich leicht begreifen, welches Uebel sie ihm bereiten mußten. Abt Wolfold galt jetzt für einen Heiligen; er ward in seinem Stifte mit möglichster Pracht beerdigt. Auf allen Kanzeln pries man ihn als einen schuldlosen Martyrer und verfluchte seine Mörder. Conrad von Salzburg schleuderte den Bannstrahl gegen den unglücklichen Günther, und da sich noch die ungeweihten Feinde seines Hauses mit den geweihten vereinigten, mußte er Statthalterschaft und Vaterland verlassen.

Als ein irrender, rastlos verfolgter Flüchtling kam er mit einigen Unglücksgefährten nach Regensburg, wo endlich der Gram die Jugendkraft besiegte, und er hinsank auf das Sterbelager. Das Gefühl der Todesnähe erweckte in ihm reges Verlangen nach Versöhnung mit Gott und seinen Menschenbrüdern. Schwer konnte Günther den Besuch eines Priesters erlangen, der ihm, als er endlich kam, trocken verkündigte, es sei weder Sündennachlaß noch ein geweihtes Grab zu hoffen, wenn er nicht vor seinem Tode den beleidigten Dienern der heiligen Kirche vollkommene Genugthuung leiste. So sah sich der bedrängte Sterbende genöthigt, einige Güter dem heiligen Rupert zu Salzburg, und seine ansehnliche Herrschaft St. Martin bei Straßgang dem Stifte Admont zu schenken. Kaum hatten dessen Mönche dem versühnten Feinde in eben der Kirche ein Plätzchen vergönnt, wo auch Abt Wolfold ruhte, so eilten sie, sich in den Besitz des schönen Erbes zu setzen. Aber damals lebte noch Günthers Vater, Pilgrim von Hohenwart, der des Sohnes Schenkung, ohne seine Beistimmung, als ungiltig erklärte, sich mit Gewalt wieder in den Besitz St. Martins setzte, und selbes an den Markgrafen der Steiermark, seinen Landesherrn, gegen andere Güter vertauschte. Doch die klugen Mönche wußten ihn bald dahin zu stimmen, daß er, zur Rettung seiner und des Sohnes Seele, die Herrschaft wieder an sich tauschte, und sie dem Stifte übergab, welches also St. Martin schon 677 Jahre besitzt, indeß die beiden Nonnenklöster, welche Anlaß zu dieser Schenkung gaben, schon sehr lange nicht mehr sind. Fromme Bischöfe eiferten so beharrlich gegen die nahe an Männerabteien gebauten Frauenklöster, die den beschworenen Widerstand gegen einen mächtigen Feind, die Natur, noch mehr erschwerten, daß endlich die letzteren nach und nach aufgehoben wurden, und nun kaum mehr ihre

Ruinen zu entdecken sind, welche noch dunkle Sagen von lasterhaftem Unfug und vielen Gräuelthaten des entarteten Geschlechtstriebes umschweben. Noch besteht das uralte Edelgeschlecht der Herren von Hohenwart in zwei Linien, wovon die eine gräflich, die andere aber freiwillig wieder in den Ritterstand zurückgetreten ist. Aus beiden sehen wir zwei edle Zweige ihre hohen geistlichen Würden durch seltene Verdienste um den Staat und unser Erzhaus, nebst anderen persönlichen Tugenden, schmücken: wovon ein Hohenwart einst der moralische Herzensbildner unseres geliebten Landesvaters war, der andere nicht nur als Gesalbter der Kirche, sondern auch als wahrer Gelehrter und Naturforscher, sich allgemeine Verehrung erwarb.

Kaum waren wir eine kurze Strecke, in einiger Entfernung vom Fuße dieser fruchtbaren Anhöhen, auf der Ebene dahin hingefahren, als wir das Dorf Straßgang erreichten, welches in seinem Namen die Erinnerung der Vorzeit, da hier die Hauptstraße des Landes vorüberging, vor dem Erlöschen verwahrt. Wir erblickten daselbst eine Stiege, die über hundert zwanzig Stufen zur Kirche und Dekanei des Ortes hinanführt. Die Aussicht von dem Söller des Vorsaales dieser Dekanei übertrifft noch jene des nachbarlichen Schlosses St. Martin, wenigstens gegen die untere Steiermark, gegen die Bacher und Schwanberger Alpen hin, welche Gebirge die ewigen Grenzmarken zwischen der Steiermark und Kärnthen sind.

Wir wissen aus Cäsars Annalen, daß die Cultur der Umgebungen dieses Ortes schon zur Zeit der Römerherrschaft bestand, wie es einige hier gefundene römische Denkmäler, die sich an der Kirche von außen eingemauert befinden, beweisen. Auch der gegenwärtige Name Straßgang, nach alter Schreibart Strazganch, reicht weit in das Mittelalter hinan, und

erscheint in den Urkunden schon in der Mitte des eilften Jahrhunderts. Der Ursprung der Kirche und Pfarre ist vom Dunkel der grauen Vorzeit bedeckt. Lange bestand hier ein Erzpriesterthum, dessen geistliches Wirken sich über das Gebiet zwischen der Mur und Drau ausdehnte: Nur erst in neuerer Zeit ward es in ein Dekanat verwandelt, und behielt den Titel einer Hauptpfarre. Ich sah hier ein Verzeichniß der Erzpriester und Dechante, welches mit einem Christian Freiherrn von Weißbriach im Jahre 1401 angefangen ward; die früheren scheinen also nicht mehr bekannt zu sein. Merkwürdig ist es, daß alle Vorsteher und Hilfspriester dieser Kirche in den Zeiten der Reformation ihrer alten Glaubenslehre getreu blieben, obschon der anderen Priester so viele, und der größte Theil des Adels der neuen Lehre folgten. Der erste noch bekannte Wohlthäter (oder vielmehr Erneuerer) dieser Kirche war Georg Gradner, ein edler Ritter, dessen schönes, gut erhaltenes Grabmal aus dem fünfzehnten Jahrhundert an der Seite des Hochaltars zu sehen ist. Einige Jahre später folgte auch ein Johann Gradner dem Wohlthätigkeitstriebe seines Vaters gegen diese Kirche. Die Herren von Graden, ein uraltes, nun lange erloschenes Edelgeschlecht der Steiermark, hatten ihren Stammsitz in einer einsamen Gebirgsgegend des Grazer Kreises bei Köflach, welche noch jetzt, mit dem Bache, der dies enge Thal durchfließt, den Namen jenes Geschlechtes führt. Mehrere vom Zahne der Zeit noch verschonte Urkunden stellen uns die Gradner als reich und besonders wohlthätig gegen die Kirchen und ihre Diener dar. Vielleicht wollten sie sich durch solche Schenkungen mit dem Himmel über die Sünden versöhnen, die sie bei dem Erwerbe ihrer Reichthümer begingen. Die späteren Wohlthäter der Kirche und Pfründe zu Straßgang waren aus dem Regentenhause selbst. Das

Frauenbild, das noch gegenwärtig den Hochaltar ziert, wurde ehemals Maria im Elend genannt, und stand in großer Verehrung. Kaiser Karl der Fünfte soll es öfters besucht haben. Der wahrhaft gute Beherrscher der Steiermark, Erzherzog Karl, machte diese Kirche zu seiner gewöhnlichen Andachts-Capelle, und seine fromme Gattin, Maria, besuchte sie wöchentlich zu Fuße, um hier die Mutter der ewigen Liebe zu bitten, ihren Sohn — den nachherigen Kaiser Ferdinand den Zweiten — vor dem Abfalle zum Lutherthume zu bewahren. Erhörung ward ihrer Bitte; denn nur Ferdinands große Standhaftigkeit verhinderte das Beharren der Steiermark, so wie auch des größten Theiles Deutschlands, bei Luther's Lehren. Leider verursachte die gewaltsame Bekehrung unserem Vaterlande sehr viele Drangsale. Verlust der Güter und Verbannung, nicht minder Grausamkeiten aller Art, waren das Loos Aller, die nicht zum alten Glauben zurückkehren wollten. Nichts hat wohl mehr der Wehen dem Menschengeschlechte bereitet, als religiöse oder politische Meinungswuth; und doch bekämpft man sich in beiden gewöhnlich mehr ob der äußeren Formen, als wegen der inneren Wesenheit. Sonderbar ist es, daß gerade das Marienbild zu Straßgang seinen ehemaligen Ruhm verlor, indem ihn so viele andere Bilder dieser Art bis in unsere Zeiten erhielten. Auch der Name Maria im Elende paßte nicht für eine so lachende Gegend nahe der Hauptstadt. Dies sollte jedoch nicht den Charakter des Ortes, sondern den der Mutter des Welterlösers bezeichnen, die hienieden die Zuflucht der Elenden ist. Darum sieht man auch an diesem Frauenbilde, wie Menschen aus allen Ständen vom Mantel Mariens bedeckt sind; nur fällt es auf, auch hier die Gekrönten und Vornehmen einen bessern Platz als die Gemeinen und Armen unter der Liebe Obhut einnehmen zu

sehen. Schwerlich wird auch im Dienste der Himmelskönigin eine physische Ahnenprobe nöthig sein.

Der fromme Geschichtschreiber Cäsar hält es für ein Wunder, daß im Jahre 1529, als der Strom eines Türkenheeres zerstörend über Steiermark hinbrauste, die Kirche zu Straßgang nicht eben so, wie jene zu Feldkirchen und die zu Premstätten, von den Ungläubigen den Flammen geopfert ward; doch diese Rettung läßt sich wohl natürlich erklären. Diese Kirche befindet sich auf einer steilen Anhöhe, gut zur Vertheidigung geeignet. In jenen Zeiten oftmaliger Feindeseinfälle waren die Kirchhöfe mit Mauern umfangen, und dienten in solchen Epochen der Pfarrgemeinde gleichsam zur Festung, wohin sie Weiber und Kinder, nebst ihrer besten Habe, flüchtete. Der Pfarrer war nicht selten der Commandant, die streitbaren Männer waren die Besatzung. Wie viele Heldenthaten werden diese oft auf den Gräbern ihrer Väter ausgeübt haben im Streite für ihr Theuerstes, indeß Greise, Weiber und Kinder in der Kirche auf den Knien lagen, und zitternd und zagend inbrünstig zu Gott um Rettung jammerten! Auf solche Art mag auch diese Kirche im sechszehnten Jahrhunderte der Zerstörung entgangen sein; besonders weil die geschlagenen Türken nicht Zeit hatten, sich auf ihrem Zuge zu verweilen. In einer äußeren Nische der Grazer Domkirche ist noch ein altes Frescogemälde aus dem fünfzehnten Jahrhunderte zu sehen, welches die Stadt Graz vorstellt, wie sie zugleich von Feuersbrünsten, Seuchen, Heuschreckenschwärmen und Türkenanfällen geplagt wird. Der Sturm einer Türkenschaar auf die mit Mauern umgebene Erhöhung der Leechkirche, welche tapfer vertheidiget wird, ist noch deutlich zu erkennen. Es ist dem Freunde der Vaterlandsgeschichte schmerzhaft, dieses Gemälde, welches auch den nun zerstörten Schloßberg in seiner

früheren Gestalt darstellt, dem gänzlichen Erlöschen schon so nahe zu sehen. Man sollte es erneuern oder wenigstens eine Copie davon als historisches Denkmal aufbewahren.

Kaum hatten wir Straßgang (von dem unser fleißiger Geschichtsforscher Kumar mehr erzählen wird) verlassen, als wir uns rechts auf die neue Straße wandten, deren Werth erst ihre Vollendung zur Würdigung bringen wird. Wir erreichten bald das Tobelbad, einen Ort, der, obschon er schattig und einsam liegt, doch den Grazern und vielen Anderen aus allen Kreisen zur Heilung des Körpers und Erheiterung der Seele dient. Schon vor mehr als zwei Jahrhunderten übernahmen die Stände der Steiermark dieses Bad, welches für sie allerdings eine etwas kostspielige Besitzung ist, die mehr der Auslagen als des Ertrages gewährt. Die Urkunden zeigen, daß sie es nur aus einem edlen Wohlthätigkeitstriebe übernahmen, um der leidenden Menschheit zu nützen und dort besonders alljährlich eine bestimmte Anzahl dürftiger Kranker während dem unentgeltlichen Gebrauche des Bades zu verpflegen. Auch eine eigene Kirche erbauten dort die Stände, welche im Jahre 1630 ihre Weihe erhielt und deren Vorsteher seinen Gehalt von ihrem Domesticum bezieht. Das einzige Nachbarhaus dieses Bades ist das kaiserliche Forstamt Tobel, welches hier über den großen sogenannten Kaiserwald die Aufsicht führt. In diesem Walde wandelten noch in meiner Jugendzeit die Hirsche zahlreich wie Rinderheerden herum. Die Aufseher über diese landesfürstliche Jagd und ihr Vorsteher wohnten in dem nahen Jagdschlosse, welches, nach der Volkssprache, Gejaidhof genannt wurde und diesen Namen noch jetzt führt, obgleich es schon lange vom Staate verkauft und nun eine Privatbesitzung ist.

Dieſes Schloß war einſt fürchterlich den Bewohnern jener Gegenden, weil dort jede Verletzung eines Wildes hart — ja oft grauſam — beſtraft wurde, wie es die Sage im Andenken erhält und die fürchterlichen Kerker dieſes Schloſſes es beweiſen. Gewiß ſtreitet dasſelbe mit den älteſten Burgen und Schlöſſern des Landes um den Vorrang des Alters. Ohne Zweifel unterhielten ſich ſchon unſere alten Markgrafen hier oft mit der Jagd. Friedrich der Streitbare zog aus dieſem Schloſſe hinab nach Ungarn, die Tartaren zu beſiegen. Einſt wurde es von den Baiern mit Sturm erobert. Alle Landesfürſten beſuchten es öfters; noch wird eines der Zimmer das Kaiſerzimmer genannt. An dieſem befindet ſich ein Erker, von dem man hinab in die Ebene ſieht, durch welche die Kainach fließt. Hier ſoll Kaiſer Karl der Sechſte oft geſtanden ſein und bei dem Anblicke der Heerden von Hirſchen, welche Abends zur Tränke zogen, ausgerufen haben: Das iſt eine Kaiſerluſt! — Die Humanität ſeiner Nachkommen opferte dieſe Luſt dem Wohle des Landmannes, deſſen anhaltende Bitten endlich den Befehl zur gänzlichen Ausrottung des Hochwildes erwirkten. Die Bewohner des Dorfes Tobel wurden hierdurch beſonders beglückt, weil ſie bei der Vorausſetzung, daß ihnen das Wild die meiſten Erzeugniſſe verzehre, einſt ſehr gering beſteuert wurden und dieſe Wohlthat noch jetzt genießen, indeß ſie von jener Plage ſchon lange befreit ſind. Unter der Regierung Karls des Sechſten ereignete ſich, daß in jener Gegend ein verabſchiedeter Soldat in einer Schenke ſaß, wo ſich eben viele Bauern befanden, die ſich bitter über den Schaden beklagten, den ihnen das Wild verurſache. Zufällig lag ein landesfürſtliches Patent auf dem Tiſche, worauf die zwei großen Buchſtaben L. S. am Schluſſe zu ſehen waren. Ein Bauer fragte den Soldaten, der ſich für einen Gelehrten

ausgab, was dies bedeute. Der Soldat, um sich durch die Einfalt der Bauern einen guten Tag zu verschaffen, erwiderte, es sei ein geheimer Hofbefehl, welcher die Anfangsbuchstaben der Worte: Lass' schießen! enthalte. Die Bauern, voll von dankbarer Freude ob dieser günstigen Auslegung, überhäuften den Soldaten mit Speise und Trank und eilten über Hals und Kopf, die Ausrottung des Wildes zu beginnen. Die Folgen lassen sich denken; mehrere dieser Getäuschten starben im Kerker auf dem Schloßberge zu Graz.

Wir erreichten, nicht fern vom Tobelbade, das schöne Kainachthal, dessen Flüßchen, gleich dem mächtigen Nil, oft aus seinen Ufern tritt und die nahen Wiesen befruchtet, von denen die Pferde der Grazer vorzüglich genährt werden. Das Schloß Lanach lächelt uns freundlich entgegen. Es scheint sich zu freuen, noch dem Geschlechte der Herren (nun Grafen) von Galler anzugehören, die es schon vor mehr als einem halben Jahrtausende besaßen. Werner von Galler war im Jahre 1142 erster Propst des nun aufgehobenen Stiftes Seckau im Judenburger Kreise. Da wir das Kainachthal nur quer durchschnitten und es so viele Schlösser und Ortschaften enthält, daß es eine besondere Durchwanderung und Beschreibung vorzüglich verdiente, so kann ich Ihnen hier, geliebter Freund, nur sagen, daß dies Thal seinen Namen von einem uralten, nun erloschenen Edelgeschlechte erhielt, dessen Stammschloß, Altkainach, noch besteht. Mathias Freiherr von Kainach schrieb gegen das Ende des sechszehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eine weitläufige Genealogie des Adels der Steiermark. Das Original dieser ungedruckten Handschrift befindet sich im ständischen Archiv und eine Abschrift derselben im Joanneum. Das Kainachthal ist darum auch historisch merkwürdig, weil in demselben der größte Gegner

und der wärmste Freund unseres Helden Baumkircher hausten. Georg von Kainach war der erste, Andreas Greisenecker der zweite. Die Stadt Voitsberg, bei welcher das Schloß Greisenegg liegt, besaß noch in unseren Zeiten einige Briefe von Baumkircher, in denen er mit den Bürgern über den Durchzug seiner Reisigen zur Zeit jener Unglücksfehde unterhandelte. Leider wurden diese Briefe mit vielen anderen alten Schriften aus Geringschätzung der Papiermühle überlassen!

Da ich weiß, wie interessant Baumkircher für alle Freunde der Vaterlandsgeschichte ist, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, hier einige bisher unentdeckte Beiträge zu seiner Geschichte anzuführen.

Im Judenburger Kreise, nahe dem Markte Weißkirchen, liegt auf einer sanften Anhöhe ein gemauerter Bauernhof, der Baumkirchen heißt und dessen Besitzer noch gegenwärtig den Hausnamen Baumkircher führt. Nicht weit von diesem Hause steht auf einem Wiesengrunde ein anderes altes Gebäude, welches der Volkssage nach des berühmten Andreas Baumkircher Geburtshaus gewesen sein soll. Etwas weiter oben, jenseits des Weges, befindet sich eine jetzt entweihte kleine Kirche, deren Presbyterium bereits eingerissen ist. Hinter dieser stand, nach Aussage älterer Personen, die ihn noch kannten, ein Ilmenbaum — vielleicht Ulme — von ungemeiner Größe. Die aus den Aesten desselben geschnittenen Bretter, deren einige noch in jener Kirche liegen, haben eine Breite von anderthalb Fuß. Eine Tochter des Andreas Baumkircher soll nach der Volkssage dort abgelebt und mehrere Grundstücke den dortigen Bauersleuten geschenkt haben. Der Ort Baumkirchen ist gegenwärtig zur Herrschaft Wasserberg dienstbar, und das Vogteirecht über die entweihte Kirche besitzt die Herrschaft Großlobming. Obschon das Angeführte keinen vollen

Beweis geben dürfte, daß dies wirklich der Geburtsort unseres Helden war, so wird doch die Sache noch auffallender durch den Umstand, daß die Beschreibung dieses Ortes mit dem redenden Wappen der Baumkircher Aehnlichkeit hat. Andreas Baumkircher besaß, was historisch gewiß ist, die Veste Katsch im Judenburger Kreise. Als seine Reisigen, welche sie bewachten, den blutigen Fall ihres Gebieters erfuhren, verbrannten sie dieselbe und zerstreuten sich in der Welt. Der Abt zu St. Lambrecht ward abgeordnet, mit den Unterthanen ein neues Urbarium aufzunehmen, welches noch vorhanden sein soll und sich vermuthlich in dem fürstlich Schwarzenberg'schen Schlosse Murau befindet, weil jetzt Katsch dahin gehört.

Unter den 1067 Urkunden, welche der edelmüthige Besitzer der Herrschaft Widen und Ober-Kapfenberg dem Joanneum zukommen ließ, befinden sich einige, die sich auf Baumkirchen beziehen, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, zwei derselben hier wörtlich anzuführen:

„Wir Friedrich von Gots Gnaden Römischer Kaiser, zu allem zeiten merer des Reichs zu Hungern Dalmatien Croatien ꝛc. Kunig. Hertzog zu Österreich zu Steir zu Kernden und Krain ꝛc. bekenen. Als der Edl unser lieben getrewe, Anndre pumkircher freyherr zu Slening Hanns von Stubenberg Cristoff Nerringer Vlreich peßietzer, Anndree Nerringer und Larenntz Hausner vns, in vnserm Abwesen entsagt, und Veindt worden sein, etlich vnser Stet und Gesloſſer abgedrungen vnd Überfalle vnd vnser Land vnd lewt, bekriegt vnd beschedigt haben, vnd aber un darumb mit vns veraint und verricht worden sein. Inmassen, das in den beredzedle. Darum aufganngen begriffen ist. Daz wir, darauf wissenntlich in Kraft, des Briefs, all Vngnad, Vngunst vnd Vnwillen, so wir

derſelben khriegsleut halben zu In' gehabt haben, oder haben möchten, gen In vnd den Irn ſo In den khriegsleuffen gewant geweſen ſein gannz abtan, vnd fallen laſſen haben. Alſo daz wir, noch yemands, von vnſern wegen, die gen In' in arg mer ſuchen noch fürnemen wellen, weder mit Recht noch an Recht, treulich vnd vngeuerlich Mit Vrkund des Briefs. Geben zu Volkhenmarckht am Montag vor ſannd Vlreichstag. Nach Chriſti Geburde im viertzehenhundert vnd Sibenzigiſten. Vnſers Kaiſertumbs im Newnzehennten Vnſerer Reich des Römiſchen im Ains vnd dreiſſigſten.. Vnd des Hungriſchen im Zwelften Jaren."

Trotz dieſer im Jahre 1470 feierlich ausgeſtellten Begnadigungsurkunde wurde Baumkircher am Georgitage 1471 zwiſchen den Murthoren zu Graz enthauptet, und ein Jahr ſpäter ward folgende Urkunde ausgefertigt:

„Wir Friedreich von Gots gnaden Römiſcher Kaiſer zu allenzeiten merer des Reichs zu Hungern Dalmatien, Croatien Kunig Hertzog zu Oeſterreich zu Steir zu Kernnden und zu Krain Grave zu Tirol ꝛc. Bekennen für vns vnd vnſer Erben. Daz Wilhalm vnd Jörg gebruder die pumkircher, Weilent Ändres Pumkircher Sun, vnd Martha vnd Kathrey Schweſtrn deſſelben pumkircher Töchter, all viere Geſchwiſtereid vnd Margreth deſſelben Ändre pumkircher Witib, vmb all ſachen Hanndlung, zuſpruch, annordnung vnd zwitrecht, ſo ſich biſher, zwiſchen vns, Vnſere lannd und lewt, des benanten Andreen Pumkircher, Vnd Ir begeben, vnd verlauffen haben, nichts darin aufgennomen noch hindan geſatzt, gannz vnd gar mit Vns vertragen geamt, vnd verricht ſeinn, vnd wir Sy widerumb in vnſer gnad gennomen haben. Alſo daz wir, Vnſer Erben, noch vns Lannd vnd Leut zu In, noch Irn Erben, darumb khain vnwillen, Veintſchaft, Zuſpruch noch anvordrung nicht

mehr haben ſullen noch wellen, weder mit Recht, noch an Recht, in khain weis. Sunnder wir wellen Ir genediger Herr ſein: wir haben In auch zugeſagt wiſſentlich mit dem brief, daz wir bey vnſern Preleten und den vom Adl, in vnſern Fürſtentumben Steir vnd Kernnden, ſo ſich gen den benannten Andreen Pumkircher, vmb ain Summ geltz verſchriben haben, darob ſein vnd beſtellen wellen. Was Sy In auf denſelben geltbrief vnd verſchreibung, an derſelben Summ geltz Haubtſumm, mit Raittung noch ſchuldig beleiben, daz Sy In das zwiſchen hym vnd der Quotember zu ſannd Michelstag nagſtkünftiger aufrichten vnd bezaln ſullen. Ob auch dieſelben Pumkircher, die bemelten Ir Schweſtern, oder die benann- Witib Ir Muter icht Spruch oder Vordrung. Zu vns, vnſern Erben, oder vnſern Lannden vnd lewten gewunnen, vmb was ſachen das wer, das ſullen Sy mit Recht an pillichen ſteten und annders nicht ſuchen und fürnemen. Vnd wir vnd vnſer Erben ſullen und wellen In auf Ir anlanngen forderlich ergeen laſſen oder ſchaffen ergeen zu laſſen. Vnd darob ſein, was In mit Recht erkannt wirdet, daz dem alſo nachgangen vnd volzogen werde, trewlich vnd vngeverlich. Mit vrkund des briefs. Geben zu der Neweſtat, an Freitag nach dem Heiligen Auffahrttag Nach Chriſti geburd im viertzehenhundert vnd zwey vnd ſibentzigiſten vnſeres Kaiſertumbs im ainſund zwaintzigiſten vnſerr des Römiſchen im drey und dreiſſigiſten vnd des Hungriſchen im viertzenhenten Jaren.

Comissio domini Imperatoris in Consilio."

Dieſe beiden Urkunden erregen neue Fragen, indem ſie manche Aufſchlüſſe gewähren. Da Schlaning, ungariſch Szalonak, welches jetzt einem Grafen Bathyany gehört, in der Eiſenburger Geſpanſchaft in Ungarn liegt, ſo war es Matthias Corvinus, der den Mann, welcher ſeine Tapferkeit

oft gegen ihn selbst erprobte, zum Freiherrn jener Herrschaft erhob, auf deren Schlosse Baumkircher's Bild, in Lebensgröße aus Stein gehauen, noch zu sehen ist. Auch zum Obergespan der Preßburger Gespanschaft erhob ihn dieser König, welcher Verdienste an Anderen zu würdigen wußte, weil er deren selbst besaß. Auffallend ist es, in jenem Begnadigungsbriefe den Andreas Greisenecker nicht zu finden, der doch gewiß Baumkircher's getreuester Anhänger war, nach mehreren alten Schriftstellern mit ihm zugleich enthauptet wurde und so wie er, nicht nur das Leben, sondern auch die Güter verlor, indem dessen Besitzungen (Greiseneck und Lankowitz) eingezogen worden waren. Vielleicht gab eben diese Ausschließung Greisenecker's die Veranlassung zur Erneuerung des Streites. Nach den Stubenbergischen Urkunden war Baumkircher's Tochter Martha die Gattin Hans' von Stubenberg, dessen Mutter, Agnes von Pettau, zuerst an einen Grafen von Görz vermählt war. Andreas Baumkircher's Sohn Georg war vermählt mit Margaretha von Stubenberg. Sein anderer Sohn Wilhelm, dessen Gattin unbekannt ist, hatte eine Tochter, Barbara genannt. Diese vermählte sich zum erstenmale mit Seyfried von Polheim, zum zweitenmale mit Veit von Fladnitz, der sich einen Freiherrn von Schlaning schrieb, und ihr dritter Gemahl war Andreas von Stubenberg. Mit ihr scheint das Baumkircher'sche Geschlecht erloschen zu sein, weil sie ihre Rechte auf Georg Baumkircher's Nachlaß auf ihren Schwager, Erhard von Polheim, vererbte. Georg Baumkircher's Witwe, Margaretha von Stubenberg, vermählte sich mit Georg von Puchaim, Erbtruchseß in Oesterreich. Auch ein Erbvertrag zwischen den Stubenbergen und Baumkirchern ist vorfindig, vermöge dessen die Letzteren die Ersteren beerben sollten.

Bei der Fortsetzung unserer Reise schwelgten wir im Hochgenusse des schönen Anblickes der fruchtbaren Gefilde, die, in das lieblichste Grün heller und dunkler in mannigfaltigen Abwechslungen und Schattirungen gekleidet, von einem milden Sonnenglanze gleichsam übergossen, so freundlich und anmuthig uns ansprachen. Mit jedem Hügel, den wir überfuhren, stellte sich uns eine neue Landschaft dar, kämpfend um den Vorzug der Schönheit mit den früher gesehenen. Besonders gefielen uns die einzelnen Bauernhäuser an der Straße, traulich hingesetzt mit ihren Rebengewinden an den Fenstern bis hinan zum Giebel des Strohdaches und umschattet von einem kleinen Walde fruchtbelasteter Obstbäume. Ceres, Pomona und Bacchus vereinten sich, diese Fluren zu zieren und zu beglücken. Die einzelnen Wohnungen der Landleute, die man fast an allen Straßen findet, vermehren die allgemein gleiche Verbreitung der Landescultur und haben etwas Gesellschaftliches, Anmuthiges für den Reisenden durch die Steiermark, indeß man in manchen anderen Ländern ermüdende Einförmigkeit entdeckt, das Land gleichsam entvölkert erscheint, man oft von einem Dorfe bis zum anderen mehrere Stunden lang reisen muß, ohne einen Menschenwohnsitz zu erblicken, und sich einem die Bemerkung aufdrängt, daß die Fruchtbarkeit der Felder in eben dem Maße abnimmt, als sie entfernter von den Wohnungen ihrer Besitzer sind.

Unter den stummen Entzückungen, welche uns der Anblick dieser malerischen Gefilde gewährte, entspann sich ein Gespräch über den Charakter ihrer Bewohner, und wir stimmten in der Meinung überein, daß sich hier ein besonderer deutscher Volksstamm in den Kainach-, Lasnitz- und Sulmthälern einst angesiedelt haben müsse. Vermuthlich war die Gegend um Hitzendorf die erste Niederlassung dieses Stammes, von der er sich

allgemach weiter verbreitete. Man bemerkt es, daß der weinerlich bellende Ton der Sprache, so unverständlich für den Fremden, von dort seinen Ausgang nimmt. In der Pfarre Hitzendorf befindet sich entschieden die schönste Menschenrace jener Gegenden, die, obgleich mit einiger Beibehaltung der Gesichtszüge und der Sprache, nach den Graden der weiteren Entfernung abnimmt. Indeß unsere übrigen deutschen Steiermärkerinnen sich mehr zur Kleinheit, Runde und Gediegenheit hinneigen, haben die Hitzendorferinnen einen schönen, schlanken, hohen Wuchs und wahrhaft griechische Gesichtsbildungen, geschmückt von der Natur mit einer frischen Farbe wie gemischt aus Lilien und Rosen. Wenn man diese Dirnen ansieht, so erstaunt man über ihre Schönheit und wird versucht, sie für Wesen höherer Art zu halten; so wie sie aber zu sprechen beginnen, wird man zu einer anderen Verwunderung hingerissen und erinnert sich des schönen Pfaues, dem die Natur einen so häßlichen Gesang verlieh. Die Grazer wollen behaupten, diese herrlichen Gestalten und Gesichtsbildungen der Hitzendorferinnen, welche sehr häufig zur Stadt kommen, ihre Früchte anzubringen, hätten durch sie die Veredlung erhalten; allein man kann nicht geben, was man selbst nicht besitzt, und es ist vielmehr eine Entartung der Race zu besorgen.

Wir erblickten jetzt die Kirche der Pfarre St. Stephan, welche, nach den vorhandenen Urkunden, schon früher bestand, als die Gründung des nun wieder aufgehobenen nachbarlichen Chorherrenstiftes Stainz erfolgte. Der Anblick jener Kirche war mir um so interessanter, weil mein würdiger Reisegefährte, Herr Wartinger, in dieser Pfarre, wo seine Eltern Besitzungen hatten, geboren ward, und es mich freute, den Ort zu sehen, aus dem ein Mann hervorging, der in seiner

stillen, anspruchlosen Bescheidenheit sich seiner umfassenden Kenntnisse gleichsam zu schämen scheint, und doch als Geschichtsforscher Innerösterreichs eine Perle seines Vaterlandes ist.

Das stattlich auf einer freien Anhöhe dastehende Gebäude des vormaligen Stiftes Stainz stellte sich jetzt unseren Augen dar, und indem wir uns darüber besprachen, wie glücklich einst die geistlichen Bewohner desselben in dieser eben so schönen als fruchtbaren Gegend gelebt haben mochten, erreichten wir den Markt gleichen Namens, und stiegen dort in einem Gasthause ab. Indeß die Wirthin uns ein Mittagmahl bereitete, eilten wir fort, die Kirche zu besehen. Als wir zur Stiege kamen, die zur Kirche und dem vormaligen Stiftsgebäude hinanführt, erblickten wir an einer alten, noch in der Ebene stehenden Todtencapelle einen römischen Grabstein mit folgender Inschrift:

ATILIVS
AVTOSCV
'FTIF· BRIGIA
BRIGI· F· LA
TINAF· F· A· X.

Man war so gefällig, uns die Uebersendung dieses Steines in das Joanneum zu versprechen, und wir erfuhren, daß sich in einigen Häusern des Marktes noch andere römische Denksteine befänden.

Als wir die Kirche besahen, fanden wir auf dem Chore die lebensgroßen Oelgemälde Leutolds von Wildon und seiner Gattin, Agnes von Lichtenstein, welche bekanntlich im Jahre 1229 diese Probstei gestiftet haben. Wir entdeckten auch in einem Winkel der Barbaracapelle Leutolds Grabstein, welcher sagt, daß er der Stifter des Gottshaus sand — Cathrein ze Stentz war. Auch seine Gattin, die im Jahre 1272 starb, wurde ihm beigesetzt. Dieser Wildoner zeigte bei seiner Stiftung

ein edles Zartgefühl, welches im Hinblick auf sein Zeitalter, angenehm auffällt. Bekannt ist es, daß man damals den Besitz eines Landgerichtes, welches gleichsam den Besitzer zum Herrn über Leben und Tod der Gerichtsinsassen machte, eben so sehr suchte, als man jetzt wünscht, von selbem befreit zu sein. Leutold schenkte das Landgericht über das Stift und den Markt, der doch zu jenem dienstbar war, den Bürgern des letztern aus dem humanen Grunde, weil es sich für Geistliche, bestimmt zu segnen und zu verzeihen, nicht schicke, ihre Hände mit Blut zu beflecken. So zart dachte jener Erzbischof von Salzburg nicht, der in eben diesem Jahrhunderte das Bisthum Seckau stiftete. Auch Leutolds Sohn, Heinrich von Wildon, der am 1. Jänner 1291 zu Deutsch-Landsberg die Bundesurkunde gegen Kaiser Albert den Ersten unterschrieb, mochte minder sanft als sein Vater gewesen sein, da er der Erste war, der aus den Verbündeten vorzeitig die Fehde begann, ohne nach Rittersitte vorher abzusagen, welches ihm Friedrich von Stubenberg sehr nachdrücklich verwies. Auch gegen die Bürger des Marktes Stainz benahm sich Leutold sehr gütig; sie genossen manche Wohlthaten und jährliche Spenden vom Stifte, so lang es bestand. In diesem Markte verlebte unser verdienstvoller Schriftsteller und Geograph Kindermann mehrere Jahre, indem er hier ein Haus besaß, welches er später verkaufte, und sich nach Graz begab. Dieser vaterländische Geschichtsforscher bemerkt, daß auf dem sogenannten Stainzboden vorzüglich schöner Weizen gedeihe, wozu sich jedoch jetzt auch der türkische Weizen gesellt, der von Stainz über das Lasnitz- und Sulmthal hin die meiste Nahrung des Landmannes ist.

Nachdem wir auch das vormalige Stiftsgebäude, dessen größerer Theil in eine Kaserne verwandelt ward, besehen hatten, eilten wir in unser Gasthaus zurück, erquickten uns bei einem

frugalen Mahle und setzten dann die Reise fort. Wir fuhren nicht lange, als mich schon alle Gegenstände der Natur freundlicher und traulicher anzusprechen begannen; endlich erreichten wir die lieben Gefilde, wo alle Berge, alle Hügel ihren alten Bekannten zu begrüßen scheinen. Sogar der düstere Rosenkogel, der mir, als ich Besitzer von Wildbach war, so manches Donnerwetter zusandte, schaute freundlich auf mich her; er erinnerte mich an die Zeit, wo ich auf dem Felsen, der seine Scheitel bekrönt, ausruhte, der prachtvollen Aussicht genoß, und am Fuße dieses Felsens den freien Rasenplatz betrachtete, auf dem gewöhnlich die Schildhähne ihr fröhliches Wesen und ihre Liebesspiele treiben. Ich blickte hin nach dem Kirchdorfe Gams, dessen Bewohner mich einst als ihren Grundherrn kindlich liebten, und wo ich oft in dem alten Pfarrhause zusprach, dessen Fenster eine Weinhecke traulich umschattet, deren blaue Trauben an Größe fast jenen gleichen, welche die Juden im gelobten Lande fanden. Nun zeigten sich mir die Berge, auf denen die Pfarren Maria-Osterwitz, Freiland und St. Oswald liegen, einst so oft von mir besucht auf der Hirschjagd. Am Fuße dieser Berge, von denen der forellenreiche Wildbach strömt, liegt einsam und doch so romantisch schön das Schloß Wildbach in einem Seitenthale des größeren Lasnitzthales, mit dem es sich weiter unten vereinigt. Was Wildbachs Lage besonders schmückt, ist eine lange Reihe eines äußerst fruchtbaren Weingebirges, welches sich bis hin vor das Schloß erstreckt. Weil dies Rebengebirge unter viele Besitzer vertheilt ist, so bearbeitet jeder seinen kleinen Antheil mit höchstem Fleiße, und so wird der Ertrag eines Joches bis zu zehn Startin (oder hundert Eimer) gebracht. Es ist eine praktisch erwiesene Wahrheit, daß in der Steiermark, dort wo türkischer Weizen und Wein gedeiht, die Vertheilung des fruchttragenden Bodens unter eine Mehrzahl

von Besitzern, bis zu einem gewissen Grade von Kleinheit, sowohl der Cultur als der Population sehr zuträglich ist, wohingegen der Landmann, dessen Haupterwerb auf der Viehzucht beruht, wie dies bei allen Gebirgsbewohnern der Fall ist, eines weit größeren Raumes bedarf. Vier bis fünf Joch Aecker, wovon alljährlich zwei Drittel mit türkischem Weizen bepflanzt werden, ernähren eine zahlreiche Familie; ich bemerkte oft, daß jene meiner Unterthanen, deren ganzer Besitzstand etwa fünfzehn Joch ausmachte, eben so wohlhabend waren, als andere mit dreißig bis vierzig Jochen bei gleichen klimatischen Verhältnissen ihrer Gründe.

Die Herrschaft Wildbach war durch mehrere Jahrhunderte ein Eigenthum der Herren (nun Grafen) von Wildenstein. Eine vorhandene Inschrift nennt den Sigmund Herrn von Wildenstein, der diesen Hof zu Wildbach im Jahre 1540 vom grünen Wasen aufbaute. Der Erbauer nannte dies Gebäude kein Schloß, weil es ein geräumiges Landhaus ohne Spuren von Befestigung ist. Von dem Platze, wo das alte Schloß einst gestanden sein soll, herrscht nur noch eine dunkle Sage. Große Verdienste um diesen Landsitz hatte ein späterer gräflicher Besitzer jenes Geschlechtes, der, vor beiläufig hundert Jahren, dort mit vielen Kosten einen Garten, von vier Jochen im Flächeninhalte, so anlegte, daß er drei Viertheile des Herrschaftsgebäudes umschließt. Besonders war er ein Freund Pomonens. Es ist ein dickes Manuscript vorhanden, worin alle von ihm gepflanzten Obstgattungen verzeichnet sind. So dürften wohl auch in der Steiermark wenige Orte zu finden sein, wo diese Früchte herrlicher und schmackhafter gedeihen als zu Wildbach. Die alles umstaltende Zeit hat auch an diesem Garten ihre Allmacht bewiesen, der jedoch noch immer der Näschereien die Fülle gewährt.

Meine Phantasie wagte jetzt einen kleinen Seitenflug; ich kehrte nun wieder auf die verlassene Bahn zurück. Als wir die eigentliche Begrenzung des Lasnitzthales erreichten, wo sich die Straße von der Anhöhe in dasselbe abwärts neigt, erblickten wir von fern, am Fuße der Alpengebirge, die alte Veste Landsberg, die von ihrer steilen Höhe uns freundlich-ernst zu begrüßen schien. Am Fuße dieser Höhe lag das Ziel unserer Reise. Unser Weg führte uns nun ganz in die Ebene des Thales, und wir kamen zur landesfürstlichen Messingfabrik, die an der Lasnitz liegt. Das Geräusch des Wassers, das Gehämmer und Geklapper, die Bewegung und Thätigkeit, die wir nach einer einsamen Fahrt hier plötzlich bemerkten, machten auf uns einen angenehm überraschenden Eindruck. Ich habe diese Fabrik zwar schon öfters in ihrem Innern besehen, war zugegen bei der Schmelzung, wenn das glühende Metall wie Wasser dahin floß, ergötzte mich vorzüglich an den mechanischen Wirkungen der vielen Maschinen; doch von dem Gesehenen eine kunstmäßige Beschreibung zu wagen, bin ich zu viel Laie in diesen Dingen; ich kann Ihnen also, mein Freund, nur sagen, daß sich diese Fabrik mit jedem Jahre noch mehr vervollkommt, und daß sie eine Wohlthat für diese Gegend ist, in welcher sie schon vor zwanzig Jahren jährlich mehr denn vierzig tausend Gulden in Umlauf brachte. Es war ein Graf Zehentner, der als Besitzer der nahen Herrschaft Frauenthal zuerst diese Fabrik errichtete, die dann, zu Theresias Zeiten, der Staat an sich kaufte, immer mehr erweiterte, und so sehr in Aufnahme brachte.

Wir fuhren jetzt zwischen den Fabriksgebäuden durch über die Lasnitz, um uns rechts zu wenden, und, vor dem Schlosse Frauenthal vorbei, endlich Landsberg und Feilhofen zu erreichen. Das Schloß Frauenthal, ein ansehnliches Gebäude

zu zwei Stockwerken, liegt in der Ebene da, und enthält in seinem regelmäßigen Vierecke viele geräumige Zimmer. Diese Herrschaft besaßen durch Jahrhunderte die Herren Zehentner von Zehentgrub, bis in unseren Zeiten der letzte Graf dieses Geschlechtes und auch der Letzte seines Stammes, sie an einen Grafen von Welsersheim vererbte, von dessen Familie sie der Graf von Fries erkaufte. Der Stammort der alten Herren von Zehentgrub befindet sich bei Trofaiach im Bruckerkreise. Mein Vater erkaufte seine Gülten und Zehente von zwei Freiinnen von Zehentgrub, und vereinigte sie mit dem Gute Pichl im Mürzthale, wo ich, wie Sie wissen, meine Lebenswanderschaft begann. Interessant waren mir im Schlosse Frauenthal die Bildnisse des Erbauers desselben und seiner Gattin. So möchten Philemon und Baucis ausgesehen haben! „Aegyd Zehentner von Zehentgrub, alt ein und neunzig Jahre, Anno 1473" steht auf seinem Bilde geschrieben. Sie hieß Katharina, geborne von Weiß, alt sechs und siebenzig Jahre. Das Schloß Frauenthal, wie es jetzt besteht, muß jedoch in späterer Zeit viele Umstaltungen und Verjüngungen erhalten haben. Es befinden sich in den Zimmern des ersten Stockes auch mehrere große historische Gemälde, Schlachten mit den Türken vorstellend, worauf die Hauptpersonen alle mit Zahlen bezeichnet und unten seitwärts namentlich angeführt sind. Es mangelte uns an Zeit und an Licht, diese Gemälde näher zu beschauen. Man sieht, daß auch die Alten ihre Heroen zu würdigen wußten; es wäre zu wünschen, daß auch wir die Großthaten unserer Zeitgenossen durch den Pinsel verewigten. In jeder Residenzstadt sollte eine nach der Zeitfolge geordnete historische Bildergallerie bestehen, welche die wichtigsten Epochen der Vaterlandsgeschichte, von den besten inländischen Künstlern gemalt, darstellte. Diese Originale sollten in Kupfer gestochen

werden, und diese Kupferstiche in jedem Lehrsaale zu finden sein, wo Vaterlandsgeschichte vorgetragen wird. Dies würde zur Erhebung des Nationalgeistes gewiß nicht wenig beitragen. Doch ich habe mich über diesen Gegenstand schon anderswo ausgesprochen. Der Garten, welcher das Schloß Frauenthal umgibt, ist ansehnlich. Nahe dem Schlosse liegt auf einem Hügel die uralte kleine Kirche St. Ulrich. Dort soll einst das alte Schloß gestanden und von diesem Heiligen benannt worden sein. Der Erbauer des Neueren that nicht gut, es in die Tiefe zu übersetzen. Das Fest des heiligen Ulrich wird jährlich bei und in jener Kirche gefeiert, wozu aus den Umgegenden viele Menschen sich einfinden. Der ganze Hügel ist dann von Leuten, welche die Kirche nicht zu fassen vermag, bedeckt, die somit im Freien unter schattigen Bäumen dem Gottesdienste beiwohnen. Es ist ein anmuthiges Fest. Am Fuße dieses Hügels hat man jetzt einen großen Keller tief in die Erde gegraben, so daß er keines Daches bedarf. Wenn dieser im Lande vielleicht einzige Keller die erforderliche Trockenheit erhält, so muß er mit seiner Kühle der Aufbewahrung des Weines sehr entsprechen.

Wir erreichten endlich einen Wald, wo das alte Landsberg näher und freundlicher von seiner Höhe uns begrüßte, indeß wir auf der gerade angelegten Straße hinfuhren. Der Wald verwandelte sich jetzt in einen angenehmen Erlenhain, und nun murmelte uns die schnell hineilende Lasnitz mit ihren Silberwellen ein trauliches Willkommen entgegen. Der Markt Landsberg lag vor uns. Wir fuhren über die Lasnitzbrücke, durch einen Theil des Marktes, wandten uns rechts und waren zu Feilhofen, dem Ziele unserer Reise, wo wir vom Administrator der gräflich Friesischen Güter Landsberg, Frauenthal und Feilhofen, Herrn Doctor Winkler, meinem

Freunde, und ſeiner ſanften Gemahlin auf das Herzlichſte empfangen wurden.

Was ſoll ich Ihnen, geliebter Freund, von den Empfindungen ſagen, die meinen Buſen beklemmten, als ich mein ehemaliges Eigenthum betrat, und ſo viele Erinnerungen ſich in meine Seele drängten? Es kam mir vor, ich ſei geſtorben geweſen, jetzt wieder auferſtanden, und käme nun, meinen alten Wohnſitz zu ſuchen. Schwer ward es mir, die Wehmuth meines Gemüths in mich ſelbſt zu verſchließen. Dieſes Thor, das ich verfertigen ließ, dieſer Garten, den ich anlegte, dieſe Capelle, die ich baute, dieſer Wald von Obſtbäumen, deren Früchte ich ſo oft genoß, jene Felder, auf denen ich ſo oft meinen Arbeitern zuſah. — Ach, was iſt das Würmchen Menſch genannt! Ein feindlicher Dämon treibt ihn von einem Orte zum andern, bis er endlich zertreten im Grabe das einzige wahre Ruheplätzchen findet. Wie, wäre dies aber auch gewiß! — Schlafen ohne zu träumen, wäre Vernichtung; träumend ſchlafen, gäb' es da Ruhe? Wohl gibt es ſchwere Träume, die den Schlafenden beunruhigen. Die Wenden haben recht, daß ſie ſich gewöhnlich eine leichte Nacht wünſchen, wenn ſie zu Bette gehen. Ich mag ihn nicht ſchlafen den langen Schlaf ohne Traum; aber ich wünſche, dort angenehm zu träumen. Dies zu verlangen und zu hoffen, ſind wir berechtigt. Wenn Jeder, der iſt, war und ſein wird, nach einer unerläßlichen Bedingung der Natur, jenes unbekannte Land betreten muß, ſo kann dies wenigſtens nicht ſchlechter ſein, als das, was wir verlaſſen; denn der Schöpfer, deſſen Güte in all ſeinen Werken ſo laut ſich ausſpricht, wird nicht dort plötzlich als ein harter Despot erſcheinen, wie es ſich die düſtere Phantaſie unſerer Neuphiloſophen ſo oft hier vorzuſtellen pflegt. Den Schauder vor dem Aufhören unſerer phyſiſchen Exiſtenz,

welches im Grunde doch nur Verwandlung ist, hat die Natur tief in das Wesen aller Creaturen gelegt; erbärmliche Menschen gesellen noch die Furcht dazu, um sich den Glauben an Unsterblichkeit zu verbittern, und ihres Erdendaseins nimmer froh zu sein.

Feilhofen ist ein einfaches Landhaus mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoße, ganz neu und in der inneren Form so erbaut, wie eine italienische Villa, deren Zimmer durch einen Saal in der Mitte verbunden sind. Die Verwalterei, mit den Wirthschaftsgebäuden, steht abgesondert gegenüber und wurde vergrößert, weil sich jetzt dort die Amtirung der drei Herrschaften Landsberg, Frauenthal und Feilhofen vereint befindet. Das letztere gehörte einst zu der eine Stunde entfernten Herrschaft Hollenegg und hieß Pfeilhofen, weil hier die alten Ritter dieses Geschlechts ihre Schießstätte hatten, wo sie mit Pfeilen nach der Scheibe schossen. Ich verließ noch einen Haufen solcher Pfeile, als ich abzog. Die Lage Feilhofens, welches nur einige hundert Schritte vom Markte Landsberg entfernt ist, kann man wirklich romantisch nennen. Ein Verwalter der Herrschaft Hollenegg, der auch Feilhofen verwaltete, und dessen Wirthschaft in Pachtung hatte, war der Baumeister dieser Villa und umpflanzte sie mit so vielen Obstbäumen, daß Feilhofen jetzt gleichsam in einem Walde von solchen Bäumen steht. Als ich in den Besitz kam, fügte ich noch einen Gemüsegarten hinzu, bei dem ich das Angenehme mit dem Nützlichen möglichst zu verbinden suchte. Jedermann, der mich besuchte, wurde meinem Gärtchen hold, wo ich, umduftet von Florens lieblichen Kindern und von den Blüthen meiner Orangen, so oft lustwandelte, oder bald im Lusthause, bald in der dunkeln Laube, bald im langen Rebengange ein Plätzchen suchte, mich ungestört mit den Musen und ihren reizenden Gespielinnen zu unterhalten. Die Umgebungen bieten

die angenehmsten und bequemsten Spaziergänge dar, indem es dem Lustwandler überlassen bleibt, ob er in der Ebene fortwandeln, oder eine Anhöhe besteigen will, um einer mannigfaltigen Aussicht zu genießen. Vor Feilhofen führt ein Feldweg vorbei, auf dem viele Landleute wandeln, die zur Kirche oder in den Markt gehen. In einiger Entfernung von diesem Wege stand eine kleine, hölzerne Capelle mit einem Marienbilde, welches das vorübergehende Landvolk besonders verehrte. Diesem alternden Capellchen drohte der Einsturz, und da man dem Volke nichts Ehrwürdiges rauben soll, so entschloß ich mich, eine neue gemauerte Capelle mit etwas Geschmack aufzuführen, sie näher an den Weg zu setzen, und dem Bilde der Mutter unseres Erlösers auch dessen Bild am Kreuze, von einem Grazer Bildhauer verfertigt, beizufügen. Ueber den Eingang der Capelle setzte ich die Verse:

Fliehen mußt' ich als Kind, als Mann am Kreuze vollenden,
Weil ich der Liebe Gesetz Menschen zu lehren erschien.

Ich bitte, geliebter Freund, mein nicht zu spötteln, wenn ich Ihnen aufrichtig gestehe, daß mir der Bau dieser Capelle ein gewisses gemüthliches Vergnügen gewährte, und daß es mich noch freut, zu vernehmen, wie die Landleute bei dieser Capelle mit Andacht beten, und manches kleine Opfer durch das Gitter hineinwerfen, welches dann dem Armeninstitute der Pfarre zu Theil wird. Vielleicht, wenn schon lange dies mein Staubgewand der Mutter Erde zurückgegeben ist, wird noch mancher Gläubige bei dieser Capelle Gebete verrichten, und auch wohl zuweilen ein Vorübergehender sich des schlummernden Erbauers erinnern. Mündliche Ueberlieferungen haben eine längere Dauer bei dem Landvolke, als bei gebildeten Menschen, deren Gedächtniß von der frühesten Jugend an

überladen wird, bis sich in unserem Kopfe die Charaktere der Schrift verwirren.

Am folgenden Tage unternahmen wir eine Wanderschaft nach dem alten Schlosse Landsberg, welches erst seit der kurzen Zeit, als Herr Graf von Fries die drei Güter erkaufte und deren Verwaltung nach Feilhofen übertrug, nur mehr von einem herrschaftlichen Jäger bewohnt wird. Gleich außer Feilhofen erhebt sich der Berg, und dies ist eigentlich der Fuß des Alpengebirges, welches in jener Gegend die Steiermark von Kärnthen scheidet. Wir stiegen allgemach hinan und erreichten bald das schöne und fruchtbare Weingebirge, welches sich bis nahe zum alten Schlosse hinzieht und daher Burgeck genannt wird. Angenehm schlängelt sich der Fußweg bald unter Obstbäumen, bald zwischen Rebengeländen, an Winzerhäusern vorbei, immer höher hinan, bis man endlich, schon nahe dem Schlosse, einen freien Platz erreicht, wo sich dem Auge eine angenehme Aussicht darbietet, und besonders das Schloß Hollenegg mit seinen Thürmen so einladend freundlich herüberschaut. In einiger Entfernung erblickt man das große Weingebirge, Saufal genannt, welches diesen Namen von der grauen Vorzeit behielt, wo das ganze Gebirge noch eine einzige dichte Waldung war, in welcher Wildschweine ihren finsteren Aufenthalt hatten. Weiterhin zur Linken wandelt der Blick längs dem Lasnitzthale über die Messingfabrik, St. Florian, Preding, bis zum Schlosse Freibüchl, dessen Lage seinem Namen entspricht.

Wir kamen nun zum ersten Thore der alten Veste, wo uns, auf einem ebenen Plätzchen, zwei dicht belaubte Linden unter ihren weitausgebreiteten Aesten einen schattigen Ruhesitz gewährten. Mit heiligem Schauder betrachteten wir diese veralteten Mauern, über die wohl schon der Strom eines Jahrtausends mit allen seinen Stürmen der Zerstörung hingegleitet

sein mag. Die Zeiten der Ritterschaft und des Faustrechtes stellten sich uns in diesem ihrem Monumente gleichsam sichtbar dar; wir bewunderten den kühnen, aber düsteren Geist des Mannes, der sich entschloß, auf dieser Felsenhöhe, am äußersten Ende des Thales, wo er an den Ufern der Lasnitz nicht mehr fortwandeln konnte, und diese sich schon geräuschvoll von den Alpen herniederstürzt, ein Schloß zu bauen. So wie in der Lage dieser alten Ritterburg, also auch in dem Charakter ihrer Bauart spricht sich der Geist und die Individualität des Erbauers aus.

Wenngleich Jeder, der sich einen solchen Wohnsitz baute, nach dem Bedürfniß der Zeit, auf Festigkeit und Sicherheit das erste Augenmerk nehmen mußte, so hatte doch Mancher so viel Geschmack, oder vielmehr Gemüthlichkeit, eine angenehme Situation zu wählen, indeß Andere geflissentlich die schauderhaftesten Einöden zu ihren Burgen wählten. Landsberg, obgleich herrlich in seiner Ansicht, gehört doch mehr zur letzteren Gattung; denn wiewohl es von vorn auf ein fruchtbares, menschenbewohntes Thal nicht unfreundlich hinschaut, so ist doch seine Rückseite, an steile Felsenmassen gelehnt, wirklich fürchterlich. Dieser drohende Abhang in eine schwindelnde Tiefe, deren Grund man nicht entdecken kann, weil alles mit üppiggrünenden Gewächsen und Gesträuchen überdeckt ist; diese hohen Bäume, deren Wipfel nur den Fenstern des Schlosses sich nahen, sie aber nicht erreichen; dieses stürmische Geräusch der Lasnitz, die, unentdeckt vom betroffenen Wanderer, sich in den tiefsten Tiefen des Abgrundes laut rollend wälzt; dieser hehre, schaudervolle Anblick ist es, der die hoch emporgehobene Seele mit Entsetzen und Entzücken füllt!

Das Schloß, welches in den Büchern der Landschaft Landsberg und Thurn genannt wird, besteht eigentlich aus

zwei Thürmen, die später durch die Erbauung mehrerer Wohngebäude mit einander verbunden wurden. Der Theil des Schlosses, welcher Thurn heißt, besteht aus einem viereckigen Thurme, dessen Mauern noch im dritten Stocke acht Schuh und im siebenten, als dem höchsten, zwei ein halb Schuh dick sind. Man findet mehr solche Thürme in der Steiermark; es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie die ersten Festungen waren, welche die eingewanderten Deutschen aufführten, sich des eroberten Landes zu versichern. Der andere Theil des Schlosses, welcher Landsberg heißt, hat einen runden Thurm, der nicht minder die Spuren eines sehr hohen Alters trägt. Ob das Edelgeschlecht der Herren von Landsberg, welches einst in der Steiermark blühte, von diesem deutschen oder von jenem wendischen Landsberg den Namen führte, konnte ich nicht auffinden; doch glaube ich eher das letztere, weil dies deutsche Landsberg ein uraltes Eigenthum des Hochstiftes Salzburg war. Die vorfindigen Urkunden gehen zwar nur bis in das dreizehnte Jahrhundert, aber sie zeigen, daß es schon damals ein altes Besitzthum jenes erzbischöflichen Stuhles war. Es ist zu bedauern, daß keine Jahrszahl zu finden ist, welche uns über das Alter dieses Schlosses einen Aufschluß gäbe. Im Jahre 1476 wurde es von den Ungarn beschossen, aber nicht erobert. Zwei steinerne Kugeln in der Mauer bei dem Landsberger Thurme, nämlich dem runden, erhalten die Erinnerung an diese Epoche. Ehe man durch das zweite Thor in das Innere des Schlosses kommt, wohin man einst nur über eine Zugbrücke gelangen konnte, steht seitwärts eine Halle, welche ehedem der Rittersaal war, wo man noch auf dem Plafond die Reste einer Malerei entdeckt, die eine Schlacht aus den dreißigjährigen Kriege vorstellt. Da dies Schloß über zweihundert Jahre hindurch keinen seiner geistlichen Besitzer

mehr beherbergte, so wurde auch auf dessen innere Verzierung wenig verwendet. Das sogenannte Fürstenzimmer sieht eben nicht fürstlich aus, obschon dort einige Portraits der letzten Erzbischöfe zu sehen sind. Das Merkwürdigste ist die Schloßcapelle, deren Fenster mit dem schönsten Epheu, welchen die Natur zu erzeugen vermag, prangen. Man sieht hier das Ex voto-Gemälde des Schloßhauptmannes, Fröhlich von Fröhlichsberg, der mit dreihundert Landsbergern zum Entsatze Wiens von den Türken auszog, und glücklich wieder zurück kam. Das Bild hat die Jahreszahl 1683. Der Maler machte sich's bequem, indem er alle Figuren, nach einem in der Luft schwebenden Marienbilde hinanstarrend, so darstellte, daß sie, sammt dem Hauptmanne, dem Beschauer des Bildes den Rücken zeigen. Dieses Hauptmannes Degen ist noch vorfindig, und nur zum Stechen, nicht auch zum Hauen, geeignet. Man findet in dieser Capelle das Wappen der Herren (nun Grafen) von Kuenburg. Wolfgang Dietrich von Reitenau, welcher von 1587 bis 1611 Erzbischof zu Salzburg war, dem, wie es die Urkunden zeigen, seine Freundin und ihre Kinder viele Ausgaben verursachten, versetzte oder verkaufte mit Vorbehalt der Wiedereinlösung, zuerst ansehnliche Zehente von Landsberg an einen Trautmannsdorf, und nachher Landsberg selbst an einen Kuenburg. Diese Familie besaß es beinahe hundert Jahre, bis Einer dieses Geschlechtes, welcher Erzbischof wurde, es seinem Erzbisthume zurückgab. Noch nennen die Bauern das Schloß Landsberg, von jener Epoche her, das Kuenberger Schlössel, wobei mir nur das Verkleinerungswort unerklärbar, da es eine große Ritterburg und auch in seinen Besitzungen beträchtlich ist. Fast das ganze Weingebirge des Sausales ist unmittelbar nach Landsberg dienstbar; man hat nur in späterer Zeit einen eigenen so genannten Bergrichter dahin gestellt und

seinem Wohnsitze den Namen Harracheck gegeben. An Zehenten kann in der Steiermark keine Herrschaft mit Landsberg sich messen. Sie reichen bis an Ungarns Gränze, und sind noch ein Theil jener Zehente, welche bei der Einführung des Christenthumes dem erzbischöflichen Stuhle zu Salzburg für das Bekehrungsgeschäft zu Theil wurden. Die salzburgischen Vögte zu Landsberg wurden ehemals Hauptleute genannt, waren meistentheils von Adel, und hatten das Recht, im Namen ihres Erzbischofes den Landtagen der Stände beizuwohnen, welches jedoch in späteren Zeiten nimmer ausgeübt ward.

Jetzt, mein Freund, muß ich Sie bitten, mit mir einen Spaziergang zu unternehmen, der mir früher selbst noch unbekannt war, weil er erst nach meiner Entfernung aus jenen Fluren gleichsam neu geschaffen wurde. Die Lasnitz entspringt aus zwei Quellen, wovon die eine von der Moser-, die andere von der Handalpe fließt, die sich beide hoch im Gebirge vereinigen. Diese zwei Alpen gehören der Herrschaft Landsberg, und jene, welche Handalpe genannt wird, grenzt an Kärnten. Der Schlangenlauf der Lasnitz bis zum Fuße des Berges, auf welchem das alte Schloß liegt, war bisher so enge, so steil, daß nur Jäger oder Holzarbeiter es wagten, zuweilen dort an ihren Ufern gegen die Alpen höher hinan zu klimmen. Weil die kaiserliche Messingfabrik auf jenen Gebirgen einige Waldungen auf Abstockung von der Herrschaft besitzt, so kam man auf die Idee, die Lasnitz zu einer Holzschwemme tauglich zu machen; dazu bedurfte man eines Weges längs ihren Ufern, und so entstand ein neuer Spaziergang, den der Schöpfer desselben, Herr Sebastian Hoffer, Förster der Fabrik, mit vielem Geschmacke, und doch nur als eine nicht kostspielige Nebensache des Vergnügens, zu den angenehmsten machte, den nur immer ein Freund der Natur sich zu wünschen vermag.

Wenn man dieses verborgene Heiligthum der Natur, in welches die Sonne nur in der hohen Mittagsstunde zuweilen einen flüchtigen Blick wirft, besuchen will, wandelt man auf einer Brücke über die Lasnitz, wendet sich rechts, und kommt zuerst zu einer Mühle, ähnlich jener im Schwarzthale, wie sie die Sagen der Vorzeit beschreiben. Die Burg Landsberg schaut von ihrer steilen Höhe ernst auf diese Mühle herab, ob welcher das Auge auf einmal fünf Wasserfälle entdeckt. Schon hier fest am Ufer ist, der Mühle gerade gegenüber, ein einladendes Ruheplätzchen, um so angenehmer, als man dort alle Wasserfälle übersieht, und von ihrem lieblichen Geräusche in süße Phantasie eingewiegt wird. Weiter wandelnd kommt man zu einem Sitze in Felsen gehauen, aus dem eine Quelle hervorsprudelt und der nahen Lasnitz zueilt, welche jenseits den Fuß eines sich senkrecht erhebenden Felsen bespült. Jetzt führt der Weg, an einer anderen von der Höhe herabsprudelnden Quelle, zu einem Stege leicht über die Lasnitz hingeworfen, die unter ihm, zürnend über die sie hemmenden Steinmassen, so hastig dahinbrauset, daß es den Wanderer schwindelt, wenn er auf dieses Steges Mitte kommt. Höher auf dem schmalen Wege fortwandelnd bemerkt man links einen verborgenen Seitenpfad, der über mehrere natürliche Felsenstufen hinab an des Flusses tieferes Ufer führt. Dort, an einem bemoosten Felsen, der sich weit über den Fluß hinausneigt, befindet sich ein aus Steinen größtentheils von der Natur selbst verfertigter Sitz, über den sich eine morsche Steinbuche, annoch grünend, auf den Felsen hinüberlehnt, und diesem Platze eine besonders romantische Schönheit gewährt, die noch von einem natürlichen Wasserfalle und seinem melodischen Getöse erhöht wird. Bald kommt man wieder zu einem andern Sturze des Gewässers, wobei sich ein großer Felsen

befindet, den die Natur selbst — wirklich wunderbar — zu einem bequemen Ruhebette formte, und die Menschenhand nur mit etwas Rasen bedeckte. Höher auf diesem kahlen, wenig bemoosten Felsen grünt lieblich in voller Frische ein Fichtenbäumchen. Vor dem Felsenbette steht ein steinerner Tisch, den eine Menschenhand blos gerundet hat. Jetzt führt der Pfad zu zwei großen Felsenmassen, auf denen in üppiger Vegetation große und kleinere Buchen ihres Daseins auf hartem Grunde dunkelgrünend sich zu freuen scheinen. Ueber mehrere Stufen hinan wandelt man durch eine schmale Oeffnung zwischen den beiden Felsen, wendet sich dann rechts, und kommt zu einer niedlichen Einsiedelei aus Baumrinden verfertigt. Vor derselben befindet sich ein kleines Gärtchen; dann hart an der hohen Felsenwand, die sich schauerlich, gleichsam den Einsturz drohend, herüberneigt, eine kleine Capelle. Einige Stufen höher steht ein einsames Kreuz. Neben der Einsiedelei vorbei steigt man zu zwei schattigen, besonders einladenden Ruheplätzchen empor, das nun wieder von der Natur selbst gebildet, und woran die Verschönerung der Kunst kaum bemerkbar ist. Auch hier entdeckt man, zur Vollendung des Anmuthigen, abermals einen Wasserfall. Nun schlängelt sich der schmale Pfad unter einem weit sich überneigenden Felsen durch, den zwei große Rüster und eine Buche krönen. Unter diesem Felsen ist ein Ruheplätzchen, das er ganz wie ein Dach bedeckt, und wo man entweder dem fröhlichen Spiele der Forellen in dem krystallreinen Wasser zusehen, oder sich an dem Falle dreier stürzenden Gewässer vergnügen kann. Ueber einen zweiten Steg, unter welchem die Lasnitz nicht minder schnell dahinbrauset, wandelt man am jenseitigen Ufer vor einer anderen Felsengrotte vorbei, und kommt zu einem angenehmen Platze, wo zwei bequeme Sitze angebracht sind, von denen man, über dem

dunkelgrünen Gebüsche hoch in den Lüften, einen Theil der Zinnen des alten Schlosses entdeckt. Endlich stiegen wir unter einem ungeheuern Felsen, der uns mit jedem Augenblicke im Herabsturze zermalmen zu wollen schien, über eine etwas breitere Stiege empor, und erreichten die Stelle, welcher der vieljährige montanistische Referent, Herr Gubernialrath Graf von Dietrichstein seinen Namen gab. Die Schönheit dieses gefälligen Ruhepunktes erhöht der freiere Anblick eines Theiles vom alten Schlosse, dessen Schindeldächer aus dem üppigen Grün der dichtbelaubten Bäume, von denen die ganze fast senkrechte Anhöhe bedeckt ist, malerisch schön hervorragen; der anziehende Eindruck auf das Gemüth ist hier um so mächtiger, da das Schloß neun und sechzig Klafter über den Fluß erhaben dasteht.

Bis dahin wandelten wir in diesem schauerlicherhabenen Heiligthume der Natur, und hätten noch zwei Stunden bis zu dem eigentlichen Fuße der Alpen so fortwandeln können. Indem ich es versuchte, Ihnen, mein Freund, diesen Spaziergang, auf dem mich namenloses Entzücken gleichsam in eine Feenwelt versetzte, zu beschreiben, fühlte ich es tief, daß große Naturschönheiten über Feder und Pinsel weit erhaben sind. So was läßt sich weder beschreiben, noch malen, auch nicht von unseren Kunstgärtnern in ihren sogenannten englischen Gärten erreichen. Heilige Natur, du ewig große, ewig schöne, du bist die erhabene Künstlerin, die wir wohl anstaunen, anbeten, der wir aber mit unseren armseligen Künsten nie gleichkommen können, die schon das höchste Ziel errungen haben, wenn sie nur einem deiner Werke in ihren Nachbildungen ähnlich scheinen.

Als wir aus dem heiligen Dunkel wieder in die besonnte Welt zurückkehrten, noch schwimmend in Wonnegefühlen über

alle diese Schönheiten der Natur, schlugen wir die Straße ein, welche vom alten Schlosse abwärts zu dem Markte führt, und kamen bald zu einem kleinen Gartenthore, das unser Führer zu öffnen verstand. Wir betraten jetzt einen schönen, geräumigen Garten, der unser Gemüth zu froheren Gefühlen hinüberwiegte, indem er uns plötzlich eine herrliche, lachende Landschaft gleichsam vor die Augen hinzauberte. Das ganze Weingebirge Burgeck, so fruchtbar und schön mit seinen kleinen Häuschen, stellte sich uns, mit dem alten Schlosse im Hintergrunde, als das anmuthigste ländliche Gemälde dar. Neben dem Schlosse bemerkt man den gespaltenen Berg, aus dem die Lasnitz sich in diese blühenden, den bezauberten Gärten der Hesperiden nicht unähnliche Gefilde hervordrängt, und neben dem Garten, wo wir uns befanden, ihn lieblich begrenzend hinrieselt, indeß die Erlen an ihrem diesseitigen Ufer einen angenehmen Spaziergang darbieten. Ein edler Greis kam uns aus dem Hause, zu welchem dieser Garten gehört, freundlich entgegen. Es war Herr Jud, der ehemalige Administrator von Landsberg, der hier in Ruhe und noch voll Empfänglichkeit für alles Edle und Gute seine Greisentage verlebt. Von den Erben eines Herrn von Hormayer, der sein Amtsvorgänger war, erkaufte er sich diesen Ruhesitz und überließ ihn jetzt dem Herrn Grafen von Fries mit dem Vorbehalte, hier sein Dasein beschließen zu dürfen. Oft, als ich noch Besitzer Feilhofens war, besuchte ich den Würdigen; wir lustwandelten hier und besprachen uns über die Zeitbegebenheiten, voll patriotischer Wünsche für das Wohl unseres Vaterlandes und seines Beherrschers. Herzlich wünsche ich dem grauen Biedermanne Glück, daß er noch den gegenwärtigen Umschwung politischer Verhältnisse erlebte, und einst auf seinem Todtenbette sagen kann, mein Leben war reich an großen Begeben-

heiten, es umfaßte, nach altem Zeitenmaße, die Geschichte eines halben Jahrtausends.

Am folgenden Tage unternahmen wir eine Fußreise nach dem nachbarlichen Schlosse Hollenegg, das auf der Höhe jenes Mittelgebirges steht, welches das Lasnitzthal von dem Sulmthale scheidet. Nachdem wir über die Lasnitz und durch die Fluren von Landsberg gewandert waren, stiegen wir bei dem Dorfe Leibenfeld, welches in einem Walde von Obstbäumen versteckt ist, die Anhöhe hinauf, gingen zwischen ebenen Feldern weiter hin, kamen durch einen Wald, welcher ganz einem Parke gleicht und schritten so unter traulichen Gesprächen immer weiter fort, indeß die Natur unser Auge und unser Gemüth mit dem Anblicke immer neuer Landschaften, womit jene Gegenden so liebreizend ausgeschmückt sind, wohlthätig erquickte. Indem wir durch Wälder, Wiesen und Felder hinwallten, erzählte ich meinem Gefährten die Geschichte des Schlosses, welches wir jetzt zu besuchen hatten, in so weit sie nämlich mir selbst bekannt ist. Hollenegg war das Stammschloß eines der ältesten Edelgeschlechter der Steiermark, welches viele Biedermänner, besonders aber Helden, hervorbrachte. Fast bei allen Kriegen und Schlachten unseres Vaterlandes, vom dreizehnten bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, macht die Geschichte ihrer eine rühmliche Erwähnung. Viele opferten ihr Leben im Kampfe für das Vaterland, und Abel von Hollenegg, der im Jahre 1529 mit seinen Steiermärkern, als ihr Anführer die Stadt Wien gegen die Türken so tapfer vertheidigen half, und bei dem Kärnthnerthore seinen gefährlichen Standpunkt hatte, glänzte unter den ersten Helden seiner Zeit. Friedrich von Hollenegg und Kainach war der letzte seines Stammes; er starb als Verordneter der Stände seines Vaterlandes, indem er seine Gattin (eine geborne Fugger, Freiin zu Weißen-

horn) mit sechs Töchtern hinterließ. Nach seinem Tode kam Hollenegg in die Hände fremder Besitzer, veränderte einige Male dieselben, und ward endlich das Eigenthum eines Grafen von Saurau, der es im siebenzehnten Jahrhunderte dem Johann Wuckhowitz von und zu Nossen verkaufte. Dieser Mann, welcher auch das Gut Freibüchl besaß, war Generaleinnehmer und Kriegszahlmeister der steiermärkischen Stände, zog sich später auf seine Güter zurück und wurde dann zum Freiherrn von Puchbaum erhoben. Seine beiden Söhne starben kinderlos. Der jüngere, welcher länger lebte und sein großes Vermögen auf Reisen verkleinerte, beschloß, seine älteren Tage zu Feilhofen (damals noch Pfeilhofen) zu verleben. Er wählte sich aus seinen Gütern Hollenegg und Freibüchl die besten Unterthanen mit den fruchtbarsten Gründen aus, schuf sich so zu Pfeilhofen ein neues Rittergut und gab ihm den Namen Feilhofen. Sein Vater, der Generaleinnehmer, war ein sehr reicher Mann, wie es ein von ihm selbst geschriebenes Inventarium beweist, worin er sogar seine Kleidungsstücke anzusetzen nicht unterließ. Die rothe Lade, worin seine Schätze aufbewahrt waren und auf die er sich so oft bezieht, fand ich noch zu Feilhofen; aber die großen Gold- und Silbersäcke waren schon von seinen Kindern in alle Welt ausgetheilt worden. Damals galt der Ducaten nur drei Gulden. Jener letzte Freiherr von Puchbaum verkaufte Freibüchl und Hollenegg an einen Grafen von Kuenburg, dessen Nachkomme das letztere noch besitzt. Feilhofen kam, nach Puchbaum's Tode, an einen Grafen von Steinbeiß, von diesem an die Grafen von Gaisruck, und endlich an mich. Ich verkaufte es an einen Grafen von Welsersheim, dessen Erben Frauenthal und Feilhofen dem neuen Besitzer der Herrschaft Landsberg, Herrn Grafen von Fries, käuflich überließen, wodurch jetzt alle drei sich sehr nahe

gelegenen Güter zu einem Besitzer und zu einer vereinten Verwaltung gelangten.

Unter angenehmen Gesprächen erreichten wir endlich Hollenegg, welches (eine herrliche Ritterburg) eine unaussprechlich schöne Lage hat. Der weite Umfang der Mauern, die vielen Gänge, die stattlichen Thürme und die niedliche Pfarrkirche in der Mitte des geräumigen Schloßhofes erwecken schon bei dem Eintritte eine gewisse Ehrfurcht in dem Gemüthe. Das Altritterliche vereint sich hier mit dem Neueren. Eine Reihe von Zimmern, die an einen großen Saal stoßen, ist prachtvoll, nach dem Geschmacke aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hergestellt. Die Aussicht von der Altane des Saals in das fruchtbare Sulmthal hin, wo man der Schlösser so viele erblickt, ist hinreißend, bezaubernd schön. Ueberhaupt wird das Auge fast bei jedem Fenster dieses Schlosses mit einer neuen Aus- und Ansicht, deren jede einzig in ihrer Art ist, und die vorzüglichsten Landschaftsmaler entzücken würde, überrascht. Den größten gemüthlichen Reiz haben hier für mich die noch vorhandenen Denkmale der alten Besitzer. Noch steht der runde Thurm am Eingange links, in welchem sich das Burgverließ befindet; noch sieht man die Fallthür, unter welcher eine Stiege in den Schloßgraben führt, über welchen einst nur eine Zugbrücke lag, und in dem man zu dem geheimen, nun verfallenen Ausgang gelangt, der weit unter der Erde hingeführt sein soll; noch ist in einem Gewölbe die Mühle vorhanden, auf welcher bei damaligen Belagerungen das Getreide von Menschen gemahlen wurde; noch ist dieser Brunnen im Schloßhofe, mit seiner schauerlichen Tiefe und dem reinsten Wasser der ganzen Gegend, ein schönes Werk des Alterthums; noch erinnern Wappen und Inschriften an das Heldengeschlecht, das diesem

Schlosse Dasein und Namen gab. Ueber der Hauptstiege steht folgende Inschrift:

Ne penitus premerent oblivia stirpem . . .*)
Mens fuit hec arcis ponere tecta novae,
Sumptibus extruxit propriis Fridericus ab Hollnegg
Extarent generis quo monumenta sui.
Tu studium lauda, nec factum credito, luxu,
Ipsi quod suasit posteritatis amor.
Conditor omnipotens rerum et fabricator olympi
Ut maneat foelix hanc regat ipse domum.
Anno MDLXXVII.

Der gute Mann hatte also bei Verfertigung dieser Inschrift keine Ahnung, daß der Herold bei seinem Begräbnisse das Wappen der Hollenegger zerschlagen und drei Mal ausrufen werde: Hollenegg und nimmermehr Hollenegg! daß der Stein mit diesem Wappen umgekehrt, die Helme abwärts, in der Pfarrkirche zu Hollenegg werde eingemauert werden, wie es dort zu sehen ist. Das Feierliche dieses Schlosses vermehrt besonders die Kirche mitten im Schloßraume, und ihre marmornen Grabsteine von außen herum, wo die alten Herren und Frauen in Lebensgröße so melancholisch dastehen und über den Untergang ihres Hauses zu trauern scheinen. Von allen am besten erhalten ist der Grabstein Abels von Hollenegg; ich betrachtete mit Ehrfurcht diesen berühmten Steiermärker, der, ein schöner Mann, in voller Rüstung mit dem freiherrlichen Panier dasteht, als wollte er so eben wieder ausziehen, den türkischen Halbmond neuerdings bei seinen Hörnern zu fassen. — Möge doch der Genius dieses erloschenen Geschlechtes noch ferner über die Erhaltung dieses merkwürdigen Grabsteines wachen!

*) Hier hat die Verwitterung ein Wort zerstört.

Besonderes historisches Interesse hat in diesem Schlosse eine hölzerne Tafel, welche sich im ersten Stocke über der Stiege befindet und mit lateinischen Anfangsbuchstaben folgende Inschrift enthält:

„Herr. Reinprecht. von. Holnegkh. der. Erber. Ritter. pfuecht. die. Otagkher. Schlacht. Anno. Christi. 1277. mit hohen. lob. er. leibt. zu. Holnegkh. Herr. Weigkhart. von. Schwanberg. den. Rastockh. Anno. 1299. ist. gestorben. zwey. iar. hernach. und. ligt. zu. Holnegkh. pigraben."

Diese Inschrift will sagen, daß, indem Reinprecht von Hollenegg auszog, für die Befreiung seines Vaterlandes von dem böhmischen Despoten zu kämpfen, und tapfer mitkämpfte in der großen Schlacht auf dem Marchfelde, sein Nachbar und Zeitgenosse, Weihard von Schwanberg, in seinem Leben nichts Anderes that, als daß er einmal den Rastock, vermuthlich der Jagd wegen, besuchte, welcher Berg nur zwei Stunden von seinem Schlosse entfernt ist. Alle Steiermärker, welche in der Schlacht auf dem Marchfelde gefochten hatten, genossen hohe Verehrung in ihrem Vaterlande; desto mehr wurden jedoch die Zurückgebliebenen — besonders die vom Adel — verachtet. Wer hätte gedacht, daß diese zum Schimpfe verfertigte Tafel sich bis in unsere Zeiten erhalten würde!

In einem Gewölbe des Schlosses Hollenegg werden auch manche antike Geräthe und Merkwürdigkeiten aufbewahrt, deren Betrachtung in meinem Gemüthe unsägliche angenehm-traurige Phantasien erweckte. Es befindet sich daselbst ein Becher, dreizehn und einen halben Zoll hoch, von dem reinsten Krystall. Vorzüglich schön ist jedoch ein anderer Becher, aus einem Stück Elfenbein geschnitten. Er ist drei und zwanzig einen halben Zoll hoch und hat oben im Umfange des Deckels siebenzehn Zoll. Die schönste erhabene Arbeit, mit vielen Figuren,

überdeckt den ganzen Becher; die Hauptdarstellung ist die Geschichte jener Rosamunde, Königin der Longobarden, deren Schicksal ich an einem anderen Orte erzählte. Der Künstler wählte den Moment, wie König Alboin an der Tafel zecht und schon berauscht, der Königin den in einen Becher verwandelten Todtenkopf ihres Vaters hinhält, sie nöthigend, daraus zu trinken. Besonders vortrefflich ist ihr halbohnmächtiges Zurücksinken vor diesem entsetzlichen Anblicke dargestellt. Noch mehrere andere berühmte Frauen des Alterthums sind rings um den Becher, in der Form von alten Gemmen, in den Momenten ihres tragischen Endes angebracht. Der ganze Becher ist ein wahres Kunstwerk, wahrscheinlich von der Hand eines berühmten Italieners aus dem sechszehnten Jahrhunderte. Nebst manchen anderen merkwürdigen Dingen sah ich hier auch einige noch ganz kleine Kaffeeschalen, auf denen die Jahrszahl ihr mehr als hundert fünfzigjähriges Alter verkündet. Meine aufgeregte Phantasie träumte sich in jene Zeit zurück; ich sah die alten Frauen im Schlosse um einen Tisch sitzen, aus diesen Schalen ganz gemächlich ihren Kaffee schlürfen und hörte sie dabei folgendes Lied singen:

Schwestern, laßt die Spindeln ruhen!
Hier, aus Schalen rein und blank,
Mund und Herzen wohl zu thuen,
Duftet unser Göttertrank.

Männer suchen ihre Wonne
Bei dem herben Rebensaft;
Der Kaffee, die Wunderbohne,
Gibt uns Weibern Geist und Kraft.

Wenn wir ihn behaglich trinken,
Kehrt die Weisheit bei uns ein;
Ja, von ihm begeistert, dünken
Wir uns Göttinnen zu sein.

Mägde, Schwestern, Freunde, Gatten
Ziehen kühn wir vor Gericht;
Amor selbst entschlüpft verrathen
Uns'res Witzes Pfeilen nicht.

Labetrank, der uns'rem Bunde
Lindert manches Herzenweh!
Nah' ist schon die letzte Stunde
Mundet nimmer der Kaffee.

Soll's im Himmel uns gefallen,
Reicht gewiß der Engel Schaar
Einst auch dort in gold'nen Schalen
Diesen bess'ren Nektar dar.

Wenn sich von der Dicke der Mauern auf das Alter eines Gebäudes schließen ließe, so wäre Hollenegg nicht jünger als Landsberg. Was die Lage des ersteren noch angenehmer macht, ist ein niedlicher Weingarten, der bis an die Schloßmauern reicht. Ein alter Verwalter, der Koppitsch hieß — eben jener, welcher zu Feilhofen die Obstbäume pflanzte — schmückte ihn mit herrlichen Lauben und Laubengängen und brachte diesen Weingarten zu dem höchsten Ertrage, der möglich ist. Friede der Asche des Biedermannes, der, nicht fern vom Schlosse, im Kirchhofe der Pfarre Hollenegg ruht. Wenn die Menschen sich mehr aufs Pflanzen als Zerstören verlegten, würde nicht schöner unsere Erde, würden nicht glücklicher ihre Bewohner sein?

In unseren Erwartungen angenehm befriedigt, von gemüthlichen Erinnerungen erfüllt, kamen wir mit Beginn der Nacht nach Feilhofen zurück. Die übrigen Tage unseres dortigen Aufenthaltes wurden freundschaftlichen Besuchen in der Nachbarschaft und angenehmen Spaziergängen gewidmet. Auf allen unseren Streifzügen begleitete uns Herr Koffler, ein Künstler in der Zeichenkunst, den der Herr Graf von

Fries von Wien hierher schickte, die schönsten Gegenden aufzunehmen. Wir sahen mehrere dieser Arbeiten unvergleichlich gelungen und freuten uns der Absicht des Künstlers, sie (in Kupfer gestochen) der Welt mitzutheilen. Wir besahen noch die ansehnlich gebaute Kirche des Marktes Landsberg, die aber, erst hundert Jahre alt, nichts historisch Merkwürdiges enthält. Die vielen Heiligen mit Infeln geziert, zeigen an, daß ein Erzbischof das Meiste zur Erbauung dieser Kirche beitrug. Einst war nur Ein Geistlicher hier, las bald im Schlosse Landsberg, bald in der kleinen Ulrichskirche (bei Frauenthal) die Messe, und speiste täglich bei einem anderen Bürger des Marktes in der Runde umher.

Wir schieden endlich von meinem Freunde Winkler und seiner liebenswürdigen Gattin, innig gerührt über die so herzliche, gastfreundschaftliche Bewirthung. Wir wählten zu unserem Rückwege die alte Straße, die ich so oft und in so manchen Gemüthsstimmungen wanderte. Unsere erste Unterredung sprach die Freude aus, so viele gute, wohlwollende Menschen in diesem lieben, holden Thale gefunden zu haben. Wir wünschten allen Landleuten Glück, daß sie einen so edlen Gutsherrn erhielten, der ihnen bereits einen schönen, humanen Beweis seiner väterlichen Großmuth gab, indem er bei dem großen Mißwachse des vorigen Jahres einige hundert Metzen Getreide unter seine dürftigeren Unterthanen vertheilen ließ. Solche Züge sind wahre Ahnenprobe der Seele! Wenn ich von einem reichen Manne sprechen höre, kann ich mich nie der Frage enthalten: Wie benützt er seine Reichthümer? Und wenn ich dann höre, daß er sich um das Schicksal der leidenden Menschenbrüder nicht bekümmere, so erfüllt mich tiefe Verachtung; diese steigt dann um so mehr gegen hochgeborene Filze, denn der Edelmann genießt einer besseren Erziehung

und muß daher edel denken, wenn er seiner Ahnen würdig sein will. Bei jenen fühllosen Pilzen, schnell emporgewachsen aus einem mit Wucher, Betrug und Thränen gedüngten Boden, ist ohnehin kein Sinn für etwas Gutes oder Edles zu suchen.

Als wir durch St. Florian fuhren, erinnerte ich mich des schrecklichen Tages, an dem das Feuer diesen Markt fast ganz zerstörte und selbst die hochgelegene Kirche nicht verschonte. Das Brennen des Thurmes und der Einsturz seines flammenden Daches war ein fürchterliches, gräßliches Schauspiel. Im Vorbeifahren sahen wir hin auf das gräflich Schönborn'sche Schloß Dorneck, welches in seiner Ansehnlichkeit und Schöne so herrlich daliegt; ich bedauere, daß ich nie das Innere zu besehen Gelegenheit fand. Als wir zu dem Markte Pröding gelangten, der zur nahen Staatsherrschaft Horneck dienstbar ist, besuchten wir die Kirche mit dem Wunsche, dort das Grabmal jenes Ritters von Horneck zu finden, der ein Zeitgenosse Rudolphs von Habsburg und seines Sohnes Albert war, in der Schlacht auf dem Marchfelde unter jenen tausend geharnischten Reitern mitkämpfte, welche der Landeshauptmann der Steiermark, Otto von Lichtenstein, anführte, und nachher diese Schlacht in altdeutschen Reimen besang, die so angenehm zu lesen sind und verdienten, durch eine Uebersetzung in das Neudeutsche allbekannt zu werden. Wir fanden nicht, was wir suchten, aber wir freuten uns, daß im dreizehnten Jahrhundert zwei edle Steiermärker sich als Dichter auszeichneten. Der eine war dieser Horneck, von dem auch noch ungedruckte historische Manuscripte vorhanden sind; der andere, welcher ein halbes Jahrhundert früher unter den letzten Babenbergern blühte, auch die Schlacht mitkämpfte, in welcher Friedrich der Streitbare fiel, hieß Ulrich von Lichtenstein und war

der Vater jenes Landeshauptmannes der Steiermark, der auf dem Marchfelde focht. Ulrich, der berühmteste Minnesänger seiner Zeit, schrieb seine eigene Lebens- und Liebesgeschichte sehr naiv und gemüthlich, schmückte sie mit zärtlichen Liedern und gab ihr den Namen Frauendienst. Er fand jetzt außer seinem Vaterlande (der Steiermark) einen Herausgeber. Leider soll sich seine Urschrift in München befinden. Fruchtlos waren bisher die Bemühungen, zu Lichtenstein oder Murau im Judenburger Kreise ein Manuscript seiner Lieder aufzufinden. Jetzt verließen wir das Lasnitzthal wieder und blickten noch einmal auf der Anhöhe über Pröding nach seinen freundlichen Bergen zurück. Abwärts ging nun der Weg; die Gefilde der Umgebungen von Graz stellten sich wieder unserem Anblicke dar. Als wir bei dem Schlosse Pöls, nahe der Kainach, vorüber fuhren, erinnerte ich mich der Zeit, als es noch meinem Vater und nachher meinem Bruder gehörte, der jetzt in Krain begütert ist. Ich sah hin auf die traute Waldung, worin ich als Junge so oft herumwandelte und mich überglücklich schätzte, wenn ich mit meiner Flinte ein Eichhörnchen erhaschen konnte. Ich erinnerte mich, wie ich hier als Obersteiermärker die ersten Weinhecken sah und mir durch übermäßigen Genuß der Trauben ein Fieber zuzog; wie es mich in dem schönen Garten oft graute, wenn Abends in dem nahen Walde die Hirsche zur Brunstzeit fürchterlich brüllten; wie mir in eben diesem Garten am Theresientage der Keil eines Pöllers, den ich abschoß, beinahe das Gehirn zerschmettern wollte. In meiner Phantasie sah ich den rothnasigen Geistlichen und einen hageren Herrn von Graz wieder, denen damals unser Wein trefflich zu behagen schien. Doch das ist ja Alles schon längst vorüber! Fremdlinge hausen dort, wo ich die schönen Tage meiner Jugend verlebte. Das Dasein

aller Creaturen hiernieden ist endloses Kommen und Scheiden, Verdrängen und Verdrängtwerden des Individuums, indem das Naturgesetz nur für die Erhaltung des Geschlechtes sorgt. — Indeß ich neben den alten, dünnbelaubten Bäumen am Wege, meinen alten Jugendbekannten, unter denen ich als Knabe so oftmals wandelte, gegen die Kainachbrücke hinfuhr, dachte ich daran, daß auch mich der Herbst bald ereilen werde, der meinen Lebensbaum entblättert und den düsteren Nebel der Vergessenheit über meinen einsamen Hügel, wie über so viele tausend Geschiedene ausbreitet. Süße Idee, nicht unterzusinken auf dem Strome der Zeit, zu leben in der Erinnerung kommender Geschlechter; doch dies Glück wird nur Wenigen zu Theil!

Wir fuhren jetzt durch den einsamen Kaiserwald, in dem keine Hirsche mehr weiden, kein Jagdhorn eines Traungauers, Babenbergers oder Habsburgers mehr erschallt. Nun erreichten wir endlich das endlos lange Pfarrdorf Premstätten und sahen hinüber auf das prächtige Schloß gleichen Namens (einem Grafen von Saurau gehörig), welches uns mit seinem berühmten Garten freundlich anlächelte. Noch mußten wir einen kleinen Wald durchziehen, welcher in den Tagen meiner Jugend angepflanzt wurde, und jetzt befanden wir uns wieder auf dem Grazerfelde. Der Anblick des zerstörten Schloßberges zerstörte mit einem Zauberschlage die romantischen Luftgebäude meiner Phantasie, die auf dieser ganzen Luftreise in lieblichen Träumen sich wiegte. Die prosaische, eiskalte Wirklichkeit mit allen ihren Armseligkeiten ergriff mich wieder, daß es frostig über meinen Rücken schauerte, und mit düsteren Gedanken an meine Geschäfte und häusliche Sorgen, an so manche Unannehmlichkeiten des Lebens kam ich zur Stadt zurück.

Anmerkungen.

Hector von Trautmannsdorf.

Seite 3. Dieser Aufsatz erschien zuerst in dem „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (hgg. v. Hormayr). 1813. Nr. 133 und 134.

Der Stoff dieser Erzählung ist aus dem schon erwähnten steiermärkischen Ehrenspiegel genommen, dessen Verfasser ein Freiherr von Stadl auf Kornberg war. (Anmerkung Kalchberg's.) Vgl. die Anmerkung auf S. 279 des III. Bandes der vorliegenden Ausgabe, welche sich auf S. 13 daselbst bezieht.

Seite 11. Z. 7 v. u. Die Nachkommen dieses Rindsmaul fanden später in eben den Ländern ihr Glück, deren Regenten ihr Ahnherr unglücklich machte, und die Söhne Habsburgs waren edel genug dies zu vergessen. (Anmerkung Kalchberg's.)

Die Schlacht auf dem Marchfelde.

Seite 16. Zuerst in den „Historischen Skitzen", deren 1. Theil dieser Aufsatz eröffnet.

Seite 30. Z. 2 v. u. Sede fortiter, domine deus, alias Rudolphus locum nuncupabit tuum. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 38. Z. 6 v. u.

— — Quia me vestigia terrent,
Omnia te adversum spectantia, nulla retrorsum.

(Anmerkung Kalchbergs.)

Friedrich der Streitbare.

Seite 56. Im II. Theile der „Sämmtlichen Werke" (vom Jahre 1816 und 1817).

Die Grafen von Babenberg.

Seite 118. Im II. Theile der „Sämmtlichen Werke".

Die tapferen Tiroler.

Seite 134. Zuerst in den „Historischen Skitzen". 2. Theil.

Karl der Große.

Seite 146. Zuerst in den „Historischen Skitzen". 1. Theil.

Adelheid von Burgund.

Seite 161. Zuerst im „Aufmerksamen". Jahrg. 1817. Nr. 69.

Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten.

Seite 178. Zuerst abgedruckt in der „Neuen Thalia" von Schiller. IV. Stück. 1793. S. 3 ff.

Die Inquisition in Deutschland.

Seite 188. Im IV. Theile der „Sämmtlichen Werke".

Seite 189. Z. 16 v. u. Marburg in Hessen war sein Geburtsort. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 191. Z. 2 v. o. Siehe Schmidt's Geschichte der Deutschen, 4. Band.

Das Mürzthal.

Seite 211. Zuerst erschienen im „Aufmerksamen". Jahrg. 1813. Nr. 76 ff.

Beantwortung einiger historischer Fragen.

Seite 279. Zuerst abgedruckt im „Archiv für Geographie", 2c. (v. Hormayr.) 1814. Nr. 34.

Ausflug nach dem Lasnitzthale.

Seite 294. Im V. Theile der „Sämmtlichen Werke".

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 100 911 759